

Magie und Geheimwissenschaft

in ihrer Bedeutung für Kultur
und Kulturgeschichte

Von

Dr. Theodor-Wilhelm Danzel

Privatdozent an der Hamburgischen Universität

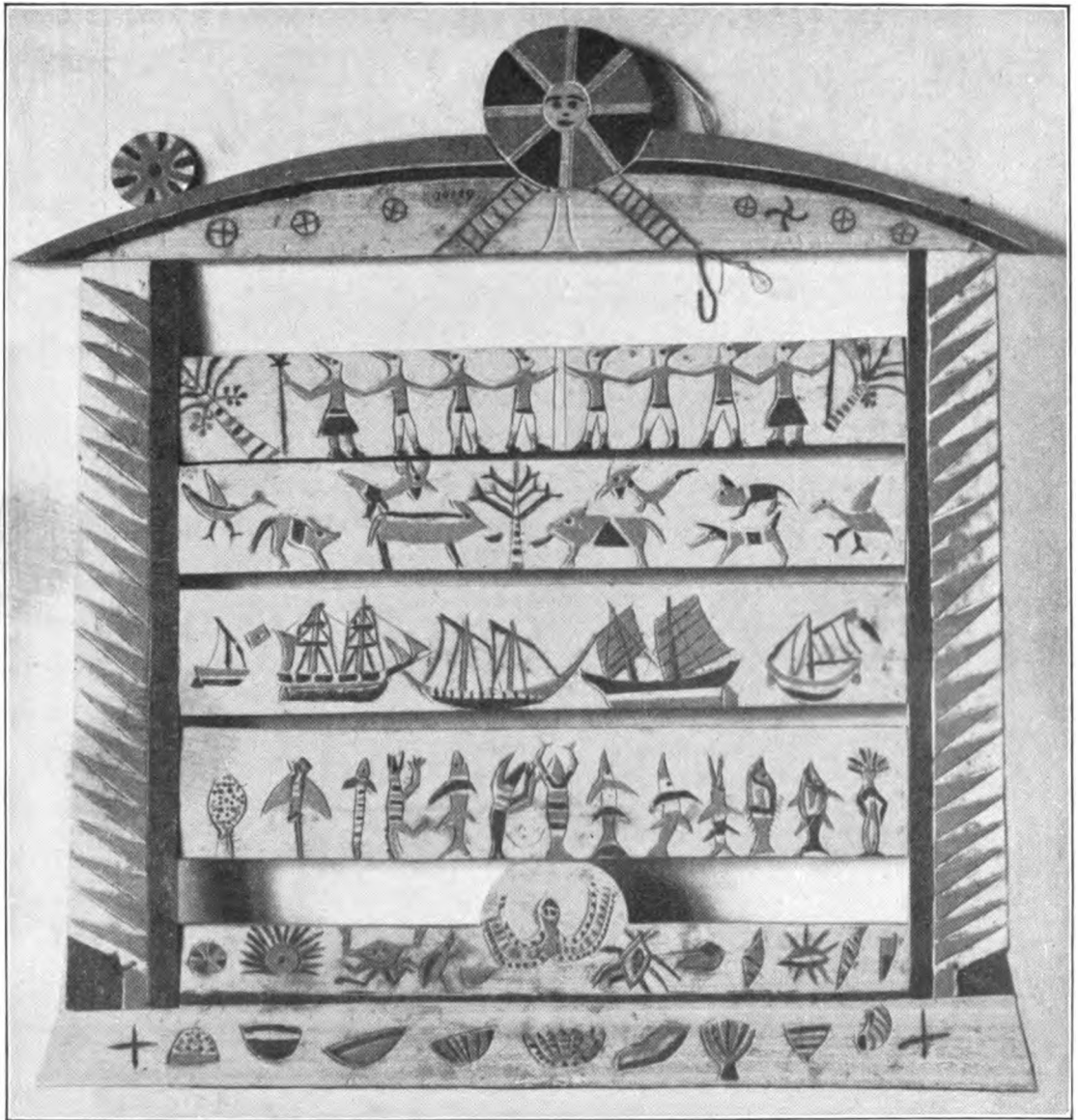
Mit 1 Tafel und 37 Abbildungen

Verlag von Strecker und Schröder in Stuttgart
1924

bF
1613
D31
1924

Alle Rechte vorbehalten
Copyright by Strecker und Schröder
Stuttgart 1924

Druck von Strecker und Schröder in Stuttgart



Auf Holz gemaltes Bild von den Nikobaren, wie es anlässlich eines Krankheitsfalles angefertigt wird. Kosmogramm. Dargestellt ist die ganze Welt, in Zonen vom tiefsten Meeresgrunde bis zum gestirnten Himmel.
(Naturhistorisches Museum, Wien)

Grad
Gift
Walter Pinkus
20/9/96

Meiner Frau gewidmet

Motto:

**„Je mehr sich einer in der Außenwelt verliert,
desto mehr geht seine Erkenntnis zurück.“**

Laotse.

Vorwort

Die vorliegende Arbeit, die aus Vorlesungen hervorgegangen ist, welche der Verfasser im Wintersemester 1923/24 an der Hamburgischen Universität gehalten hat, führt Probleme weiter aus, die in seinem Buche: „Kultur und Religion des primitiven Menschen“ schon kurz gestreift wurden. Um die Lektüre des letztgenannten Buches nicht voraussetzen zu müssen, werden einige Erörterungen, die hier als Ausgangspunkt wichtig sind, von dort übernommen.

Der Begriff Magie ist in unseren Ausführungen ein weiter und schließt beispielsweise den Kult und seine Symbolik mit ein. Uns erschien die scharfe Trennung von Magie und Religion wenigstens für völkerpsychologische Erörterungen religionswissenschaftlicher Probleme nicht haltbar. Faßt man Magie dagegen nur als schon relativ technisierte, mechanisierte, magische Handlungen mit ihnen zugrunde liegenden rationalen Anschauungen auf, so geben wir ohne weiteres zu, daß sie erst ein spätes Produkt menschlichen Geistes und von der eigentlichen Religion geschieden ist, ja zu ihr in einen gewissen Gegensatz treten kann. Im großen und ganzen wird man aber sagen müssen: in Mythologie und Magie spricht sich eine Gesamthaltung des Menschen aus, die auf allen Betätigungsgebieten von Einfluß ist. So

sind magische, mythische Momente ursprünglich mit allen Äußerungen des Menschen in Zusammenhang.

Warum man Magie vielfach gern nur als eine Art „Entartungsprodukt“ auffassen möchte, ist nicht recht einzusehen. Manchmal scheint den Forschern ein inneres Widerstreben geboten zu haben, dieses uns fremd gewordene, bei uns nur noch meist in recht zweifelhaften Formen weiterlebende Gebiet als voll anzuerkennen. Ebenso schlecht ergeht es oft der Mythologie, deren vielfältige Buntheit den an etwas entfärbte, vereinheitlichende religiöse Lehren Gewöhnten mitunter nicht als ebenbürtig gelten will.

Durch die Prägung des Wortes *Homo divinus* suchten wir das angefochtene und ungemäße Wort primitiv vermeidbar zu machen. Es muß aber hervorgehoben werden, daß die den beiden Worten zugrunde liegenden Begriffe keineswegs sich decken. Eine Rechtfertigung unserer Wortprägungen gaben wir bereits früher in unserer „Entwicklungspsychologie“. Es ist nun einmal eine unleugbare Tatsache, daß die vielfältigen kulturellen Fremdarten primitiver und exotischer Völker sich für unseren Blick zu einer Einheit zusammenschließen, für diese Einheit sei eben das Wort *Homo divinus* in Anwendung gebracht.

Unter Geheimwissenschaft verstehen wir nicht in erster Linie als „Geheimnis bewahrte Lehren“, sondern vornehmlich die „religiösen Lehren vom Geheimnisvollen“; beide Auffassungen können in manchen Fällen fast zur Deckung kommen. Unsere Auffassung begründet die starke Berücksichtigung mythologischer Probleme.

Die Grundeinstellung unseres Buches ist eine im weiten Sinne psychologische. Die Notwendigkeit psychologischer Betrachtung macht sich, je länger je mehr, in allen Kultur-

wissenschaften geltend. Auch die, die anfangs solchen Betrachtungen abhold waren, müssen zugeben, daß dort, wo man ohne Psychologie auskommen zu können glaubt, doch immer eine vielleicht unbewußt angewandte Vulgärpsychologie mit am Werke ist, über die man sich nur — zum Schaden der Ergebnisse — nicht immer Rechenschaft gibt, und deren Voraussetzungen man nur nicht in kritischer Besinnung nachprüft.

Wenn metaphysische Probleme in unserem Buche keinen Raum finden, so muß doch gesagt werden, daß uns alles ferner liegt, als das Vorhandensein solcher Probleme zu leugnen. Uns schien es nur notwendig, einmal einigen religionswissenschaftlichen Hauptproblemen von völkerpsychologischer Seite her näherzutreten. Wir hoffen, daß die gefundenen völkerpsychologischen Ergebnisse, die namentlich in den ersten vier Kapiteln zur Darstellung kommen, den Leser überzeugen und sich als endgültig erweisen werden. Es war uns eine erfreuliche Bestätigung, daß wir nach der ersten Fassung unseres Buches verwandten Anschauungen bei A. Horneffer und Graf Hermann Keyserling begegneten. —

Im letzten Abschnitte gehen wir über unsere eigentliche wissenschaftliche Aufgabe hinaus und nehmen Stellung zu aktuellen Kulturproblemen der Gegenwart. Der Anlaß war hier geboten, einiges über die heutigen Möglichkeiten einer Deutungskunst zu sagen. Möchte unser Buch hier klärend wirken und den Strebenden Grenze und Unterschied von Deutungskunst und Wirklichkeitserkenntnis zum Bewußtsein bringen. — Zum Schluß erinnern wir uns dankbar der Arbeiten von F. Krueger, Lévy-Bruhl, K. Th. Preuß, A. Vierkandt und W. Wundt. —

Hamburg-Winterhude, Ostern 1924.

Dr. Theodor-Wilhelm Danzel

Inhalt

	Seite
Einleitung	1
Was ist magisch? Die Bedeutung der Magie. Hinweis auf die Deutungskunst. Kritik des Fortschrittsgedankens. Magischer und technischer Mensch, Homo divinans und Homo faber. Verbreitung des Homo divinans.	
Erstes Kapitel: Die primitive Magie	11
Die Vorzeichen. Psychologische Rechtfertigung des Glaubens an Vorzeichen. Einfluß der Suggestion. Verwobenheit der Beweggründe bei primitiven Handlungen. Magische Mitbedeutung spielerischer und künstlerischer Äußerungen. Die Bedeutung der Träume. Der Glaube an Träume als Vorboten und seine Rechtfertigung. Der Fernzauber. Der Anbahnungszauber. Magie in unserem Leben. Die Anfänge der Wissenschaft im klassifizierenden Denken des Homo divinans. Hinweis auf E. Cassirer. Verwandte Klassifizierungen in unseren Verhältnissen durch sensitive Personen. Hellsichtigkeit des Homo divinans.	
Zweites Kapitel: Die primitive Magie (Fortsetzung)	28
Magische und rationelle Therapie. Besprechen als Suggestion. Der magische Kalender. Die magische Anatomie und ihre psychologische Erklärung. Der Kalender als Buch der guten und bösen Tage. Lebendigkeitsschwankungen.	
Drittes Kapitel: Magie und Geheimwissenschaft im alten Mexiko	40
Die alte Kultur Mexikos. Die Schrift und ihr Ursprung. Die Azteken und Maya. Systematischer Charakter der altmexikanischen Wissenschaft. Der Kalender als Gerüst der Wissenschaft. Die Weltalter. Riesensage. Weltstichten als vertikale Weltgliederung. Weltgegenden als horizontale Gliederung. Das Menschenopfer und sein Sinn. Himmelsrichtungen und Farben.	

Viertes Kapitel: Magie und Geheimwissenschaft im alten Mexiko (Fortsetzung)	62
Parallelismus der Menschen- und Götterwelt. Ursprung des Monotheismus. Die kultischen Feste. Das sakrale Ballspiel. Das Menschenopfer. Das Frühlingsfest und der Sinn zeremoniellen Kleiderwechsels. Der Heiland der Azteken. Mond- und Erlösungssagen. Hinweis auf K. Th. Preuß. Psychologische Erklärung des Dämonen- und Götterglaubens. Welterschöpfungssagen. Verwandte Gedanken bei Paracelsus, Swedenborg, Novalis, Buddha usw. Der magische Baugedanke von Kultbauten. Die Verwandelbarkeit der Dinge. Beziehungen zwischen Dinglichem und Seelischem. Die Ekstase und ihr Erkenntniswert. Das Ichgefühl und seine Wandlung. Sinn der Tiersymbolik. Hellsichtigkeit und Bildsichtigkeit. Hinweis auf K. Th. Preuß. Mythische und intellektuelle Weltanschauung.	
Fünftes Kapitel: Magie und Religion im alten Peru	85
Das Reich der Inka. Kommunistische Wirtschaftsform. Die Knotenschrift. Verehrung der Sonne. Der Großpriester. Bedeutung des Fastens. Die niederen Priester und ihre Aufgaben. Die Magie: Vogelflugdeutung, Opferschau usw. Die Mönche. Die Sonnenjungfrauen. Das Raymifest. Neufuezeremonie. Der Jenseitsglaube. Das Totenreich. Die Erschaffung des Menschen. Die Tempel.	
Sechstes Kapitel: Magie und Geheimwissenschaft in der assyrisch-babylonischen Kultur	96
Verhältnis von Assyriern und Babyloniern. Entstehung höherer Kulturformen durch Verschmelzung. Die Sumerer. Der Grundgedanke der babylonischen Weltanschauung. Die Vorzeichenwissenschaft. Becherwahrsagung. Vorzeichen im heutigen Leben. Sinn der Vorzeichen deutung. Die Opferschau. Hepatoskopie. Astrologie. Heilkunst. Hexenzauber und Hexenverbrennung. Die kosmische Pyramide. Totenfluß und Totenland. Die Zahl vier. Tier- und Gestirngottheiten in entwicklungsgeschichtlicher Folge. Tiersymbolik des Traumes. Welterschöpfungssage. Zerstückelungssage und Mondphasen. Sintflutsage.	
Siebentes Kapitel: Religiöse und magische Lehren im alten Ägypten	119
Tiergestalt von Göttern. Die Kosmologie. Ägypten als „Reich der Mitte“. Die Sonne in mythologischer Auffassung. Die Sonne in der Unterwelt. Der Mond. Die Sterne. Weltentstehungssage. Isis. Entstehung der Menschen. Die Osiris-Sage und ihre Bedeutung. Anfänge	

des Dramas. Götter und Dynastien. Amon-Re. Die religiösen Bestrebungen Amenophis IV. Die Restauration. Dämonenglaube. Monotheistische Tendenzen. Zauberei. Totenkult. Grabbeigaben. Die Totenwelt. Die Särge. Die Medizin. Die Textdeutung als Deutungskunst. Grundsätzlicher Unterschied zwischen Deutungskunst und Wissenschaft. Zaubersprüche. Kalenderwissenschaft. Magische Verkleidungen und ihre grundsätzliche Bedeutung. Astrologie.

Achtes Kapitel: Religion und Magie in China 136

Bodenständigkeit der chinesischen Kultur. Herkunft einiger astronomischen Kenntnisse aus Babylon. Der Konfuzianismus. Der Taoismus. Die chinesische Mythologie. Die Lehre vom Yang und Yin. Die Lehre von den Entsprechungen. Magische Bedeutung der Himmelsrichtungen. Die Schildkröte als Abbild der Welt. Zahlenmystik. Musiktheorie. Astrologie. Der magische Kalender. Geomantik. Schildkröten- und Schafgarbenorakel. Götter und Dämonen. Ahnenverehrung. Das „Buch der Wandlungen“.

Neuntes Kapitel: Religion und Magie in Indien 154

Die drei Stufen indischer Religion. Die Vedische Religion. Somaopfer. Feueropfer. Dämonen. Agni. Rudra. Uschas. Varuna. Mitra. Prajāpati und monotheistische Spekulationen. Puruscha und die Welterschöpfungssage. Die indische Mystik. Brahmanismus. Opferpraxis. Yoga und achteitiger Pfad. Opferdeutung als Deutungskunst. Seelenwanderung. Atman-Brahman. Die Erlösung. Upanischaden. Buddhismus. Nirvana. Hinduismus. Die indische Kosmologie. Weltberg Meru. Dreizahl als Weltprinzip. Siebenzahl als Weltprinzip. Weltalter. Ausblick auf die indische Philosophie. Lehre von den Entsprechungen. Die indische Medizin. Alte Vorzeichenwissenschaft.

Zehntes Kapitel: Kabbala und Alchimie 170

Ursprung der Kabbala. Die Lehre der Kabbala. Das Absolute. Die 10 Sephirot. Kabbalistischer Baum. Adam Kadmoni. Lehre von den Entsprechungen. Seelenlehre. Seelenwanderung. Namenszauber. Erzengel. Dämonen. Die Deutungskünste. Astrologie. Magische Quadrate. Traumdeutung. Chiromantie. Beschwörungen. Buchstabenmystik. Die Alchimie. Ursprung. Hermes-Thot. Die Lehre der Alchimie. Blei. Merkur. Der Stein der Weisen. Die zwei Prinzipien. Das Salz. Lehre von den planetarischen Entsprechungen. Vieldeutigkeit von alchimistischen Bezeichnungen. Der philosophische Gehalt der Lehren. Der Erlösungsweg in der alchimistischen Bildersprache.

	Seite
Elftes Kapitel: Erkenntnisweisen und heutige Möglichkeiten der Deutungskunst	189
Rückblick auf die besprochenen Deutungskünste: Mexiko, Peru, Babylon, Ägypten, China, Indien, Kabbala, Alchimie. Ausprägung religiöser Lehren in sakralen Bauten. Der Einfluß der Schrift auf die bildnerische Kraft des Menschen. Schöpferisches Individuum und Gemeinschaft. Getrenntheit der Kulturgebiete. Hinweis auf Richard Wagner. Die zehn Charakteristika der echten Deutungskunst. Ist heute eine Deutungskunst möglich? Die Erkenntnisweise anderer Bewußtseinslage. Folgerung für unsere Zeit.	
Ausgewählte Werke für weitere Studien	211

Verzeichnis der Abbildungen

Abb.	Seite
Auf Holz gemaltes Bild von den Nikobaren, Kosmogramm (Titeltafel)	
1 Maske aus Neu-Lauenburg	13
2 Tanzhut, Siassi-Inseln	15
3 Amulett aus Neuseeland	21
4 Maske der Sulka, Gazelle-Halbinsel	27
5 Peruanisches Kosmogramm	36
6 Kosmogramm der Cora-Indianer	37
7 Kosmogramm aus Altmexiko	38
8 Kosmogramm auf einem Palau-Hausgiebel	39
9 Kosmologische Darstellungen aus Neumecklenburg	40
10 Die altmexikanische Hieroglyphe „Bewegung“	44
11 Altmexikanische Darstellung einer Bilderhandschrift	45
12 Gefiederte Schlange von einer Aschenkiste, Altmexiko	47
13 Kröte von einer Aschenkiste, Altmexiko	61
14 Wachtelopfer, Altmexiko	79
15 Tanz von Hirschkühen, Peru	85
16 Darstellung eines maskierten Kriegers, Peru	87
17 Darstellung eines reichgeschmückten Kriegers mit Skorpiongürtel, Peru	89
18 Mythologische Darstellung, Peru	91
19 Darstellung eines Fisches, Peru	93
20 Darstellung eines Drachens, Peru	95
21 Beispiel gleichartiger Symbolik. Peru	112
22 Beispiel gleichartiger Symbolik. Babylon	113
23 Kosmologische Darstellung aus Altägypten	121
24 Kosmologische Darstellung aus Altägypten	121
25 Chinesische Trigramme	142
26 Chinesisches Schema der kosmischen Beziehungen und Ent- sprechungen	143

Abb.	Seite
27 Beispiel gleichartiger Symbolik. China	148
28 Beispiel gleichartiger Symbolik. Peru	149
29 Maske aus Süd-Neupommern	155
30 Maske aus Neumecklenburg	159
31 Maske aus Moresby	163
32 Maske der Sulka, Gazelle-Halbinsel	167
33 Sakrale Stufenbauten	195
34 Ägyptische Stufenpyramide	196
35 Peruanische Grabpyramide	196
36 Großer Stupa aus Birma	197
37 Altmexikanischer Pyramidenbau	197

Einleitung

Magie, als ein besonderes Betätigungsgebiet mit ihm zugrunde liegenden eigentümlichen Anschauungen, ist vornehmlich für sogenannte primitive und primitivere Kulturstufen charakteristisch, Kulturstufen, denen also die Natur- und Halbkulturvölker angehören. Das legt nun zwei Fragen nahe, die einleitend eine kurze Beantwortung erfahren sollen. Die erste: Was ist magisch; die zweite: Was haben wir, ihrem geistigen Zustande nach, unter Natur- und Halbkulturvölkern zu verstehen. Zunächst also eine Charakterisierung dessen, was wir mit dem Worte „magisch“ zu bezeichnen haben. Mit diesem Worte wird vielfach ein so großer Mißbrauch getrieben, daß es wohl gerechtfertigt ist, es durch einige Beispiele magischer Bräuche zu erläutern. Wir nehmen diese Beispiele von dem Volke der Azteken, also jener Nation, die vor dem Eindringen der Spanier das heutige Mexiko innehatte. Wir hören in den alten spanischen Quellen von einer Art Loswerfen mit Maiskörnern oder roten Bohnen, dessen sich die Azteken bedienten, durch welches die Zukunft erforscht werden sollte. Zwanzig Körner wurden auf eine Decke geworfen; wenn sie sich dabei kreisförmig anordneten, bedeutete es ein Grab; wenn die Zahl der Körner so lag, daß sie durch eine gerade Linie genau halbiert werden konnte, bedeutete es Genesung; fielen die Körner

aber regellos zerstreut nieder, so kündete sich dadurch für einen Kranken ein schlimmer Ausgang seines Leidens an.

Schlangen dienten ebenfalls zur Erforschung der Zukunft. Man glaubte: in einem Korbe verborgene Schlangen würden, wenn man ihn öffnete, auf einen Dieb zukriechen und dadurch seine geheime, verborgene Schuld verraten. Dann gab es allerlei zauberische Bräuche, bei denen man sich des Armes einer im Kindbette verstorbenen Frau als eines angeblich wirksamen und wundertätigen Werkzeuges bediente. Mit einem solchen Arme konnte man, so wird uns berichtet, die Bewohner eines Hauses in eine Art Starrheit versetzen und währenddessen das Haus ungehindert ausplündern. Aber man konnte sich auch solchen Zaubers erwehren, dadurch, daß man ein Gefäß mit Wasser und einem Feuersteinmesser darin auf die Schwelle des Hauses stellte, oder ein Bündel Disteln an das Fenster hing. Das verlieh dann angeblich eine Art Gegenkraft, welche die lähmende Wirkung des Zaubers aufhob. Weitere Beispiele von magischen Bräuchen sind einige Krankenheilmethoden. Man entledigte sich gewisser Krankheiten etwa dadurch, daß man aus Maisteig geformte Hunde an irgendeinem Orte aufstellte. Das erste dort vorbeikommende Wesen würde dann, so glaubte man, die in die Hundefigur gebannte Krankheit gleichsam abstreifen und mit sich fortnehmen. Auch Amulette finden wir in mannigfacher Anwendung, sowie zahlreiche kultische Bräuche, Opfer, Bußübungen, Zeremonien, Aufzüge, die, bei religiösen Feiern vollzogen, sich im Laufe des Festjahres regelmäßig wiederholten und ebenfalls wichtige Bestandteile der magischen Praxis darstellen. Alles das zusammen mag genügen, um zu zeigen, was in einem weiten Sinne magische Handlungen sind.

Als magische Handlungen werden wir also Bräuche und

Ausübungen bezeichnen, deren Wirkungen nicht ohne weiteres aus den einfachen natürlichen Bewegungen, aus denen sie sich zusammensetzen, erklärt werden können. Ob solche merkwürdigen Wirkungen überhaupt möglich sind, beziehungsweise wie sie möglich sind, das wird in diesem Buche später mehrfach zu erörtern sein. Wir gebrauchen den Begriff Magie in einem sehr weiten Sinne und möchten hervorheben, daß wir einmal die scharfe Trennung zwischen Magie und Religion und andererseits zwischen Magie und Kultus aus schwerwiegenden völkerpsychologischen Gründen nicht für statthaft halten können. Wir glauben, daß unsere Ausführungen, ohne daß wir noch einmal auf diese Frage zurückkommen, das ohne weiteres rechtfertigen werden.

Unter Geheimwissenschaft ist unseren Ausführungen gemäß eine Ordnung von allerlei Wissen um den Sinn, der solchen magischen Handlungen zugrunde liegt, zu verstehen. Der Sinn rechtfertigt sich aus den mythischen Anschauungen, aus der Welt- und Götterlehre, aus der Philosophie, die wir also auch genauer zu betrachten haben werden.

Den magischen Bräuchen, wie wir sie im alten Mexiko fanden, begegnen wir nun, wie sich später zeigen wird, ursprünglich bei allen Völkern der Erde. Wir können heute sogar noch in dem Leben der Großstadt die letzten Nachklänge der Magie vielfach feststellen.

Was kann es nun für einen Sinn haben, sich mit solchen seltsamen Bräuchen zu beschäftigen? Sollte nicht der „aufgeklärte“ Mensch mit Verachtung an solchen — wie man oft sagt „Verirrungen des menschlichen Geistes“ vorübergehen? Heißt es ihnen nicht zu viel Ehre antun, wenn man solchen Dingen eingehende Untersuchungen widmet?

Darauf läßt sich sagen: einmal sind die magischen

Bräuche wissenschaftlich von außerordentlicher Bedeutung, weil sie in der Kulturgeschichte eine so ungeheure Rolle in frühen Zeiten gespielt haben. Man kann frühe Kulturstufen überhaupt nicht verstehen ohne die magischen Bräuche, die das ganze Leben durchsetzen. Mag man nun das europäische Mittelalter, das alte Indien, China, Babylon, das alte Mexiko, Peru, Ägypten betrachten, überall finden wir eine Unzahl von Bräuchen, kultische, zauberische Ausübungen, die wir in dem oben dargelegten weiten Sinne als magisch zu bezeichnen haben. Außer dieser wissenschaftlichen Bedeutung, die die Betrachtung der Magie hat, müssen wir ihr aber noch eine zeitgemäße Bedeutung zuerkennen. Wir leben in einer Zeit des kulturellen Überganges. Alte Formen und Einrichtungen schwinden unaufhaltsam dahin, neue bilden sich. Ob ein solcher Wandel heilsam sei, das zu entscheiden ist hier zunächst nicht unsere Aufgabe. Uns interessiert hier vornehmlich, daß unter den neuen Formen kulturellen Lebens solche auftauchen, die ganz alten, längst vergessenen gleichen. Es hat oft den Anschein, als ob ganz alte Formen früherer Jahrhunderte in unserer Zeit neu erständen, als ob man sich plötzlich auf manche ganz alte Tradition besänne und sie neu beleben wolle. Zum Beispiel in den Bestrebungen der neuen Literatur und Kunst, die man mit einem nicht sehr glücklichen Schlagworte als „Expressionismus“ bezeichnet hat, finden wir in manchem eine innere Verwandtschaft mit dem Wollen der gotischen und romanischen Zeit, ja vielleicht mit noch weiter zurückliegenden urzeitlichen Perioden unseres Volkes. Etwas ähnliches finden wir in der Musik. Hier beginnt eine junge Komponistengeneration sich eine Formenstrenge zu eigen zu machen, wie sie in der vorbachischen Musik einst gültig war. Solche Wandlung zeigt sich auch in

der hohen Achtung, die die junge Künstlergeneration vor den Werken der Gotik, der Romanik, und der primitiven, exotischen Völker hat.

Ein ganz ähnliches Wiederaufleben früher Formen finden wir nun auch auf anderen Gebieten, nämlich auf dem des religiösen Lebens und auf dem Gebiete der Weltanschauung. Die Bestrebungen der Anthroposophie, Theosophie, der christlichen Wissenschaft (Christian Science), des Spiritismus usw. sind allen bekannt. Zweifellos haben alle diese Bewegungen einen großen Zuwachs ihrer Anhängerschaft zu verzeichnen gehabt. Da ist es wohl wichtig genug, einmal sich zu vergegenwärtigen, was Magie ist, was sie vermag, denn alle die genannten neueren Bewegungen haben, so verschieden sie auch untereinander sind, das gemeinsam, das sie einer Verhaltensweise das Recht zuerkennen, die von der wissenschaftlich begründeten abweicht und die wir ohne weiteres als magisch zu bezeichnen haben. So werden uns unsere Betrachtungen vielleicht auch am Schlusse einige Anregungen bieten können, wie wir diese geistigen Bewegungen, deren Stärke nicht zu unterschätzen ist, zu beurteilen haben, d. h. aber, wir werden vielleicht entscheiden können, ob Magie in der heutigen sogenannten aufgeklärten Zeit möglich ist, und wenn sie möglich sein sollte, was sie zu leisten vermag.

Soviel kann schon vorweg gesagt werden, daß sich eine wichtige Erkenntnis ergeben wird. In all den genannten Bewegungen beginnt sich, unerkannt bisher und selbst nicht richtig gewürdigt von den Trägern der genannten Bewegungen, und auch erst verzerrt und gebrochen zum Ausdruck kommend, ein besonderes Betätigungsgebiet menschlichen Geistes zu gestalten, das man nicht ohne weiteres als Wissenschaft bezeichnen kann. Vielmehr steht es in manchem der Dichtung

und Kunst nahe, und man wird es am zweckmäßigsten — wie sich im Laufe der Ausführungen ergeben wird — „Deutungskunst“ nennen. Es kann hier, vorwegnehmend, erst ganz flüchtig skizziert werden, um was es sich handelt. Julius Hart spricht einmal in seinem „Kleistbuche“ von zwei verschiedenen Menschentypen, dem Künstler und Phantasie-menschen einerseits, der die Kraft des Vorbildens habe, d. h. der in Werken des Wissens etwas schafft, was die Zukunft gestalten soll. Der zweite Typ ist der Typ des nachdenkenden Menschen, der immer nur das, was schon geworden, was bereits ist, was man schon weiß, systematisiert, der auf die Erfahrungen zurückblickt und sie in das strengste, widerspruchloseste System bringt. In der Deutungskunst werden wir nun ein Betätigungsgebiet kennenlernen, das einst überall eine große Rolle spielte, und das — wenigstens ursprünglich — seinen Sinn darin hat, daß in seinen Äußerungen die Zukunft gestaltet, um den Hartschen Ausdruck zu gebrauchen, vorgebildet wird. Dem Deutungskünstler — so wird sich zeigen — ist weniger darum zu tun, den Tatsachen der Vergangenheit, den Erfahrungen gerecht zu werden und sie zu erklären. Vielmehr liegt es in seinem Bestreben, vielleicht in uns zunächst phantastisch anmutender Weise die gegebenen Tatsachen und Erfahrungen zu verwerten, um mit ihnen in seinen Aussagen bestimmten Impulsen und Neigungen, die ihn bewegen, ausdrucksvolle, in die Zukunft wirkende Gestalt zu geben, sei es auch auf Kosten der sogenannten Richtigkeit der Erfahrungen und Tatsachen. Mehr kann zunächst noch nicht über dieses Problem gesagt werden.

Es sind nun noch einige Erklärungen über die Worte Natur- und Halbkulturvölker, deren magische Lehren und

Bräuche uns immerfort beschäftigen werden, nötig. Wenn wir uns also der Betrachtung der Natur- und Halbkulturvölker zuwenden, so müssen wir uns dabei zunächst eines fest einprägen: Wir dürfen die sogenannten primitiven und primitiveren Völker nicht als etwas Minderwertiges ansehen. Wir dürfen nicht in selbstgefälliger Anmaßung als gesichert annehmen, daß wir heutigen europäischen Menschen auf einem unbestrittenen Höhepunkte der Kultur ständen und nur mit einer gewissen Verachtung auf die sogenannten „barbarischen, zurückgebliebenen Völkerschaften“ herabblicken könnten. Leopold von Ranke sagt einmal: „Jede Epoche ist unmittelbar zu Gott, und ihr Wert beruht gar nicht auf dem, was aus ihr hervorgeht, sondern in ihrer Existenz selbst, in ihrem eigenen Selbst. Dadurch bekommt die Betrachtung der Historie, und zwar des individuellen Lebens in der Historie einen ganz eigentümlichen Reiz, indem nun jede Epoche als etwas für sich Gültiges angesehen werden muß und der Betrachtung höchst würdig erscheint.“ Wir müssen uns also vergegenwärtigen: kulturelle Entwicklung ist ein Anderswerden, aber nicht ein Fortschritt. Der Fortschrittsgedanke hat zu einem ganzen Heere von schiefen Urteilen, falschen Bewertungen und Mißverständnissen Anlaß gegeben. Alles uns Ähnliche ist nicht immer das Bessere, alles uns Fremde nicht das Zurückgebliebene, Minderwertige. Jedem Volke, jedem Zeitalter, jeder Kulturstufe gelingen Werke, die einem späteren Volke, einem späteren Zeitalter, einer späteren Kulturstufe nicht mehr wiederholbar sind. Das Zeitalter der Gotik und der Romanik schuf z. B. die Kathedralen, vor denen wir heute umso bewundernder stehen, als wir er-messen, daß wir gleichartiger grandioser Schöpfungen nicht mehr fähig sind. Eine solche Geschlossenheit, Monumentalität

der architektonischen Form ist seit langem nicht mehr erreicht worden. Ebenso weisen die Primitiven in ihren Mythen und Kulturn eine tiefsinnige, phantasiereiche Symbolik auf, der wir aus unserer Dichtung kaum etwas Vergleichbares gegenüberzustellen vermöchten. So hat jedes Volk, jede Kulturstufe einen Eigenwert, und wir müssen deswegen jedes Volk, auch das primitivste, in seiner Eigenart zu verstehen und zu würdigen suchen. Es ist nicht damit getan, daß wir allerlei seltsame Gebräuche und kulturelle Formen von einem Volke kennenlernen; wir müssen auch den Sinn, die Bedeutung, den Grund, die Notwendigkeit für solche Bräuche und Formen, die uns, wie die erst berichteten altmexikanischen magischen, zunächst so fremdartig zu sein scheinen, anzugeben versuchen.

Stets werden wir uns also daran zu erinnern haben, daß auch die zauberischen Bräuche und die magischen Anschauungen, wie sie einst über die ganze Erde verbreitet waren, sehr wohl sinnvoll sind, und daß wir sie erst dann völlig verstanden haben, wenn wir ihren Sinn und ihre Notwendigkeit bezeichnen können. Warum zaubert der primitive Mensch? Was erreicht er damit? Das sind Fragen, die wir uns vorzulegen haben, und die sich bis zu einem gewissen Grade auch werden beantworten lassen.

Was nun den Unterschied zwischen uns einerseits und den Natur- und Halbkulturvölkern andererseits anbetrifft, so läßt sich darüber das Folgende sagen.

Der Unterschied ist früher häufig durch den Besitz oder Mangel eines der wichtigsten Kulturgüter, nämlich der Schrift, bestimmt worden. Man unterschied schriftbesitzende und schriftlose Völker. Diese Unterscheidung ist indessen sehr oberflächlich. Die Verschiedenheit des geistigen Zustandes von Kulturvölkern einerseits und Halbkultur- und Natur-

völkern andererseits läßt sich am treffendsten durch die besonderen Handlungs- und Verhaltensweisen charakterisieren. Der sogenannte primitive Mensch — wir behalten den Ausdruck „primitiv“ zunächst bei, so schlecht er auch ist, verbinden mit ihm aber keineswegs den Sinn eines Minderwertes — handelt, das ist für ihn charakteristisch, magisch, der Mensch späterer Stufe technisch. „Dem Primitiven ist — so sagt einmal der bekannte Forschungsreisende Pechuël-Loesche in seinem Buche über die Loango-Expedition — in allem Zauber. Der Zauber tritt unter allen Verhältnissen auffällig hervor, ist mit dem Dasein der Leute — es handelte sich in diesem Zusammenhange um afrikanische Eingeborene — vollständig verquickt. Er durchzieht und beherrscht ihr öffentliches, wie ihr häusliches Leben, ihre sittlichen Anschauungen, wie den allgemeinen Inhalt ihres Wissens, ihr Staatswesen, Recht und Gesetz, wie ihre Überlieferungen.“ Demgegenüber steht die Verhaltens- und Handlungsweise des Kulturmenschen, der die Neigung hat, vorwiegend technisch zu handeln. Er läßt sich von der sachgemäßen Erkenntnis seiner Umwelt leiten. Die Leistungen, die er hervorbringt, bezeichnen wir in ihrer höchsten und eigentümlichsten Form als Technik. So prägen wir die Bezeichnungen magischer und technischer Mensch, oder in lateinischem Ausdruck: Homo divinans und Homo faber. Es ist dabei hervorzuheben, daß der Entwicklungsgang der Kultur überhaupt sich als ein Verlauf darzustellen scheint, an dessen Anfang der magische Mensch, der Homo divinans, an dessen Ende der technische Mensch, der Homo faber, steht. Alle Kultur-entwicklung scheint also vornehmlich eine allmähliche, durch Jahrhunderte und Jahrtausende sich vollziehende Abwandlung des magischen Menschen in den technischen Menschen

zu sein. Magischer und technischer Mensch, das sind die Gegensätze, die sich uns als die ausgeprägtesten Unterschiede erweisen. Zwischen diesen Gegensätzen gibt es natürlich zahllose Übergänge. Zu den Menschen der Übergangszeit gehören die Halbkulturvölker, die schon eine ganze Anzahl technischer Einrichtungen entwickelten, bei denen aber magische Bräuche und Anschauungen noch eine erhebliche Rolle spielen, ja unter Einbeziehung und Verwertung technischer Einrichtungen zu einer vielseitigen Ausgestaltung sich auszuwachsen vermögen.

Wo finden wir nun magische Handlungen als wesentlichen Bestandteil des Lebens? Wir finden sie bei den Eingeborenen der Südsee, Australiens, den Negern Afrikas, den Indianern. Den Übergang vom Magischen zum Technischen finden wir im alten Ägypten, im alten Babylon, im vorkolumbischen Peru und Mexiko mit starkem Überwiegen der magisch-religiösen Seite. In China und Indien scheint sich der Übergang zum Technischen endgültig erst unter dem Einfluß Europas zu vollziehen. In Europa sind magische Bräuche namentlich noch zur romanischen und gotischen Zeit von großer Bedeutung gewesen.

In den folgenden Kapiteln werden wir nun Anschauungs- und Handlungsweise des Homo divinans in zahlreichen Beispielen charakterisieren. Wir werden Beispiele bringen von der Magie der Naturvölker, werden die Magie des vorkolumbischen Mexiko, die außerordentlich lehrreich ist, die Magie des alten Babylon, Ägypten, Peru, China und Indien erörtern. Schließlich wird die kabbalistische mittelalterliche Wissenschaft sowie die Alchimie zur Darstellung kommen. Zum Schluß werden wir dann der Frage nach der Möglichkeit einer Magie in unseren Verhältnissen nähertreten.

Erstes Kapitel

Die primitive Magie

Zunächst soll es unsere Aufgabe sein, die Magie der Naturvölker an einigen Beispielen zu charakterisieren. Wir werden an ihnen zu psychologischen Deutungen gelangen, die auch für das Verständnis der Magie der Halbkulturvölker wichtig sein werden.

Bei primitiven Völkern finden wir vielfach, daß man auf alle möglichen „Vorzeichen“, die angeblich die Ankündigung bestimmter Ereignisse sind, genau achtgibt.

Bestimmte Vorzeichen lassen z. B. darauf schließen, daß etwa eine Arbeit, die man begonnen, erfolgreich sein oder nicht erfolgreich sein wird. Die Dayak, die Eingeborenen von Borneo glauben, daß die Kenntnis der Vorzeichen, der ankündenden Vorbedeutungen, die Grundlage für allerart Erfolge bilde. Solche bedeutungsvollen Ankündigungen glaubt man in dem Schrei von Tieren, in dem Fluge der Vögel, der Richtung nämlich, welche die Vögel in ihrem Fluge nehmen usw., zu erkennen. Einmal, so wird uns berichtet, wollten die Dayak ein Boot bauen, aber als sie in den Wald eintraten, flötete zur linken Seite ein besonderer Vogel. Da ließen sie erstmal ab von ihrem Vorhaben. Nach einiger Zeit kehrten sie jedoch zurück und fällten auch einen Baum. Indessen in dem Augenblick, in dem der Baum niedersank, bemerkten

die Eingeborenen von neuem ein ungünstiges Vorzeichen. Da ließen sie von dem Baume ab und verzichteten zunächst auf den Bau des Bootes. Etwas Ähnliches ist das Folgende. Es ist wichtig, daß man bei Beginn der Aussaat genau darauf achtgibt, welcher Vogel sich zur Linken, welcher sich zur Rechten hören läßt. Sind günstige Vorzeichen da, dann nimmt ein Mann eine Anzahl Zweige, bringt sie auf das Feld, das bearbeitet werden soll, pflanzt sie dort ein, richtet eine magische Anrufung an die Vögel, schneidet ein wenig Gras ab und kehrt heim. Die Eingeborenen sind dann beruhigt und glauben, daß die Erde die Saat gedeihen lassen wird. Ein anderes Beispiel von den Eingeborenen Neuseelands. Wenn ein Reisender dort eine Eidechse auf seinem Pfade sieht, nimmt er das als ein böses Vorzeichen, das vielleicht sogar der Vorbote seines Todes ist. Den gleichen Glauben finden wir merkwürdigerweise bei den Eingeborenen Kamtschatkas. Im alten Mexiko, in manchen Teilen Afrikas gilt wie bei uns im Volksglauben, der nächtliche Schrei der Eule als Unheil verkündend. Wie haben wir uns alle diese seltsamen Anschauungen, wie sie in unzähligen Abwandlungen bei allen Völkern der Erde beobachtet wurden, zu erklären? Handelt es sich nicht um ganz irrige, fehlerhafte Vorstellungen? Stehen nicht derartige Auffassungen mit unseren naturwissenschaftlichen Erkenntnissen in Widerspruch? Sind solche Anschauungen nicht ein wüster, sinnloser Aberglaube? Wir meinen, daß der Sinn nicht schwer herauszufinden ist. Wir müssen uns, wenn wir uns Fremdartiges erklären wollen, stets an vergleichbare Tatsachen aus unserem Leben erinnern. Gibt es nun in unserem Leben auch Vorzeichen? Diese Frage ist von vielen Okkultisten durchaus in bejahendem Sinne beantwortet worden, und man hat sich sogar bemüht, zahllose

bestätigende Tatsachen zu sammeln. Es gibt Vorzeichen für den, der gewisse Erscheinungen als Vorzeichen erlebt. Ist ein Mensch mutvoll und guter Dinge, wird er gewisse Erscheinungen nicht als böse Vorzeichen empfinden, überhaupt wahrscheinlich gar nicht bemerken. Befindet er sich aber in einem furchtsamen, bedrückten Gemütszustande, dann glaubt er, überall bedrohliche Ankündigungen wahrzunehmen. Diese Zeichen kündigen auch wirklich Unheil an, denn wer mit Furcht und Unmut an ein Werk und ein Unternehmen herangeht, wird immer Mißerfolg haben. Wer dagegen mutvoll ist, wird überall ermutigende Anzeichen gewahren. So sieht der Mensch das, was in ihm selbst vorgeht, gleichsam in die Außenwelt hinein. Die Welt enthält gute oder schlechte Vorzeichen, je nachdem sein Gemütszustand ein guter oder schlechter ist. Darin liegt der ursprüngliche Sinn der Vorzeichen-
deutung, aus der sich später dann seltsame Wissenschaften entwickeln, auf die wir noch eingehend zu sprechen kommen werden.



Abb.1. Maske aus Neu-Lauenburg
(Original im Museum für Völkerkunde,
Hamburg)

Ein weiteres Beispiel primitiver Magie ist das Folgende. Wenn man bei den Dayak einen Kranken besuchen will, hat man den Wunsch, die Vögel zur Rechten von sich fliegen zu sehen. Erblickt man einen Vogel in günstigem Fluge, so kaut man etwas Betel, ein dort gebräuchliches Genußmittel, zur eigenen Befriedigung. Wenn man das vollendet hat, kaut

man etwas für den kranken Freund, den man besuchen will, wickelt es in ein Blatt und bringt es dem Leidenden, gleichsam als sei darin die Heilkraft des günstigen Vorzeichens verkörpert, als sei die Heilkraft der guten Vorbedeutung in das kleine Päckchen übergegangen und vermöchte nun ihre wundersame Wirkung an dem Kranken auszuüben. Der Dayak bringt dem Kranken in der seltsamen kleinen Gabe die Gewißheit, daß er wieder genesen wird. Er übt damit, wie wir in einer die ganze Tiefe des Problems kaum berührenden Ausdrucksweise sagen, eine Suggestion aus, eine Einflüsterung, welche ihre heilsame Wirkung nicht verfehlen wird. Wir wissen ja, daß der primitive Mensch für alle nachdrücklichen Suggestionen außerordentlich empfänglich ist, daß Suggestionen tiefgreifende Wirkungen auch körperlicher Art auf ihn auszuüben vermögen. Wie stark solche Wirkungen sein können, dafür haben wir zahlreiche Beispiele. Es wird z. B. berichtet, daß ein Eingeborener, dem der Tod vorausgesagt wurde, wirklich ohne besondere Krankheitsursachen starb. Auch in unseren Verhältnissen konstatieren wir gelegentlich starke Suggestionenwirkungen. Besonders hysterische Personen sind für Suggestionen außerordentlich empfänglich. Es ist z. B. eine bekannte Tatsache, daß man bei hysterischen Personen Brandblasen erzeugen kann, wenn man ihnen nur nachdrücklich einredet, man berühre sie mit einem heißen Eisenstabe. Die Brandblasen entstehen auch dann, wenn man die Person mit einem nur ganz schwach erwärmten Stabe berührt. Der Arzt Karl Ludwig Schleich berichtet sogar, daß bei einer hysterischen Frau, die plötzlich und unerwartet ein Walroß mit seinen furchtbaren Zähnen zu Gesicht bekam, infolge des erschreckenden Eindruckes der Eckzahn im Munde etwas zu wachsen begonnen habe.

Bei der Beurteilung von aller Art magischer Bräuche, die der primitive Mensch vollzieht, ist nun einer Besonderheit seines Geisteslebens noch zu gedenken.

Wenn wir irgend etwas unternehmen, eine Arbeit oder auch ein Spiel, so zielt die Tätigkeit, wenn sie Arbeit ist, auf einen ganz bestimmten Zweck oder ist im anderen Falle bewußt Spiel und zumeist nichts anderes als solches. Man kann also sagen: unsere Handlungen haben stets eine Bestimmtheit. Ganz anders die Handlungen des Homo divinans. Ein Tanz etwa, der ausgeführt wird, um auf zauberische Weise einem Kranken Linderung zu schaffen, wird nicht nur als Krankenheilung ausgeführt. Gleichzeitig ist der Tanz auch Anlaß, um allerlei Prunk zur Schau zu stellen

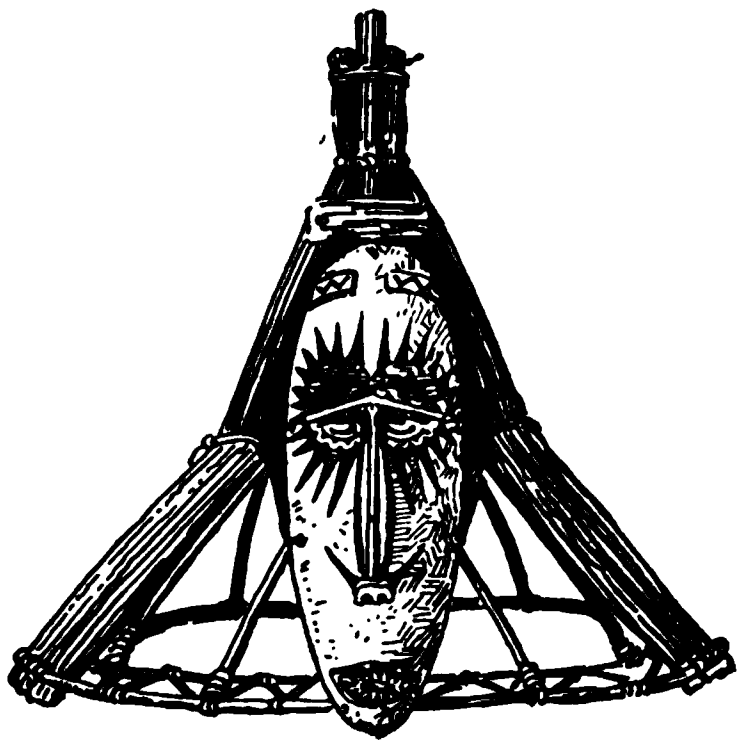


Abb. 2. Tanzhut, Siassi-Inseln
(Original im Museum für Völkerkunde,
Hamburg)

in den Kostümen und in dem Schmucke, den die Teilnehmer tragen. Ebenso ist es bei manchen Rechtshandlungen, auf die nur kurz hingewiesen werden kann. Die Handlungen des Richters, die entscheidenden Sitzungen, die Vollzüge der Funktionäre sind häufig, wir denken hier an afrikanische Eingeborene, mit einer Unmenge von prunkvollen Handlungen verbunden. Wenn man von solcherart Krankenheilungen oder Rechtshandlungen in den Reiseberichten liest, fragt man sich oft: handelt es sich wirklich um Rechtshandlungen und Krankenheilungen oder handelt es sich um Schaustellungen, haben wir hier die Anfänge einer Rechts- und Heilpraxis vor uns, oder die Anfänge des Dramas? So ist alles miteinander verwoben. Zweckhandlungen

werden von spielerischen Momenten mitbestimmt. Aber auch umgekehrt: Wo wir im Leben des Homo divinans reines Spiel vorzufinden glauben, entdecken wir bei genauerem Zusehen etwas sehr Sonderbares. Wo wir als Grund etwa für einen Tanz die reine spielerische Lust, die spielerische Gelassenheit oder ein fröhliches Sichaustoben vermuten, entdecken wir, daß religiöse, magische Momente sich geltend machen. Solche Tänze stehen dann im Dienste des religiösen Lebens. Ihre Ausführung ist keineswegs ohne Bedeutung, sondern zumeist von einem tiefen symbolischen Sinne getragen und von einem großen Ernst erfüllt. Es ist in diesem Zusammenhang interessant, daß südamerikanische Indianer, die K. Th. Preuß besuchte, es mit Entrüstung zurückwiesen, ihre Tanzereien dienten der Kurzweil: „Wir tanzen nicht ohne Zweck, obwohl ihr sagt, sie tanzen ohne Sinn. Wir erzählen an unseren Festen die Geschichten; wenn wir Ball spielen, treiben wir nicht Mutwillen, denn die schöne Überlieferung ist etwas Heiliges, und wer mit ihr sein Spiel treibt, den züchtigt der Herr des Ballspieles.“ — Von den Kwakiutl-Indianern sagt Boas, daß sie sehr auf genaue Ausführung der Tänze bedacht wären, jeder Mißgriff gälte als Schimpf, ja bei gewissen Gelegenheiten werde der Tänzer in solchem Falle getötet. Daß Vorführungen, die bei uns ausschließlich ausgelassener Fröhlichkeit dienen, im Leben des Homo divinans von einem tiefen Sinn erfüllt sind, dafür spricht schon, daß vielfach für die Festtracht und die Aufeinanderfolge der Vorführungen bestimmte, durch das Herkommen geheiligte Regeln bestehen. So vermischt sich Spiel und Zweck und die Freude, sich in Prunk und Gepränge zum Ausdrucke zu bringen. Den Zwecktätigkeiten gesellen sich auch spielerische Momente bei, und im Spiele machen sich der Ernst und die Bedeutung von Magie und Religion geltend. Dieser Ver-

wobenheit der Beweggründe für alle Handlungen werden wir uns auch dann zu erinnern haben bei der Besprechung magischer Bräuche, wenn wir nicht noch einmal ausdrücklich darauf hinweisen. —

Ein weiteres Beispiel magischer Verhaltensweise des Homo divinus soll uns die Bedeutung der Träume zeigen, deren Deutung ja auch noch bei uns im Volksleben eine besondere Rolle spielt. Aus Neuguinea erfahren wir z. B. das Folgende: Wenn bei den Kai ein Mann geträumt hat, er habe sich an der Frau eines Freundes vergangen, so ist er strafbar. In dem Falle, daß sein Traum seinen Stammesgenossen bekannt wird, muß er ein Bußgeschenk erstatten oder es sich gefallen lassen, daß man ihn arg beschimpft. Was ist nun der Sinn dieser merkwürdigen Verhaltensweise? Handelt es sich hier nicht um eine seltsame Verwechslung von Schein und Wirklichkeit? Wir glauben, der Sinn ist unschwer zu erkennen. Im Traume verraten sich, das ist vielen Menschen schon lange vorher bekannt gewesen, ehe Psychologen und Nervenärzte es entdeckten, uneingestandene, unkontrollierte Neigungen und Wünsche. Handlungen, die man nie in wachem Zustande begehen würde, Wünsche, die man sich nie in wachem Zustand eingestehen würde, erfüllen sich im Traume. Im Traume liegt alles gleichsam unverblümter an der Oberfläche des seelischen Geschehens. Wenn also der strafbare Traum als schändlich gilt, ja wenn er bestraft wird, so wird mit der Strafe wenn auch keine strafbare Handlung, so doch ein sträflicher Wunsch getroffen.

Es sei noch ein Wort gesagt über die Bedeutung der Träume als Vorzeichen. Bei den verschiedensten Völkern der Erde glaubt man, daß die Träume ein günstiges oder ungünstiges Geschehen für einen Menschen ankündigen. Dieser

Glaube ist nun — ursprünglich wenigstens — durchaus gerechtfertigt gewesen. Im Traume nämlich offenbart sich bereits ein Gemütszustand der einem künftigen Unternehmen günstig oder nicht günstig sein wird. Ist jemand von einem Zustande beherrscht, der ihn für ein Unternehmen, das er plant, untauglich macht, so wird sich das in bedrückenden, erschreckenden Bildern im Traum anzeigen; ist jemand dagegen von einem Zustande beherrscht, der ihn anpassungsfähig und schnell von Entschluß macht, so wird sich das in hoffnungsreichen Bildern bereits vorher im Traume bemerkbar machen. So ist der Traum ein Barometer, das vielfach feiner die günstigen oder ungünstigen Aussichten für ein Unternehmen zum Ausdruck bringt, als die Beurteilung der sachlichen Verhältnisse im wachen Zustand es vermöchte. Auch die moderne Traumforschung, die Traumpsychologie, ist wieder zu gleichen Auffassungen gekommen. Im Traume bahnt sich bereits das Verhalten, das für unser Geschick entscheidend wird, in folgenschwerer Weise an.

Wir wenden uns nun noch einigen anderen Beispielen primitiverer Magie zu. Es ist ein — man kann fast sagen — über die ganze Erde ehemals verbreiteter Glaube, daß man einer abwesenden Person, die man verabscheut und haßt, dadurch Schaden (Krankheit oder Tod) zufügen könne, daß man ihr Bild durchbohrt, verletzt, verbrennt usw. Statt des Bildes kann man auch Teile von der Kleidung der Person oder auch sonstige kleine Gegenstände aus ihrem Besitze zu solch schwarzer Magie verwenden. Auch hierfür glauben wir eine Erklärung geben zu können. Zunächst müssen wir uns auf die ursprüngliche Form solcher Bräuche besinnen. Das ursprünglichste ist, daß ein Mensch beim Anblick eines Kleidungsstückes oder Gegenstandes aus dem Besitztum einer verabscheuten Person diese Gegenstände instinktiv mit irgend-

welchen Gebärden eben des Abscheues, des Hasses behandelt. Der primitive Mensch, für dessen Verhalten, wie uns mehrfach berichtet wird, ausdrucksstarke Gebärden charakteristisch sind, wird vielleicht die Gegenstände bespeien, mit den Füßen treten usw. Er entläßt die aufgestauten Gefühle des Hasses in irgendwelchen Äußerungen. Das ist die Urform jenes Zaubebrauches, der angeblich eine Schädigung einer entfernten Person bezwecken soll. Was hat nun solche Verhaltensweise für einen Einfluß? Den abwesenden Menschen, dem die Gegenstände gehören, beeinträchtigen sie sicherlich nicht ohne weiteres. Dagegen hat die Äußerung des Abscheues auf den Sichäußernden selbst einen Einfluß. Dieser Einfluß wird gerade beim primitiven Menschen nicht gering zu veranschlagen sein. Der Mensch entledigt sich instinktiv in solchen Äußerungen des Hasses der aufgestauten Gefühle, so hebt sich bei der verächtlichen Behandlung der Gegenstände seines Feindes sein Selbstgefühl, das Gefühl seiner Überlegenheit, und er wird, wenn er seinem Feinde nach einiger Zeit entgegentritt, diesem viel selbstsicherer, eben überlegener gegenüberstehen. Insofern also, als er sich in seinem Selbstgefühl gefestigt hat, ist ihm seinem Feinde gegenüber wirklich ein Plus zuteil geworden. Das ist der ursprüngliche — wir betonen ausdrücklich ursprüngliche — Sinn dieser Bräuche, aus denen sich dann später allerlei seltsame Praktiken entwickelten.

Ein weiteres Beispiel primitiver Magie ist ein Brauch, den man vielleicht am treffendsten als Anbahnungszauber bezeichnen könnte. Es wird von nordamerikanischen Indianern erzählt, daß sie vor einer Jagd allerlei seltsame Handlungen ausführen, welche angeblich einen günstigen Ausgang des geplanten Unternehmens gewährleisten sollen. Die Jagd wird in solchen Handlungen gewissermaßen in kleinem Maßstabe

sinnbildlich vor dem wirklichen Auszug ausgeführt. Auch hier ist die Bedeutung des Brauches, wie uns scheint, durchaus durchsichtig. In solchen Handlungen beginnt man sich schon auf das Unternehmen, das man vorhat, zu konzentrieren, man stellt sich — wie ein vielgebrauchter Ausdruck lautet — darauf ein, man übt sich gleichsam, indem man sich in die Situation im voraus hineinversetzt. So gewinnt man schnelle Entschlußfähigkeit, Elastizität und ist dadurch für alle Eventualitäten besser vorbereitet.

Wir haben einige Beispiele von magischen Bräuchen berichtet und auch für diese — wie uns scheint — durchaus befriedigende psychologische Erklärungen gefunden, die uns den zugrunde liegenden Sinn, die Notwendigkeit aufwiesen. Wir glauben damit gezeigt zu haben, wie man überhaupt solch seltsame Bräuche zu betrachten hat. Das hatten wir vor allem zu beachten. Die Zaubereien sind kein Schwindel, kein Betrug, kein irrtümliches Verhalten, keine Selbsttäuschung, wenigstens ursprünglich nicht, wenn auch später in Zeiten, denen solche Bräuche nicht mehr gemäß sind, sie vielleicht von betrügerischen Individuen aus allerhand habsüchtigen, eigennützligen Beweggründen zur Ausbeutung der Mitmenschen mitunter beibehalten werden.

Es ist nun in diesem Zusammenhange lehrreich, sich auch an einige Erscheinungen unseres Lebens, die als Vergleich zu magischen Bräuchen psychologisch interessant sind, zu erinnern.

Allen ist der Amulettglaube bekannt, der Glaube, daß gewissen Dingen übernatürliche heilende oder schützende Eigenschaften anhaften. Man trägt angeblich wirksame Dinge bei sich, um der schützenden, heilenden Kraft teilhaftig zu werden. Anklänge solcher Wirksamkeiten bemerken wir nun

gelegentlich auch noch in unseren Verhältnissen. Der Verfasser dieses Buches erinnert sich aus seiner Studienzeit eines jungen Mannes, der zu seiner Freude den Federhalter eines berühmten Schriftstellers als Geschenk erhielt. Er hielt die Gabe stets in großen Ehren und benutzte sie nur bei wichtigen Anlässen, dann — so pflegte er zu sagen — wäre es ihm, als ob der Federhalter ihn mit Zuversicht und Selbstgefühl erfülle und dadurch beitrage, ihn in seinen Arbeiten zu fördern. Der Federhalter ist also für den Besitzer, ohne daß der sich das eingestanden haben würde, ein richtiges Amulett, das auf ihn gleichsam heilsame Einflüsse ausstrahlt.

Ein weiteres Beispiel von Wirksamkeiten in unseren Verhältnissen, die den magischen des Homo divinus vergleichbar sind, ist das Folgende. Man kann oft beobachten, daß Turner und Sportsleute vor einer besonderen Kraftleistung oder Übung, etwa einem Hochsprunge im Stehen, eine ruckartige kleine Bewegung ausführen, als versetzten sie sich bereits in die bevorstehende Situation hinein. Das erinnert uns in merkwürdiger Weise an den Anbahnungszauber, den Jagdzauber der nordamerikanischen Indianer, bei dem auch die bevorstehende Jagdhandlung in sinnbildlicher Weise gleichsam „vorgeübt“ wird. Wenn wir das Wort „vorgeübt“ anwenden, so soll damit keineswegs an eine bewußte, zweckmäßige Vorübung gedacht werden. Vielmehr handelt es sich hier um instinktiv ausgeführte Bewegungen, über deren Wirkung



Abb. 3. Amulett aus
Neuseeland
(Original im Museum für Völkerkunde, Hamburg)

man sich keineswegs Rechenschaft gibt, oder über die man gar Erwägungen anstellte.

Schließlich ein letztes, drittes Beispiel. Es werden uns aus dem Leben des primitiven Menschen eine Unzahl Bräuche erzählt, wie z. B. Ackerbauriten, Regenzauber usw. Durch allerlei Anrufungen, Umzüge, Prozessionen usw. sucht man — so sagen wir, die wir dies alles von uns aus betrachten — einen guten Ausgang der Ernte usw. zu bewirken. Der ursprüngliche Sinn solcher Bräuche ist jedenfalls der folgende. Das sorgenvolle Gemüt beschwichtigt sich in allerhand Handlungen, es entlädt sich, wie man wohl zu sagen pflegt. „Es ist, als ob die kindlich denkende Seele sich hier unbewußt (im Zauber) ein Mittel geschaffen hätte, ihrer eigenen Unsicherheit Herr zu werden“ (Hauer). So ist „der Segen der Kultarbeit geistiger Art. Wir haben es mit der Wirkung des Kultus auf die Ausübenden selbst zu tun.“ „Ihr geistiger Wert, der eben in der Entladung und Befreiung besteht, wird als magischer Wert verstanden.“ „Der Mensch braucht Zeichen und Bilder seines Zieles, um sich an ihnen zu stärken und zu ermutigen. Die Symbole und heiligen Handlungen sind Wegweiser und Geleiter und als solche unentbehrlich. Ihre Wirkung geschieht durch ihren Einfluß auf das Gemüt“ (Horneffer). Etwas durchaus Vergleichbarem begegnen wir noch bei uns. Wir bemerken, daß häufig bei verschiedensten Gelegenheiten Protestversammlungen abgehalten werden, auch dann, wenn deren praktisch völlige Wirkungslosigkeit von vornherein sicher ist. Solche Versammlungen sind trotzdem nicht sinnlos, denn sie sind Selbstbeschwichtigungen der Teilnehmer, die eben, nachdem sich der Groll, der ihre Unternehmungslust hemmte, lähmte, entladen hat, wie von einem Drucke befreit heimkehren. Solcherart Selbstbeschwichti-

gungen stellen nun auch eine große Zahl der Kulte, Zeremonien, Riten des Homo divinans dar.

Wir wenden uns nun einigen Gebieten der Geheimwissenschaft primitiverer Völker zu. Als „Geheimwissenschaft“ bezeichnen wir dabei ein geordnetes Wissen über allerlei übernatürliche Beziehungen und Wirksamkeiten.

Wo finden wir zuerst eine solche Ordnung des Wissens und wie bietet sich uns eine solche Ordnung dar?

Den Keim solcher Ordnungen finden wir in gewissen Klassifizierungen, die vorgenommen werden und die sich auch in den grammatischen Formen der Sprachen ausprägen. Wir wollen das gleich an Beispielen erläutern. Die Sprachen etwa afrikanischer Völker zeigen nämlich, daß alles, was es in der Welt gibt, in Bedeutungsklassen eingeteilt wird. Etwas Ähnliches finden wir ja auch bei uns, wenn wir sächliches, männliches und weibliches Geschlecht grammatisch unterscheiden. Den Unterschied von weiblich und männlich finden wir zwar in den primitiveren Sprachen zumeist nicht ausgeprägt. Wie solche Klassifizierungen des Weltinhaltes des Homo divinans sich darstellen, mag aus dem folgenden Beispiele deutlich werden. Bei den Zuñi-Indianern, einer Völkerschaft Neumexikos, zerfällt der Stamm in sieben Abteilungen. Demgemäß ist auch das Dorf, das dieses Volk bewohnt, in sieben Gebiete abgeteilt. Diesen sieben Gebieten entsprechen nun weiter sieben Weltgegenden, die die Indianer unterscheiden, nämlich: Norden, Süden, Osten, Westen, Oben, Unten und Mitte. Die Siebenteilung, diese Einteilung in sieben Klassen, erstreckt sich nun auf alles, was es in der Welt für den Indianer gibt. Jedes Ding, jeder Vorgang, jedes Element, jeder Zeitabschnitt gehört einer der sieben Klassen an. Der einen Klasse gehört

die eine Abteilung des Stammes sowie der Norden, als Tier das Waldhuhn, als Farbe das Gelb, als Element das Element der Luft, als Jahreszeit der Winter zu. Einer anderen Klasse gehört eine andere Abteilung des Stammes, als Tier der Bär, als Himmelsrichtung der Westen, als Farbe das Blau, als Element das Wasser, als Jahreszeit der Frühling an. Auch die gesellschaftliche Gliederung, die Berufs- und Arbeitsteilung paßt sich diesem System ein. Dem Norden gehört der Krieg, dem Westen die Jagd, dem Süden die landwirtschaftliche und heilkünstlerische Tätigkeit, dem Osten die Magie und Tätigkeit im Dienste der Religion an. Durch solche Systematisierung ist, wie der Forscher Cushing hervorhebt, das gesamte politische und religiöse Leben des Volkes völlig geordnet. Wenn der Stamm einen neuen Lagerplatz bezieht, so herrscht über die Stelle, die jeder einzelne Verband in ihm erhält, über die Verteilung der einzelnen Gruppen nach den verschiedenen Himmelsgegenden nicht der geringste Zweifel. Das richtet sich eben alles nach dem erläuterten System. Eine gleiche Sicherheit und Ordnung beherrscht auch das gesamte Tun und Denken des Volkes. Es gibt keine Feier, keine Zeremonie, keine Ratsversammlung, keine Prozession, bei der irgendein Mißverständnis über die in ihr einzuhaltende Ordnung, über die Stelle der einzelnen Stammesgruppen, über den Vortritt, der etwa einer bei den einzelnen Verrichtungen gebührt, entstehen könnte. All das ist durch das beschriebene System so genau festgelegt, daß es geschriebenen Gesetzen nicht nur gleichkommt, sondern sie an ordnender Kraft bei weitem übertrifft. Auch in das Gebiet der unmittelbar praktischen Beschäftigungen setzt sich die systematische Grundauffassung fort; so verwenden die Zuñi-Indianer die größte Sorgfalt darauf, zu bewerkstelligen, daß die Farbe des Saatkornes der

Klassenfarbe und Farbenklasse der Himmelsgegend, auf dem der betreffende Acker liegt, entspricht. Für den Norden etwa wird man gelbe Saatkörner, für den Westen aber bläuliche bevorzugen. Ähnliche Systembildungen finden wir, um uns einem ganz anderen Erdteile zuzuwenden, auch in Holländisch-Südneuguinea, wie uns Wirz mitteilt. Bei den Marind-anim, das ist das Volk, von dem wir das folgende Beispiel nehmen, gehört jeder Naturgegenstand und jedes künstlich hergestellte Ding einer Klasse an, die auch jeweils eine Stammesabteilung umfaßt. Aber nicht nur einzelne Dinge finden in diesem System ihre Ordnung, sondern selbst gewisse Tätigkeiten, wie „schlagen“, „arbeiten“, „sich begatten“, werden als spezifizierte Tätigkeiten je einer Stammesabteilung zugerechnet. In dieser Hinsicht ist es besonders lehrreich, daß man neue Gegenstände, die den Marind-anim durch fremde Vermittlung zugeführt wurden, sofort in dieses System von Klassen einreichte. So wurde das durch Europäer eingeführte Rind, das den Eingeborenen vorher unbekannt war, gleich in bestimmter Weise eingeordnet. Als zuerst Europäer mit solcherart Verhältnissen bekannt wurden, erkannten sie nur den Zusammenhang von Tieren und Stammesabteilungen, und nannten das „Totemismus“. Jetzt weiß man aber, daß solchen Zusammenhängen universale Prinzipien der Welteinteilung zugrunde liegen, die sich nicht nur auf Tiere und Stammesabteilungen, sondern eben auf alles, was den Weltinhalt bildet, erstrecken. Diese wichtige Erkenntnis verdanken wir vor allem dem französischen Soziologen Durkheim. Ernst Cassirer hat uns dann in der Deutung solcher Anschauungen wesentlich gefördert.

In den Ordnungen — wir gaben nur zwei Beispiele, eines aus Neuguinea, ein anderes aus Nordamerika — haben wir nun den Keim für alle Wissenschaft vor uns, denn es

ist das alles schon (wenn auch nicht logisch) geordnetes Wissen.

Wir sehen daraus auch so recht, wie stark dem Menschen die Neigung zum Bilden von Systemen angeboren ist. Die Neigung des Menschen, Systeme zu bilden, muß als eine ganz elementare, ursprüngliche angesehen werden. Vermutlich ist sie mit dem Bautriebe des Menschen verwandt. In den Bauten folgt der Mensch ganz bestimmten Regeln und Gesetzen, Gesetzen der Symmetrie und der Raumverteilung. Eine vergleichbare Geschlossenheit und Geordnetheit wird auch in den besprochenen Systemen angestrebt, die man als ein Bauen mit Vorstellungen, mit Gedanken bezeichnen kann. Legen wir uns nun die Frage vor: Was rechtfertigt diese merkwürdigen Systeme? Wie kommt der Mensch dazu, alles, was es in der Welt für ihn gibt, in solche Ordnung zu bringen? Kann es überhaupt irgendwie gerechtfertigt werden, wenn eine Ordnung gebildet wird, nach welcher eine Stammesabteilung, gewisse Tiere, Himmelsrichtungen, Farben, Stoffe, Pflanzen, Tätigkeiten der einen Klasse, dagegen eine andere Stammesabteilung, andere Tiere, Himmelsrichtungen, Farben, Stoffe, Pflanzen, Tätigkeiten einer anderen Klasse zugehören? Solche Ordnung ist indessen keine völlig phantastische und gleichsam aus der Luft gegriffene, unbegründete. Es gibt auch unter uns gelegentlich sehr sensitive Personen, welche verwandte Zusammengehörigkeiten zu „erfühlen“ vermögen. Es ist bekannt, daß bestimmten Menschentypen die Vorliebe für bestimmte Farben, Töne, Formen, Dichtungen, Musik und Kunstwerke, Pflanzen, Tiere, Landschaften eigen ist, und daß sensitive Personen ohne viel Überlegung die einem Menschen zukommenden Dinge mit instinktiver Sicherheit anzugeben vermögen. Hier prägt sich also in der Tat eine innere Wesensverwandtschaft von

verschiedensten Gegenständen aus. Einer Art von Menschen sind vielleicht Grabes Dramen, Mantegnasche und Rubensche Bilder, die babylonische Plastik, die Schroffheit alpiner Hochgebirgslandschaften wesensverwandt. Einer anderen Art von Menschen dagegen Goethes Lyrik, Giorgiones Bilder und die thüringische Landschaft.

Wir erkennen nun aus den Klassifizierungen, wie wir sie aus Neuguinea und von den Zuñi-Indianern mitteilten, daß der Homo divinans instinktiv wesensverwandte Gegenstände zusammenordnet. Der Homo divinans hat also allgemein eine Art Hell-sichtigkeit, die bei uns nur bei wenigen bevorzugten, sehr sensiblen Menschen vorkommt. So zeigt sich also auch hier, daß bei den sogenannten primitiven Menschen manche seelischen Eigenschaften besser entwickelt sind als bei uns. Bei uns ist solcher Sinn sehr zurück-

gebildet, dafür sind aber andere Fähigkeiten zur Ausbildung gelangt.

Uns werden diese gewonnenen Einsichten für das Verständnis der Magie der großen orientalischen Kulturen und des alten Mexiko von großer Bedeutung werden, und wir werden mehrfach Gelegenheit nehmen, auf sie zurückzuweisen.

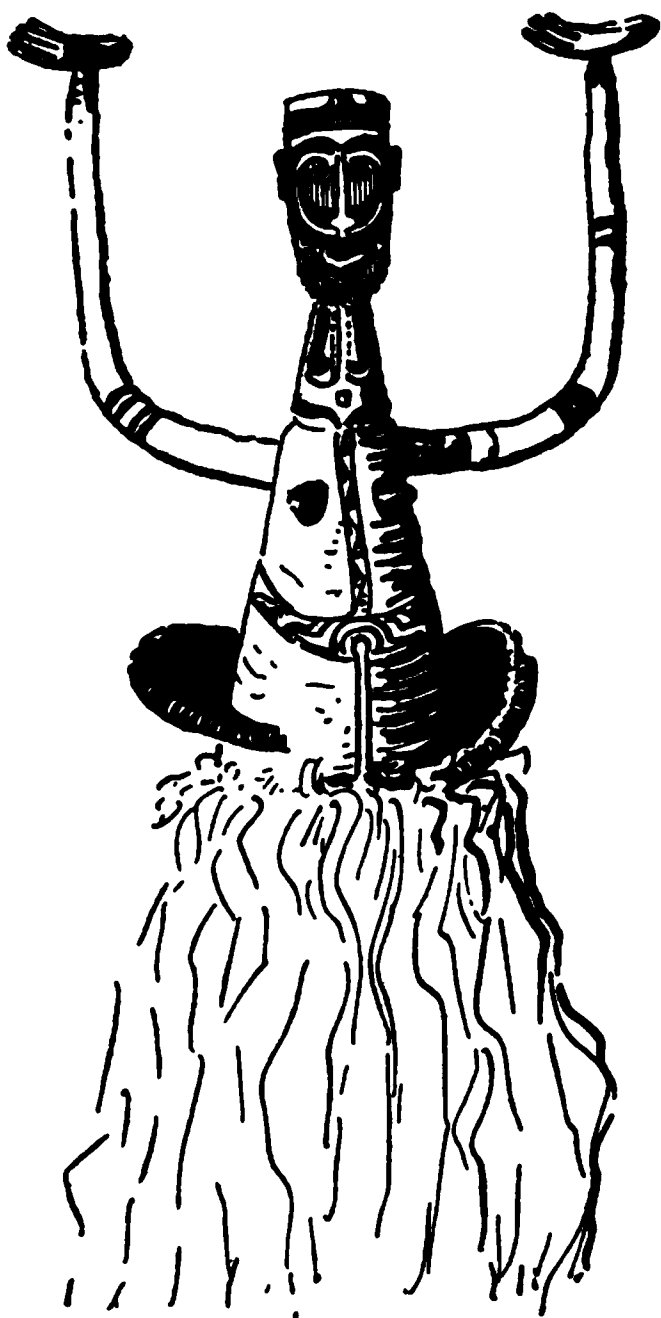


Abb. 4. Maske der Sulka,
Gazelle-Halbinsel
(Original im Museum für Völkerkunde,
Hamburg)

Zweites Kapitel
Die primitive Magie
(Fortsetzung)

Die Medizin hat sich bekanntlich im Laufe der Jahrhunderte aus allerlei magischen Bräuchen und Kenntnissen entwickelt. Diese ursprünglich nahen Beziehungen von Magie und Medizin berechtigen uns, die Medizin des Homo divinans in diesem Zusammenhange kurz zu betrachten.

In der Medizin des Homo divinans können wir zweierlei Heilverfahren unterscheiden. Erstens: rationelle Kunstgriffe, die auch eine uns unmittelbar verständliche Heilweise darstellen; zweitens: magische Methoden. Beide Methoden sind in der Praxis eng miteinander verbunden. Beispiele rationeller Therapie haben wir in unserem Buche „Kultur und Religion des primitiven Menschen“ gebracht. Uns soll hier nur die magische Seite der primitiven Medizin beschäftigen. Da finden wir zunächst bei vielen Völkern allerlei Heilmittel, deren Anwendung an das Besprechen erinnert, wie es bei uns gelegentlich noch in ländlichen Verhältnissen angewandt wird. In mancher Hinsicht erinnern solche Sprüche aber auch an die Worte jener Nervenärzte, die einen Patienten durch Suggestionen, Einflüsterungen heilen wollen. Die Suggestionmethode, die darin besteht, daß man dem Kranken den gesunden Zustand gleichsam „einredet“, ist ja überall bekannt. Gerade bei Nervenleiden,

bei denen man sich nicht immer gleich der Hypnose bedienen will, sind solche Suggestionen mit großem Erfolg angewandt worden. Es gibt bereits eine ganze Literatur, welche die suggestiven Einflüsse darstellt und zu zeigen bestrebt ist, wie man sie am wirksamsten zur Anwendung bringe.

Die Suggestionmethode, die bei uns in der Medizin erst in verhältnismäßig später Zeit wieder zu Ehren kam, ist nun ein ganz gebräuchliches Verfahren in der Heilpraxis des Homo divinus, ohne daß er sich natürlich der psychologischen Voraussetzungen bewußt wäre.

Ein Heilspruch, den Paul Hambruch von den Bewohnern der Insel Nauru mitteilt, lautet: „Die Krankheit deines Kopfes werde besser, da wirst du gesund, die Krankheit deines Armes werde besser, da wirst du gesund, die Krankheit deiner Gedärme werde besser, da wirst du gesund“ usw. „Trink schnell das Wasser, du wirst rasch kräftig, trink schnell das Wasser, du wirst wieder wohl und munter usw.“ — Mitunter wird die Wirksamkeit des Wortes durch allerlei eindrucksvolle Manipulationen gesteigert, durch Tänze in seltsamem Aufputze wie bei nordamerikanischen Medizinpriestern und sibirischen sogenannten „Schamanen“. Boas berichtet uns z. B. eine Krankenheilung von den Tlinkit-Indianern. Der Kranke sitzt neben dem Feuer auf einer Matte, der Medizinpriester in seltsamem Schmucke neben ihm. Er ist umgürtet mit einer bunten Tanzdecke und trägt eine Art gehörnter Krone auf dem Haupte. Seine Heilhandlungen bestehen hauptsächlich darin, daß er den Kranken feierlich um das Feuer führt. Eine Anzahl von Männern schlägt dazu mit Stangen und Stäben den Takt auf Brettern. Zwischen ihnen und dem Medizinpriester wechselt Rede und Gegenrede in kurzen, abgebrochenen Sätzen. Am Schlusse mancher solcher Heiltänze wird dann wohl ein

Stein vorgewiesen, in den die Krankheit gleichsam gebannt worden ist, und der als mit der Krankheitsursache behafteter Gegenstand herausgebracht oder vernichtet wird. Vielfach sind solcherart Bräuche von den Forschern halb mitleidig, halb entrüstet als Betrug gebrandmarkt worden. Wenn auch gewiß nicht alle solche Heilzeremonien und Heiltänze den gewünschten Erfolg haben — magische wie rationale Methoden werden eben in manchen Fällen versagen —, so sind doch die Einwirkungen bei der Empfänglichkeit und großen Beeinflussbarkeit der Eingeborenen gewiß nicht gering zu veranschlagen. Zu beachten ist auch, daß solche Zeremonien nicht nur dem Kranken helfen, sondern vielfach, so sonderbar das uns erscheinen mag, den Angehörigen des Kranken. Sie nehmen den Angehörigen die lähmende Angst, mit denen sie der Anblick der unheimlichen Anzeichen der Krankheit erfüllte, mit anderen Worten: sie beschwichtigen die von Grauen und Schrecken erfüllten Zuschauer.

Wir wenden uns nun der Betrachtung eines Gebietes zu, von dem man vielleicht nicht ohne weiteres erwarten würde, daß es eine Fülle der interessantesten religionswissenschaftlichen Probleme in sich schließt: dem Kalender. Uns ist der Kalender eine nüchtern-nützliche Einrichtung, der man sich nur bedient, um seine Unternehmungen in der richtigen Reihenfolge und zum richtigen Zeitpunkte zu erledigen. Dem Homo divinus ist der Kalender, wie wir sehen werden, etwas weit Bedeutenderes.

Wie ist zunächst nun der Kalender entstanden? Zu dieser in allen Teilen noch keineswegs völlig geklärten Frage läßt sich das Folgende sagen. Der Kalender ist Zeitrechnung und Zeiteinteilung. Die ursprünglichste Zeiteinteilung wird die Bezeichnung der Jahreszeiten nach dem Wechsel der

Wachstumserscheinungen, der Gestirnvorgänge usw. gewesen sein. Ein eigentlicher Kalender entsteht jedoch erst durch die zahlenmäßig genaue Festlegung von Zeitperioden. Was veranlaßte den Menschen dazu? Es muß etwas vorhanden gewesen sein, das das Interesse des Menschen an den Perioden, die der Lauf der Gestirne innehält, wachrief, das ihn diese Perioden beachten ließ. Es seien darüber die folgenden Vermutungen mitgeteilt.

In einer alten Handschrift, die Indianer Mexikos vor der spanischen Eroberung angefertigt haben, dem sogenannten Codex Borgia, befindet sich eine sehr merkwürdige Darstellung: eine menschliche Gestalt, auf deren Körperteile allerlei Kalendersymbole verteilt sind. Bestimmte Körperteile werden also mit bestimmten Zeitperioden in Beziehung gebracht. Was hat das zu bedeuten? Wir wissen aus älteren Werken über die Kultur jener Indianer nun folgendes: Bestimmte Körperteile stehen nach Ansicht der Indianer unter dem Einflusse, unter der Herrschaft bestimmter Dämonen. Die Leber wird beherrscht vom Krokodildämon, der rechte Arm vom Adlerdämon, der Penis vom Schlangendämon, der linke Arm vom Affendämon usw. Ganz ähnliche Anschauungen berichtet Bastian von den Maori, den Eingeborenen Neuseelands. Dort glaubte man, daß die linke Seite des Menschen unter dem besonderen Schutze eines Geistes namens Rongo stände, die rechte Seite aber unter dem Schutze von Rehua und Tu. Über den Kopf wachte der Gott Rauru, über die Stirn gebot Tonga, über die Augen Tongameha, über den Mund Purakau, über die Brust Mokotiti, über die Leber Tupari usw. Wir finden also ganz ähnliche Anschauungen über den Zusammenhang von Geistern, Gespenstern mit Körperteilen in ganz verschiedenen Erdteilen:

in Neuseeland und in Mexiko, und wir begegnen ihnen auch, das ist höchst interessant, in China, Altägypten und Europa.

In China, wo sich in der Weltanschauung eine Fünfteilung geltend macht, sind es die Organe: Herz, Niere, Lunge, Leber und Magen-Milz, die mit fünf Weltprinzipien und fünf die fünf Weltgegenden beherrschenden Mächten in Zusammenhang gebracht werden.

In Ägypten dachte man sich den menschlichen Körper in einzelne Teile zerlegt, deren jeder seinen besonderen göttlichen Schützer besaß. Erkrankte der Mensch, so lag dieses daran, daß die Schutzgottheit versagt hatte. Daraus ist es zu erklären, daß der ägyptische Zauberer in seinen Beschwörungen jedes Glied des Menschen aufzählte und den Gott, unter dessen Schutz es stand.

In Europa ist es die mittelalterliche jüdische Mystik der Kabbala, die letzten Endes auf altorientalischen, nämlich babylonischen Anschauungen gründet, in der wir ganz ähnlichen Anschauungen begegnen. In alten kabbalistischen Schriften finden wir nämlich schematische Darstellungen eines Menschen, des metaphysischen Urmenschen Adam Kadmoni, auf dessen Gliedmaßen die sogenannten zehn Sephirot verteilt sind. Die Sephirot sind nach dem Glauben der alten jüdischen Gelehrten kosmische Mächte, übernatürliche Wesenheiten, die bestimmte Einflüsse auszuüben vermögen.

Das sind alles höchst merkwürdige Anschauungen, und höchst seltsam ist es, diese Anschauungen auf so weit voneinander entfernt liegenden Gebieten zu finden. Es zeigt uns, daß der menschliche Geist notwendig gerade zu diesen Anschauungen kommen mußte, denn es ist undenkbar, daß diese Anschauungen in allen Fällen von einem der genannten Völker durch irgendwelche Vermittlung zu den anderen gelangt seien.

Wir werden uns also die Frage vorzulegen haben: Wie kommt der Mensch zu diesen Anschauungen? Was ist der Grund dafür, daß bestimmten Organen des Leibes bestimmte Dämonen oder überirdische Mächte als ihre Beherrscher zugeteilt werden? Der Schlüssel zum Verständnis scheint uns in den Ergebnissen seltsamer psychologischer Untersuchungen zu liegen, die von Ludwig Staudenmaier angestellt wurden. Staudenmaier erzeugte bei sich selbst Visionen, Halluzinationen und stellte folgendes fest. Die in der Vision, Halluzination geschauten phantastischen Figuren wechseln in ganz bestimmter Weise. Ist der Magen gereizt, erscheint eine ganz bestimmt charakterisierte Gestalt, ist aber der Dickdarm gereizt, eine andere von der ersteren unterschiedene Gestalt. Wir sehen also: bestimmten Organen entsprechen ganz bestimmte Gestalten, die in der Vision geschaut werden. Das ist es ja nun aber, was wir bei den primitiven Völkern fanden, daß bestimmte dämonische Gestalten bestimmten leiblichen Organen entsprechen. Es gibt also in jedem Menschen eine besondere Veranlagung zur Bildung bestimmter phantastischer Figuren durch die Einbildungskraft, wenn Visionen geweckt werden, und diese Figuren stehen mit bestimmten leiblichen Organen, leiblichen Empfindungen in Zusammenhang. Mit anderen Worten läßt sich diese wichtige Tatsache auch folgendermaßen ausdrücken: Was wir als Zusammenhang von Körperteilen mit bestimmten phantastischen Vorstellungen betrachten, das betrachtet der Homo divinus, dem die phantastischen Vorstellungen als wirklich in der Außenwelt vorhanden erscheinen, als einen Zusammenhang von Körperteilen mit bestimmten Dämonen oder übernatürlichen Mächten. Wir stellen also auch hier wieder für manche Beziehungen eine Art Hellsichtigkeit fest, die Personen aus unseren Verhältnissen nur in besonderen Umständen eigen ist.

Es kommt nun noch ein Zweites hinzu. Die genannten Dämonen, an die der Homo divinus glaubt — wir werden über den Dämonenglauben noch eingehend bei einer späteren Gelegenheit zu sprechen haben —, spielen vielfach im magischen Kalender als Beherrscher bestimmter Zeiträume eine Rolle. Die von den Dämonen beherrschten Zeiträume gelten je nach ihrem Charakter als unheilvoll oder günstig; gute und böse Zeiten wechseln in dem Kalender in bunter Folge. Wir glauben auch dafür eine befriedigende Erklärung geben zu können.

Es ist bekannt, daß die weibliche Regel und der Mondwechsel sich in gleichen Zeiträumen wiederholen und noch heute vielfach im Volksglauben bei uns als identisch gelten. Es gibt nun noch weitere Perioden, in denen das menschliche Leben abläuft, die aber meist wenig beachtet werden. Man kann sie als Lebendigkeitsschwankungen, Vitalitätsrhythmen bezeichnen. Sie sind vielleicht nicht so in die Augen fallend, spielen in unserem Leben, d. h. in dem Leben des Homo faber, nicht mehr eine ohne weiteres in die Augen springende Rolle. Eine Reihe neuerer Forscher haben sich um die Ergründung solcher Perioden bemüht. Es sei nur auf Kamerer, Fließ und Swoboda hingewiesen. In diesen Perioden wechseln günstige und ungünstige Tage in regelmäßiger Folge. Der Kalender ist nun ursprünglich wohl bei allen Völkern das „Buch der guten und der bösen Tage“ gewesen, wie er bei den alten Mexikanern direkt genannt wird. Er diente also anfänglich dazu, die für ein Unternehmen günstigen und ungünstigen Tage ausfindig zu machen, um danach den Beginn des Unternehmens einzurichten, ihn etwa zu verschieben usw. Im alten Ägypten, China, Babylon, Mexiko, im europäischen Mittelalter, in Indonesien finden wir den Kalender als Schick-

salsbuch in Gebrauch, d. h. als Tafel, die die Bestimmung der für ein Unternehmen günstigen Tage ermöglicht, aus der man Gunst oder Ungunst der Tage abliest. In China wurde der Kalender sogar alljährlich im Auftrage der Regierung von einer dem Ministerium des öffentlichen Kultus unterstehenden besonderen astrologischen Behörde geprüft, zusammengestellt und herausgegeben, und wohl jeder des Lesens kundige Chinese besaß davon ein Exemplar. Im Kalender fand man genaue Angaben darüber, was einem an jedem Gottestage zu unternehmen gestattet sei, ohne sich etwaigen verhängnisvollen Folgen seiner Handlungen auszusetzen. Es standen darin die Tage, welche günstig waren, um eine Ehe einzugehen, einen Hausbau in Angriff zu nehmen, den Schulbesuch der Kinder zu beginnen, Kleider zuzuschneiden, ein Bad zu nehmen, sich den Kopf rasieren zu lassen, und was dergleichen mehr ist. Das ist also schon eine sehr späte Stufe des magischen Kalenders. Auf dieser ist eine ursprünglich sinnvolle Einrichtung ad absurdum geführt. Auch im alten Ägypten waren ähnliche Bräuche einst üblich. Aus dem mittleren Reiche z. B. ist uns der Kalender eines Monats erhalten, in dem 18 Tage als gut, 9 als schlecht und 3 als halb gut bezeichnet werden. Aus dem neuen Reiche haben wir ein umfangreiches Buch, das für einen Teil des Jahres die gleichen Angaben lieferte. So lesen wir z. B. beim 12. Tage des ersten Wintermonates, daß er sehr schlecht sei, und daß man es vermeiden müsse, „an diesem Tage eine Maus zu sehen“ usw. Wie wichtig dem alten Ägypten solche Angaben waren, erweist sich daraus, daß uns ein Handbuch der Tagewählerei sogar als Schulheft erhalten ist.

Wir stellten also fest: 1. Der Kalender gilt in einer frühen Zeit dem Homo divinans als Buch der guten und

bösen Tage. 2. Es ist von neueren Forschern nachgewiesen worden, daß im Leben des Menschen gute und weniger gute Tage aufeinander folgen, daß der Grad der Lebendigkeit periodischen Schwankungen unterworfen ist.

Das beides legt nun die Vermutung nahe, daß die Pe-



Abb. 5. Peruanisches Kosmogramm (San Marcos. Chavin. Nach J. C. Tello). In der Mitte die Sonne. In den vier Weltgegenden Kondore

rioden des menschlichen Lebens für die Ausbildung des Kalenders eine gewisse Bedeutung gehabt haben. Im allgemeinen handelt es sich ja im Kalender zunächst um Zeiteinteilungen, die sich aus dem Laufe der Himmelskörper, vor allem des Mondes, ergeben. Was machte aber die astronomischen Perioden, in denen sich der

Lauf des Mondes, des Planeten Venus, der Sonne vollzieht, für den Menschen beachtenswert? Es muß etwas vorhanden gewesen sein, das die Aufmerksamkeit auf diese Perioden lenkte. Das war einmal die wirtschaftliche Tätigkeit des Menschen: Jagd und die Anfänge der Landwirtschaft. Diese wiesen den Menschen auf den Wechsel der Jahreszeiten, auf das Auftreten und Verschwinden bestimmter jagdbarer Tiere in bestimmten Monaten, auf das Wachsen und Reifen der Pflanzen, auf den

Aufgang und Untergang der Gestirne usw. hin. Aber es werden auch die subjektiven Perioden gewesen sein, die weibliche Regel, die Dauer der Schwangerschaft, dann schließlich die Perioden, wie sie eben neuere Forscher für den Lebenslauf des Menschen in den Lebendigkeitsschwankungen feststellten, die für die Ausgestaltung des Kalenders von Bedeutung gewesen sind. Als Zeitmesser für diese menschlichen Perioden fanden die astronomischen Perioden erst die eingehendere Beachtung, die interessierte Aufmerksamkeit des primitiven Menschen.

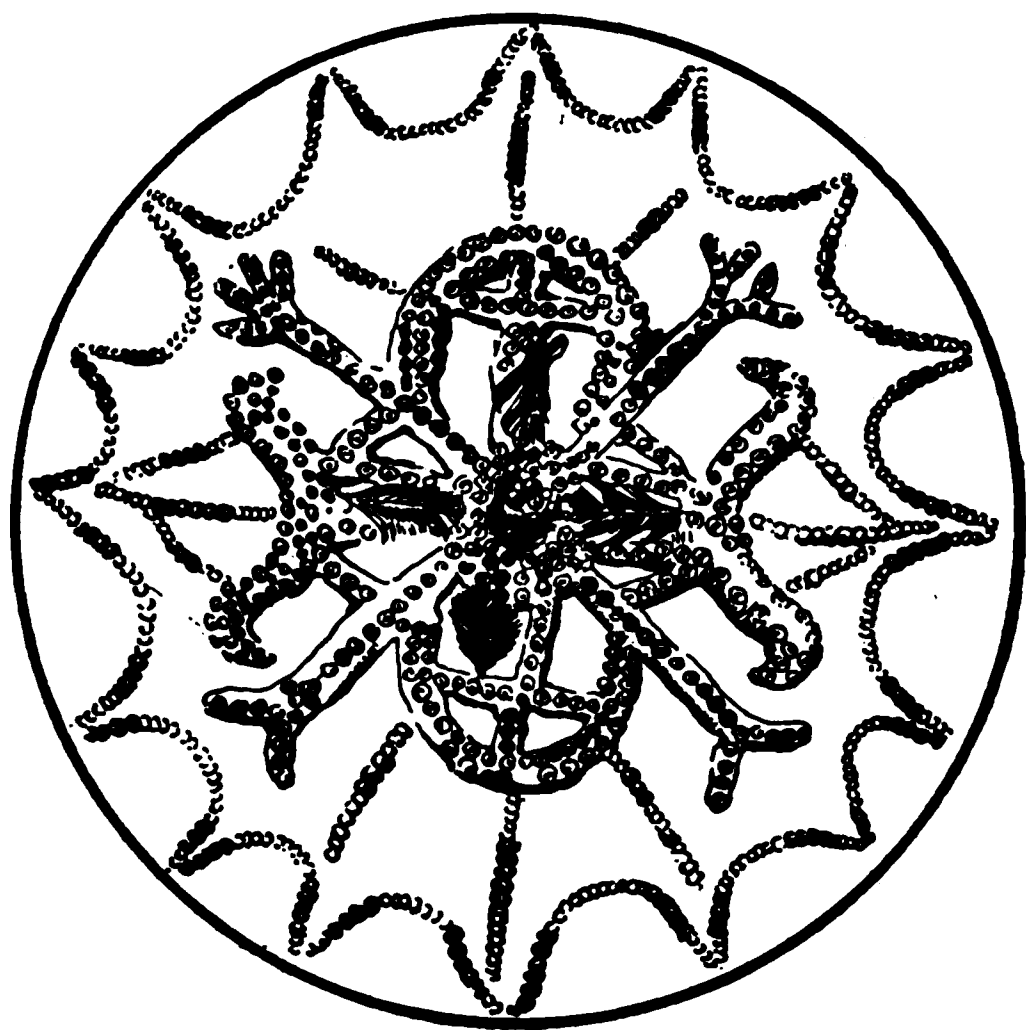


Abb. 6. Kosmogramm der Cora-Indianer aus einer heiligen Kalebasse (nach K. Th. Preuß). Rand des Himmels, Himmelsrichtungen, Sitz der Sonne im Zentrum der Welt sind angedeutet

Fassen wir die Erörterungen über den Kalender zusammen. Der Kalender gilt ursprünglich in besonderer Weise als Buch der guten und bösen Tage. Das wurde verständlich durch die Feststellung, daß tatsächlich im menschlichen Leben günstige und ungünstige Tage einander folgen. Gunst und Ungunst ist hier durch Veranlagung der menschlichen Natur bedingt. Zweitens: Der menschliche Körper, die menschlichen Gliedmaßen stehen in Zusammenhang mit Dämonen. Auch

hier bringen uns neuere psychologische Feststellungen die Erklärung. Wenn bei einem Menschen Visionen, Halluzinationen, „Gesichte“ geweckt werden, so besteht tatsächlich ein Zusammenhang zwischen den Organen und den phantastischen Gestalten, die sich der visionären Vorstellung bieten.

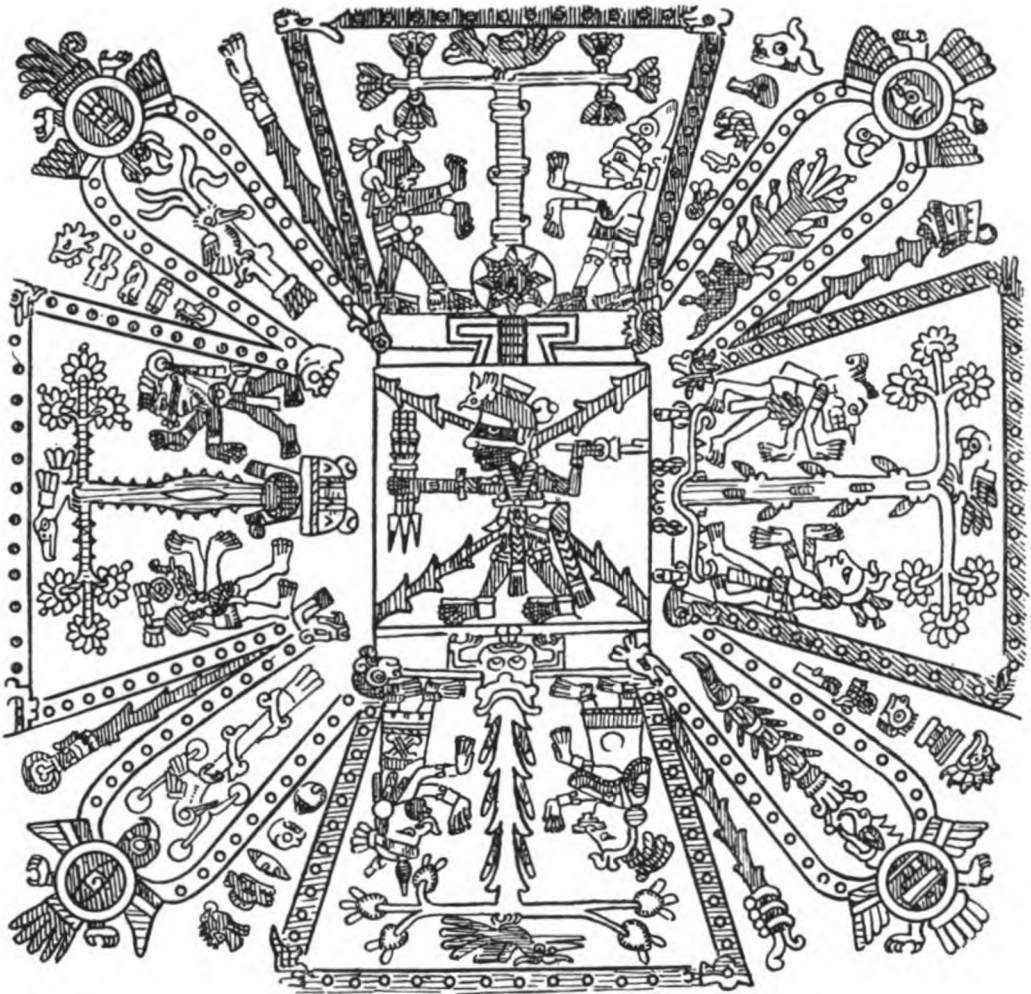


Abb. 7. Kosmogramm aus Altmexiko. Auf den Schenkeln des Kreuzes die vier Himmelsrichtungen durch vier verschiedene Bäume symbolisiert. Auf ihnen sitzen Vögel, unter ihnen Gottheiten. Im Zentrum die Weltmitte mit dem Feuergott

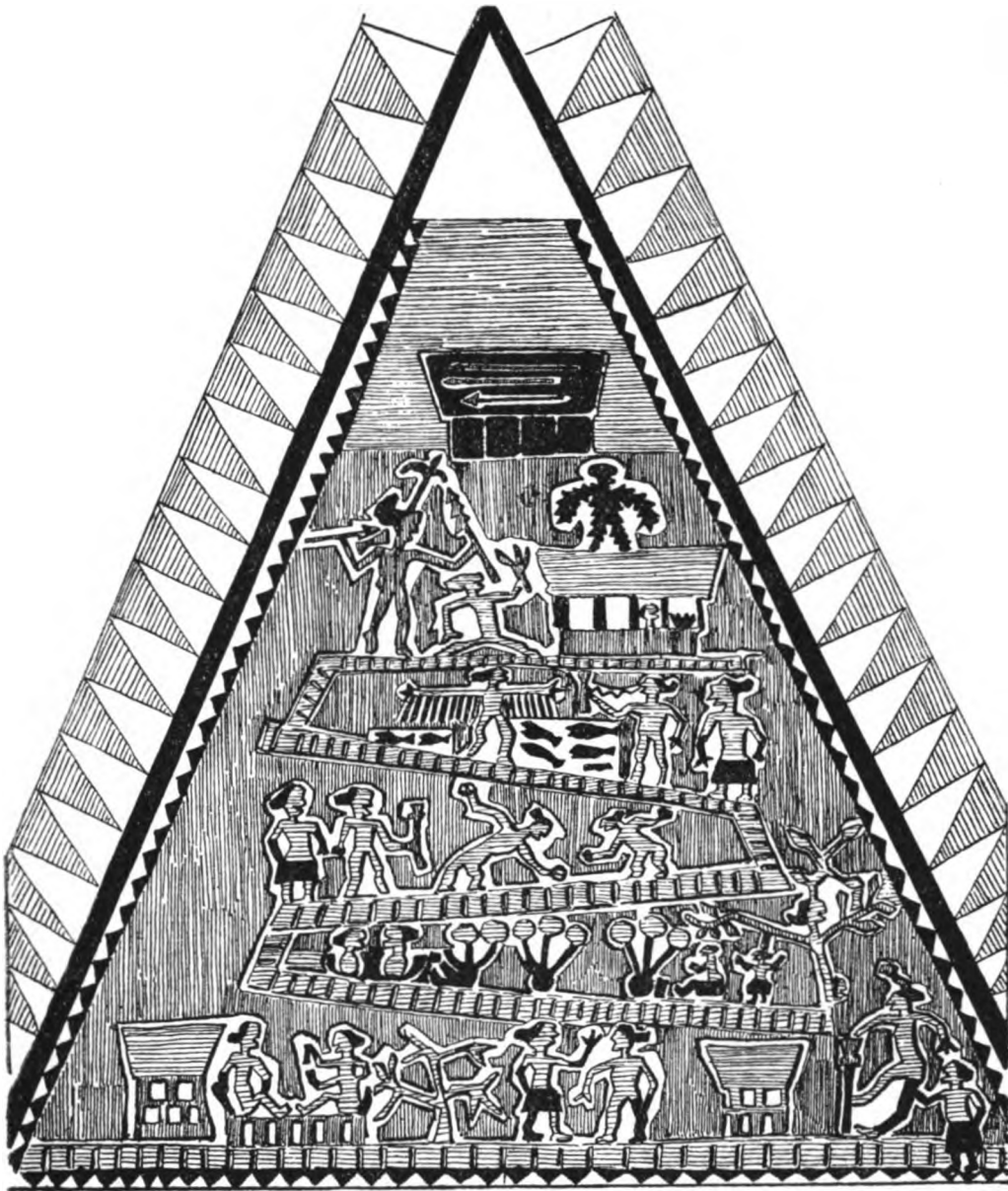


Abb. 8. Kosmogramm auf einem Palau-Hausgiebel. Dargestellt ist ein Held, der durch die Himmel wandert, die durch Stufen gekennzeichnet sind (Hambruch; Original im Museum für Völkerkunde, Hamburg)



Abb. 9. Kosmologische Darstellungen aus Neumecklenburg: links und rechts
Sonnensymbol, in der Mitte Mann in Mondsichel
(Hambruch; Original im Museum für Völkerkunde, Hamburg)

Drittes Kapitel

Magie und Geheimwissenschaft im alten Mexiko

Nach der Erörterung über die primitive Magie, die an Beispielen den Leser mit einigen Grundtatsachen primitiven Geisteslebens vertraut machen, ihm eine allgemeine Einstellung vermitteln sollte, wie überhaupt man primitives Geistesleben zu betrachten hat, wenden wir uns dem alten Mexiko zu, das die magischen Wissenschaften zu einer großen Blüte gebracht hat.

Das alte Mexiko, also das Mexiko zur Zeit, ehe die Spanier in das Land drangen und die indianische Kultur vernichteten, wurde zu einem großen Teil eingenommen von dem Gebiete des Reiches der Azteken, das die Hauptmacht in sich vereinigte. Die Vorfahren dieses Volkes waren vermutlich aus dem Norden, aus dem Gebiete der heutigen Vereinigten Staaten in das Land gekommen und hatten durch eine Reihe glücklicher Kriege ein mächtiges Reich geschaffen, das unter der Leitung eines Königs stand.

Die Kultur der Azteken war eine sehr reiche. Es gab große Städte mit monumentalen Bauten, man verstand sich auf allerlei Fertigkeiten, Weberei, Goldguß, Töpferei, Steinschneidekunst. Ackerbau wurde eifrig betrieben und durch künstliche Bewässerung, Düngung usw. gefördert. Ein gut diszipliniertes Heer stand dem Könige zur Verfügung, gepflegte Heerstraßen durchzogen das Land, und Botenläufer, für welche in regelmäßigen Abständen eine Art von Poststationen errichtet waren, dienten dem königlichen Nachrichtenverkehre. Das Eisen kannte man nicht, nur Kupfer, Silber und Gold. Die Schwerter bestanden aus Holzstäben, die mit klingenartigen Splintern des glasharten Obsidiangesteines besetzt waren. Die geistige Kultur zeigt einige bemerkenswerte Leistungen. Man hatte eine Schrift, freilich schrieb man nicht wie wir Worte nieder, sondern zeichnete den Inhalt, den man schriftlich festhalten wollte, durch Bilder, durch Illustrationen auf. Es handelte sich hier also um eine sogenannte „Ideographie“, Gedankenschrift, die nicht den Wortlaut fixiert, sondern den Gedankengehalt verbildlicht. Für Namen hatte man indessen eine besondere Aufzeichnungsart entwickelt: den Rebus. Aus unseren Verhältnissen sind ja die sogenannten redenden Wappen bekannt. Der Bär im Wappen Berlins, der Mönch im Wappen Münchens sollen den Namen der Stadt ungefähr zum Ausdruck bringen. In der gleichen Weise schrieben die Mexikaner Städte-, Königs- und Volksnamen. Die Literatur der Mexikaner wird wohl vornehmlich religiös-theologischen Charakters gewesen sein. Aber es gab auch Tributlisten zur Aufzeichnung der Abgaben unterworfenen Völker und eine Art von Landkarten, mit Hilfe derer die richtige Ackerverteilung überwacht wurde. Uns ist nur eine kleine Anzahl Bilderschriften erhalten

geblieben; die Mehrzahl ist von den glaubenseifrigen Spaniern, denen die Bücher der Azteken als heidnisches Teufelswerk erschienen, verbrannt worden. — Sonst sei von der Kultur noch erwähnt, daß es eine entwickelte Musik gab. Bei den religiösen Festen wirkten Orchester mit, die unter der Leitung verantwortlicher Priester standen. Man hatte Schlag- und Blasinstrumente, Flöten aus Knochen und gebranntem Ton, Muscheltrompeten, dann Holtrommeln und Fellpauken. Saiteninstrumente fehlten in Mexiko wie überhaupt in Amerika ursprünglich völlig. Das ist einer der Beweise, daß die Völker Amerikas ihre Kultur unabhängig von dem Einflusse der Völker Asiens entwickelten, denn nichts verbreitet sich so leicht und schnell wie Musikinstrumente. Außer den Azteken sind von beachtenswerten Kulturvölkern im Gebiete der heutigen Republik Mexiko noch zu nennen: die Zapoteken im Staate Oaxaca, die Totonaken im Staate Vera Cruz und vor allem die Gruppe der Mayavölker, die insbesondere auf der Halbinsel Yucatan und in Guatemala zu Hause sind. Azteken und Maya bilden noch heute einen großen und wichtigen Bestandteil der Bevölkerung der Republik Mexiko. Die Indianer beginnen jetzt auch, sich auf ihre alten kulturellen Traditionen und ihre einstige Größe zu besinnen, und ihr Einfluß wächst von Jahr zu Jahr. Einflußreiche politische Gruppen bemühen sich jetzt sogar, die Landverteilung, wie sie durch die Eroberung des indianischen Landes, durch die Conquista, einst erfolgte, rückgängig zu machen durch eine „Reconquista“, durch eine Aufteilung der unermesslichen Landgüter, die sich in den Händen der Nachkommen der spanischen Conquistadoren befinden, unter die unterdrückten, verarmten indianischen Pächter und Landarbeiter.

Die Maya-Indianer waren den Azteken in mancher

Hinsicht überlegen. Ihre Kultur hat manche Ähnlichkeit mit der Kultur der Azteken, unter anderem auf dem Gebiete des Kalenders und der Mythologie. Wer das gebende Volk gewesen ist, das ist zur Zeit noch völlig ungeklärt. Vornehmlich auf arithmetischem Gebiete hatten die Maya-Indianer besondere Fortschritte gemacht. Was sonst auf der Erde nur noch einmal einem Volke geglückt ist, das haben die Maya-Indianer vermocht: sie haben den Begriff der Null erfunden und auch ein besonderes Zahlzeichen dafür, nämlich das Bild eines leeren Schneckengehäuses. Das andere Volk, das diesen wichtigen Begriff selbständig entdeckte, waren die Inder. Aus Indien haben die Europäer die Null dann auf mancherlei Umwegen erhalten. Die Erfindung der Null setzt eine hohe Abstraktionsfähigkeit voraus. Kein europäisches Volk ist zur Fixierung dieses arithmetisch so grundlegenden Begriffes von sich aus gekommen. Über die kulturellen Beziehungen der Azteken und Maya sind die Meinungen noch sehr widersprechend. Oswald Spengler vergleicht im zweiten Bande seines „Untergang des Abendlandes“ die Maya mit den Hellenen, die Azteken mit den Römern. Dieser Vergleich dürfte im großen und ganzen richtig sein. Die Maya, ein politisch nicht sehr entwickeltes Volk, das jedoch eine sehr hohe Geisteskultur besaß, die Azteken eine kriegerische Nation, ein ausgesprochenes Eroberervolk, das seine Grenzen weit über seinen ursprünglichen Bereich ausdehnte. Das alles mag dazu dienen, ein Bild dieser reichen und entfalteten Kulturen, die im allgemeinen wenig bekannt sind, zu geben.

Was bieten nun die Azteken und Maya an Interessantem hinsichtlich unserer Probleme? Was finden wir für magische Kenntnisse und Wissenschaften?

Die Magie und Geheimwissenschaft der Azteken gleicht

der der Maya in hohem Maße. Wir werden deswegen nur die Magie der Azteken, der Mexikaner im engeren, im eigentlichen Sinne, die zudem besser bekannt ist, besprechen.

Was uns zunächst bei Betrachtung der mexikanischen Geheimwissenschaft in die Augen fällt und überrascht, ist



Abb. 10. Die altmexikanische Hieroglyphe „Bewegung“

die strenge Systematik ihres Aufbaues. Wir finden eine systematische Ordnung des Wissens, die uns wieder zeigt, wie stark dem Menschen die Neigung zum Systematisieren angeboren ist. Das Skelett, das Gerüst, das dem ganzen Aufbau der altmexikanischen Wissenschaft den Rückhalt verleiht, ist der Kalender, von dem ja schon oben die Rede war. Der Ka-

lender, „Tonal-amatl“ genannt, war das „Buch der guten und der bösen Tage“. Eine große, vielleicht ursprünglich überwiegende Anzahl der altmexikanischen Bilderhandschriften bezog sich auf den Kalender oder allerlei mythologische Spekulationen, die sich an ihn knüpften. Das zeigt zur Genüge, wie wichtig der Kalender den alten Mexikanern war. Und es zeigt auch, wie alle Einrichtungen und Leistungen geistiger Kultur ursprünglich ausschließlich im Dienste des religiösen Lebens stehen. —

Wir haben ja an anderer Stelle („Die Anfänge der Schrift“, Leipzig 1912) nachgewiesen, daß die Schrift sich

aus magischen, religiösen Symbolen unmittelbar entwickelt hat. Die Umwandlung des magischen Symbols zum Merk-

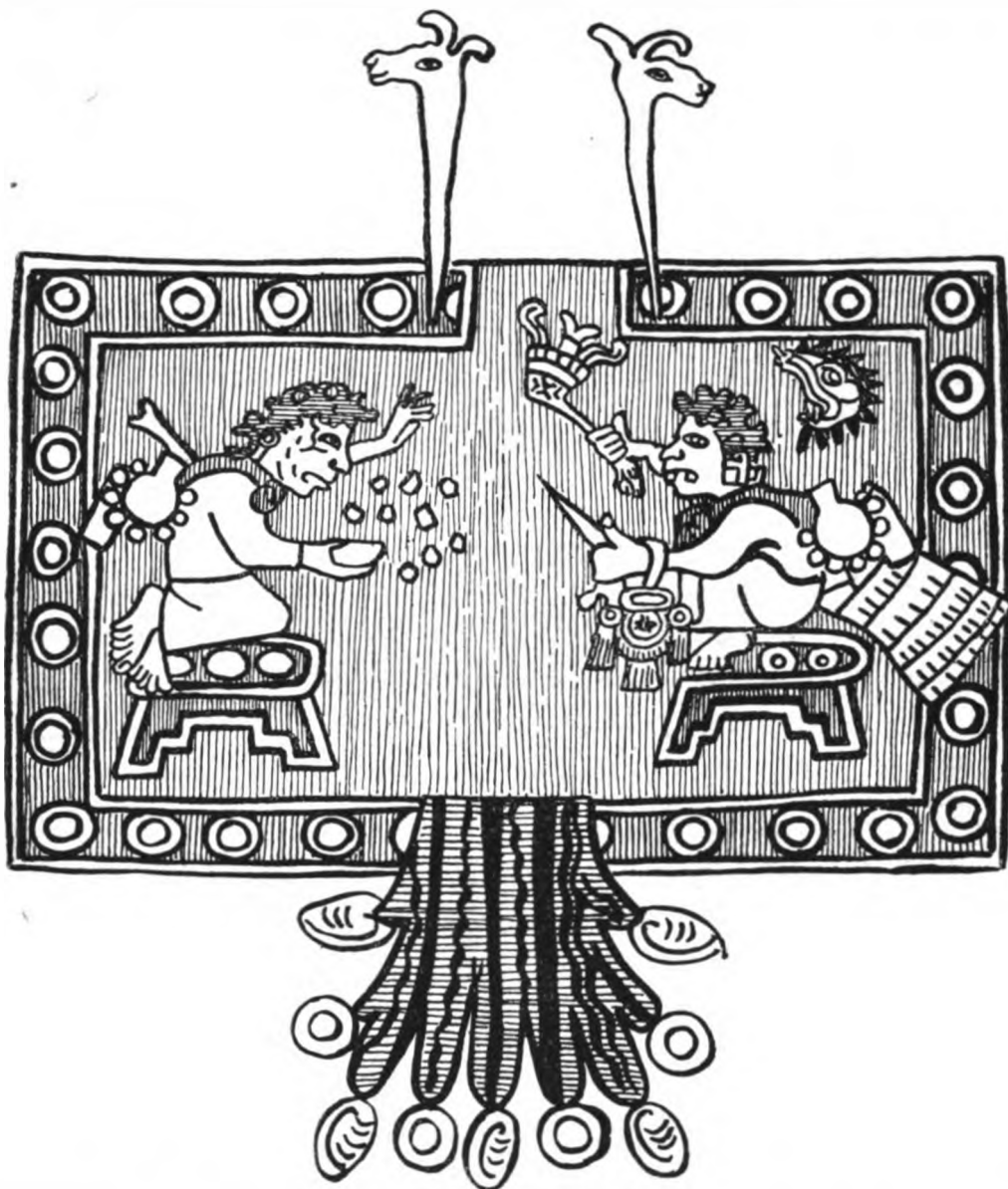


Abb. 11. Altmexikanische Darstellung einer Bilderhandschrift: zwei priestertliche Gestalten beim Loswerfen

zeichen läßt sich mit lehrreicher Deutlichkeit sogar unmittelbar bei einigen nordamerikanischen Stämmen feststellen. Man bringt nämlich auf den Häuten der Trommeln, die der

Medizinmann bei seinen zauberischen Manipulationen benutzt, allerlei magische Symbole an, um auf die in den Symbolen dargestellten dämonischen Gestalten bei den aufzuführenden Zauberzeremonien durch Besingen, Besprechen usw. einen Einfluß auszuüben. Später sind dann die magischen Symbole zu reinen Erinnerungs- und Merkzeichen, das heißt aber eben zu Bilderschrift geworden und dienen dem Medizinmann als geeigneter Anhalt für die Reihenfolge der von ihm vorzutragenden Strophen. Einen ähnlichen Wandel von magisch wirksamen Symbolen zu Merkzeichen werden wir in einer frühen Zeit auch für die mexikanische Bilderschrift voraussetzen müssen. —

Um dem Leser ein Bild von der Wissenschaft, wie sie die alten Mexikaner ausgebildet haben, zu geben, ist es nötig, den Kalender in großen Zügen zu skizzieren.

Im Kalender spielt eine Periode von 13 und eine von 20 Tagen eine besondere Rolle. Die 20tägigen und 13tägigen Perioden laufen nebeneinander her, nach 13 mal 20 also 260 Tagen beginnen beide Perioden wieder gleichzeitig. Die Tage der 20tägigen Perioden — die Zahl 20 ist als Einheit in der Anzahl von Fingern und Zehen eines Menschen unmittelbar gegeben — werden mit eigentümlichen Symbolen in den Kalenderbüchern bezeichnet. Diese Symbole sind zu einem großen Teile Bilder von Tieren: Krokodil, Eidechse, Schlange, Hirsch, Kaninchen, Hund, Jaguar, Adler, Geier; aber es finden sich auch Symbole wie Regen, Blume, Haus, Wasser, Wind. Die Tage der 13tägigen Periode werden durch die von den Mexikanern gebrauchten Zahlzeichen 1—13 bezeichnet. Außer der 13tägigen, 20tägigen und 13×20 tägigen, d. h. 260tägigen Periode kannten die alten Mexikaner das Sonnenjahr von 365 Tagen und auch den Umlauf des Planeten Venus von

584 Tagen. Jeder einzelne Tag stand nun unter der Herrschaft einer besonderen Gottheit. Außerdem hatte auch jede Periode von 20 Tagen ihren Herrn. Nicht genug damit. Auch jedes der vier Viertel der 260tägigen Periode erhielt einen Gott als Herrn zugewiesen. Außerdem wurde die 260tägige Periode in 52 Abschnitte von je 5 Tagen geteilt, von denen ebenfalls jede ihren beherrschenden Gott erhielt. Diese Systematik, deren Grundlage der Kalender bildet, ist also außerordentlich kompliziert.

Indessen es gibt noch weitere Einteilungen und Systematisierungen. Die Welt hat, so berichtet die mexikanische Mythologie, vier Weltalter durchlaufen: die „Wassersonne“, „Jaguarsonne“, „Feuerregensonne“, „Windsonne“. Wir heutigen Menschen befinden uns in der fünften Weltperiode, der sogenannten „Erdbebensonne“. Das erste Weltalter trägt seinen Namen „Wassersonne“, weil es einst durch eine große Sintflut zugrunde gegangen ist. Die damaligen Menschen wurden bei dem hereinbrechenden Unglück in Fische verwandelt. Es heißt auch, daß es in dieser sehr alten Zeit Riesen gegeben habe. Das ist nun eine bei den verschiedensten Völkern der Erde wiederkehrende Sage, daß einst die Erde von Riesen bevölkert gewesen wäre. Wie haben wir uns die häufige Wiederkehr dieser Sage bei den verschiedensten Völkern zu erklären? Es muß überall derselbe Anlaß gewesen sein, der die Ausbildung dieser Sage

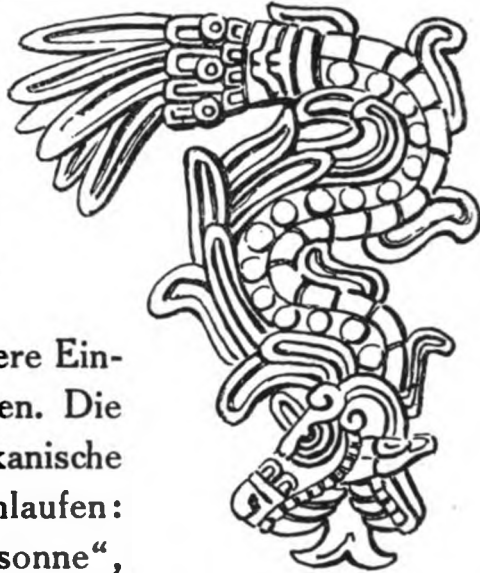


Abb. 12. Gefiederte Schlange von einer Aschenkiste (Sarg), den Himmel symbolisierend, Altmexiko (Original im Museum für Völkerkunde, Hamburg)

verursachte. Man hat wohl oft gemeint, die riesigen Knochenreste vorweltlicher Tiere hätten zu dem Glauben an Riesen Anlaß gegeben. Sicherlich haben solche Funde mitgewirkt. Aber wir begegnen der Sage auch bei Völkern, in deren Gebieten solche Knochen nicht zu finden sind. Zudem sind solche Knochenreste nicht gerade allzu häufig. Unserem Erachten nach haben wir es bei dieser Frage mit dem Fortleben kindlicher Vorstellungen zu tun. Für das Kind gibt es ja Menschen, die es an Körpergröße weit übertreffen, die Erwachsenen; also für jeden Menschen hat es einmal in einer ganz frühen Zeit Riesen gegeben. Ähnlichen Erinnerungen an eine frühere Größendifferenz kann man auch noch heute in volkstümlichen Vorstellungen gelegentlich begegnen. Alte Frauen, zumal aus ländlichen Verhältnissen, wissen mitunter zu berichten, daß eine Gegend, die vielleicht jetzt Feld oder Baugrund ist, früher von Bäumen bestanden gewesen sei, wie sie in gleicher Größe jetzt nicht mehr vorkämen. Auch wird erzählt, daß die Schneefälle früher stärker, die Winter „länger“ gewesen seien.

Außer den Riesensagen werden wir noch anderen Sagen begegnen, in denen Erlebnisse der Kinderzeit gleichsam aufbewahrt sind.

Das zweite Weltalter, das wir nannten, ist die „Jaguarsonne“. Diese Periode fand durch Einsturz des Himmels und das Stillestehen der Sonne ihr furchtbares Ende. Am hellen Mittage verfinsterte sich der Himmel, und in der drohenden Dunkelheit, die die ganze Erde bedeckte, tauchten riesige Jaguare auf, die den Menschen die Knochen zerbrachen und sie verschlangen.

Darauf folgte die „Feuerregensonne“. Auch am Ende dieses Weltalters brach eine Katastrophe über das Menschen-

geschlecht ein, nicht weniger schrecklich als die vorige. Feuer fiel vom Himmel herab, wie die Gießbäche eines furchtbaren Regens, und verzehrte alles Lebendige auf der Erde in seiner Glut.

Die nächste und vierte Periode ist die „Windsonne“. Als sie sich ihrem Ende zuneigte, brachen von allen Richtungen der Welt gewaltige Stürme los, die über die Erde hinfegten und alles in ihrer furchtbaren Wucht mit sich rissen. Die Menschen dieses Weltalters wurden von der Gewalt der Orkane nicht vernichtet, sondern in Affen verwandelt. Diese vier „präkosmischen Sonnen“ haben nach den grundlegenden Untersuchungen, insbesondere von F. Röck, zweifellos die Vierteilung des Monatskreislaufes in die vier Phasen des Mondes zum Vorbilde: Das Zeitalter der Wassersonne steht also in Beziehung zum Mondviertel der zunehmenden Sichel, die Feuerregensonne zum immer höher aufsteigenden Vollmonde, die Jaguar- oder Erdsonne zu dem der „Zerstückelung“ ausgesetzten Monde, die Windsonne zum Schwarzmonde. — Hiermit steht auch die mexikanische Vorstellung in Zusammenhang, nach welcher die Seelen der Verstorbenen vier Jahre nach dem Tode in die neunte Unterwelt kommen. Wie der Mond nach neunmaligem Gestaltenwechsel (aufsteigender Aschenmond, Neulichtsichel, erstes Viertel, dritter Oktant, Vollmond, fünfter Oktant, letztes Viertel, Altlichtsichel, absteigender Aschenmond) scheinbar erlischt, zur Ruhe kommt und uns als „Schwarzmond“ etwa drei Nächte unsichtbar bleibt, so kommen auch die Seelen der Verstorbenen nach der Durchwanderung der neun Unterwelten zu ihrem Aufenthaltsort.

Die fünfte Periode ist die sogenannte „Erdbeben-sonne“, das ist die Periode, in der wir noch heute leben;

sie wird einst, nach der Ansicht der alten Mexikaner, in der Erschütterung gewaltiger Erdbeben ihr Ende finden. Man wußte auch schon den Monatstag, an dem das Unheil hereinbrechen würde, und jedesmal, wenn dieser wiederkehrte, gab man sich inbrünstig reinigenden, heiligenden Übungen und der Buße hin, damit das eine Mal das Unheil noch gnädig vorübergehe.

Das ist die zeitliche Gliederung, das Weltaltersystem, das der mexikanischen Weltanschauung eine gewisse Ordnung gibt. Den Glauben an Weltzeitalter finden wir auch bei anderen Völkern, so in Babylon, dessen alte Wissenschaft wir noch kennen lernen werden, so auch in der Südsee bei den Polynesiern. Die Polynesier unterschieden neun Perioden, bei denen jeweils das Leben der neuen Periode auf den Trümmern der alten beginnt. Von besonderem Interesse ist es, daß in der Weltperiodenlehre der alten Mexikaner die Lehre von den vier Elementen enthalten ist. Es ist ja bekannt, daß man im europäischen Altertume die Ansicht hegte, die Welt setze sich aus den vier Grundbestandteilen: Erde, Wasser, Feuer, Luft zusammen. Diese vier Elemente, so meinte man, fänden sich in den Dingen in verschiedener Weise vermischt vor und seien die Urstoffe, aus denen sich die Welt aufbaue. Wie merkwürdig ist es nun, daß, entsprechend diesen vier Elementen des griechischen Altertumes (Zeit des Empedokles), vier Weltalter sich in der mexikanischen Mythologie finden, die von denselben vier Elementen beherrscht werden, nämlich: die Wassersonne, Feuerregensonne, Windsonne (das weist auf die Luft hin) und Jaguarsonne (das weist auf die Erde hin, denn der Jaguar ist das Symbol der Erde). Diese Übereinstimmung erklärt sich eben, wie F. Röck hervorhebt, aus den lunaren Erscheinungen, die in gleicher Weise beiden Anschauungen zugrunde liegen.

Neben der zeitlichen Gliederung der Welt finden wir eine räumliche. Man unterschied im alten Mexiko dreizehn übereinander sich aufbauende Himmel, die gleichsam wie Terrassen übereinander gelagert sind. In dem obersten Himmel wohnt ein Götterpaar, das sind die Zeugungsgötter. Außer diesen dreizehn Himmeln gibt es neun Unterwelten. In die unterste Region, ein düsteres, unheimliches Schattenreich, gelangen die Seelen der Toten, die auf dem Krankenlager oder sonst an Krankheiten verstorben sind. Sie kommen an diesen Ort vier Jahre nach ihrem Tode und gelangen dort zur ewigen Ruhe. Ein neunfacher Strom umschließt dieses düstere Reich der Unterwelt. Diesen Strom (der an die neun Ströme einer mythischen Geographie Chinas aus dem dritten bis vierten Jahrhundert vor Christus erinnert, die als neunköpfiger Drache erscheinen, den der Heros Yü erschlägt), können die Seelen nur mit Hilfe eines Hundes, der ein rotes Fell hat, überschreiten. (Es ist interessant, daß die neuere Traumpsychoologie festgestellt hat, daß auch im Traume die Scheide, die Leben und Tod trennt, als tiefe, wassergefüllte Schlucht aufgefaßt wird.)

Die Anschauung von dem terrassenartigen Aufbau der Welt kommt vielfach in Darstellungen der Bilderhandschriften zum Ausdruck. Das Weltgebäude erscheint dort wie eine riesige Stufenpyramide, die von mächtigen Schlangenrachen getragen wird. Auch nach Auffassung des Buddhismus ragt der zentrale Weltberg, der einsam im großen Ozean steht und mit einem siebenfachen Ringe von Gebirgen umgeben ist, wie eine gewaltige (siebenstufige) Pyramide empor, die von vier Welteilanden umlagert wird. Die Ausbildung solcher Anschauungen hängt sicherlich mit irgendwelchen astronomischen Erscheinungen zusammen. Möglich ist es, daß die

Zahl der Himmel und Unterwelten mit Perioden der lunaren Erscheinungsweise in Zusammenhang steht, wobei dann den Unterwelten und den Himmeln die Zahl der negativ oder positiv bewerteten Sichtbarkeit jeweils entspricht. Indessen außer solcher astronomischer Bedeutung der Weltregionen müssen wir noch eine andere in ihnen vermuten.

Das menschliche Bewußtsein gliedert sich auch in Schichten, sogenannte Bewußtseinsschichten. Die Psychologie unterscheidet: das Unterbewußtsein, das sind jene Zustände, in denen sich die triebhaften Regungen, die instinktiven animalischen, tierischen Äußerungen unseres Leibes und unserer Organe abspielen, Äußerungen, die normalerweise kaum in unser Wachbewußtsein treten. Auch der Traum mit seinen von der wachen Vernunft nicht kontrollierten Bildern ist so recht ein Auswirkungsbereich unterbewußter, triebhafter Regungen. Der Traum spiegelt in seinen Bildern vielfach die unterbewußten, triebhaften Regungen und Neigungen wieder. Eine zweite Bewußtseinsschicht ist das Wachbewußtsein, das Bewußtsein wacher Verstandestätigkeit und vernünftigen Urteilens. Die dritte Bewußtseinsschicht ist die des Überbewußtseins. Das ist jene rätselhafte Steigerung des Bewußtseins, die uns in beglückenden Zuständen unerwartet gute Einfälle schenkt, die uns große Zusammenhänge plötzlich erfassen läßt und die uns die Werke der Dichtung, der Musik, der Kunst zum vollen Verständnisse bringt oder uns selbst solche Werke schaffen läßt. Adolf Bastian, der Begründer der modernen Völkerkunde, hat in einem jetzt nur noch wenig beachteten Buche über „Die heilige Sage der Polynesier“ darauf hingewiesen, daß Weltregionen, Weltstufen, eine psychologische Mitbedeutung haben. Mit anderen Worten, die Weltregionen, Weltstufen bedeuten gleich-

zeitig auch Bewußtseinsstufen, Bewußtseinsregionen, Bewußtseinschichten. Wenn wir von diesem wichtigen Gesichtspunkte Gebrauch machen und unter Berücksichtigung der modernen, seit Bastian erheblich fortgeschrittenen Psychologie diesen Gesichtspunkt zur Grundlage unserer Deutungen machen, können wir ganz allgemein sagen: Welterschichten bedeuten in der Mythologie gleichzeitig auch Bewußtseinschichten und zwar: dem Wachbewußtsein entspricht die Erdregion, dem Unterbewußtsein, dem Bewußtsein der triebhaften, instinktiven Regungen, die höllische Region, dem Überbewußtsein, dem zur Intuition gesteigerten, sich ekstatischen Zuständen nähernden Bewußtsein, die himmlische Region. Wir finden für solche Deutung in den Anschauungen des europäischen Mittelalters eine überraschende Bestätigung. Die Hölle gilt als der Ort der Bösen, das sind die, die sich von ihren tierischen, instinktiven, also unterbewußten Regungen beherrschen ließen und darum in Strafe fielen. Die Hölle ist hier also wirklich gleichsam die Region des Unterbewußtseins. Der Himmel ist der Ort der Seligen und entspricht dem Überbewußtsein, dem Bewußtseinsbereiche, in dem jene beseligende Erhebung dem Gläubigen geschenkt wird. Dem Wachbewußtsein würde endlich die irdische Region entsprechen, die Welt des Alltages, in der sich unser von der Vernunft kontrolliertes Leben abspielt. Nun verstehen wir erst den Sinn der Weltregionenlehre. — —

Ein gewaltiges Bild weltengroßer Symbole zeigt sich uns in der altmexikanischen Weltanschauung. Von überwältigender Größe wie die mexikanische Kunst ist auch die Mythologie und von einer monumentalen Geschlossenheit. Der tiefe Sinn der Kulte und Mythen beginnt sich ganz langsam dem Forscher zu erschließen. Die wenigen Beispiele, die wir hier nur

bringen können, lassen kaum den Tiefsinn ahnen, der jede Sage erfüllt' und auch jedes Ornament, und der alles zu einem heiligen Zeichen, zu einer Hieroglyphe in des Wortes eigenster Bedeutung, macht. Es ist für unsere Zeit charakteristisch, daß sie sich dem Homo divinans und seiner Kultur mit einem mehr als wissenschaftlichen Interesse zuwendet, sich um seine Kunst, um seine Weltanschauung bemüht und dort etwas sucht, was man in den Werken der altgriechischen und neuuropäischen Kultur nicht finden zu können glaubt.

Das ist oft mit harten Worten gerügt worden, meist von solchen, die einmal den Homo divinans und seine Werke und dann auch unsere Zeit nicht verstehen. Gewiß haben solche Bemühungen auch eine Anzahl Schriften entstehen lassen, die voller Mißverständnisse und Entstellungen sind. Der Instinkt aber, der das Interesse für den Homo divinans und seine Werke erweckte, führt sicherlich auf eine richtige Bahn, und es ist auch richtig, daß wir von diesen Entscheidendes zu lernen vermögen. Zu wünschen ist nur, daß wissenschaftliche Kreise diesem Interesse Rechnung tragen möchten, nicht durch eine Popularisierung der Ergebnisse einer fleißigen ethnologischen Materialforschung, das würde der Natur dieses Interesses durchaus nicht gemäß sein, sondern durch eine wahrhaft synthetische Einstellung, welche die Werke in in ihrem Wertgehalte dem Interessierten unmittelbar erlebbar macht. —

Wir haben die Gliederung der Welt in Terrassen, wie sie sich in den altmexikanischen Mythen ausdrückt, kennengelernt und haben auch erfahren, daß in der Inselwelt der Südsee, nämlich in Polynesien, ähnliche Anschauungen vorgefunden werden. Es ist noch erwähnenswert, daß man auch

im alten Babylon zehn Himmel unterschied. Auf die altbabylonische Weltanschauung geht nun die mittelalterliche jüdische Mystik der Kabbala zurück, die den Hauptgehalt ihrer Lehren letzten Endes aus dem alten Orient, aus Babylon bekommen hat. Auch die Kabbalistik kennt eine Art Weltstufen, die auf den schematischen Darstellungen der mittelalterlichen Bücher als konzentrische Kreise dargestellt werden. Man nannte sie Sefhirot, was vermutlich dasselbe Wort ist wie Sphäre. Es zerfällt die Welt also in zehn Weltsphären. In China, das sei schon hier erwähnt, finden wir zehn Höllenregionen, die sich tief im Innern der Erde befinden und mit dem Namen Ti-yü, „Gefängnisse der Erde“ bezeichnet werden. Auch redet der Historiker Se-ma-Ts'ien einmal von neun Himmeln. Jedes von den unheimlichen, düsteren chinesischen Unterweltsreichen hat seinen eigenen Herrscher, der ein strenges Regiment führt und in einem eigenen Gerichtshofe nach unverbrüchlichem Gesetze richtet und die Strafen bemißt. Einen letzten Ausklang der alten babylonischen Anschauung von den Weltenstufen, einen letzten Nachhall finden wir in Dante's „Göttlicher Komödie“, wo auch höllische und himmlische Stufen unterschieden werden. Es ist jetzt erwiesen, daß Dante seine Anschauungen von dem Weltganzen arabischen Anregungen verdankt. Die Araber aber wurzeln mit vielen ihrer Traditionen tief in der altorientalischen Kultur. Der Forscher, dem wir diese Klarstellung über Dante verdanken, ist der spanische Gelehrte Asin Palacios.

Auch im alten Ägypten finden wir eine vergleichbare Gliederung. Nach dem auf uns überkommenen „Buche von dem, der in der Unterwelt ist“, zerfällt die Unterwelt in 12 Teile, die den 12 Stunden der Nacht entsprechen, und

die als Felder oder Höhlen bezeichnet werden. Sie haben eine zahlreiche Einwohnerschaft an Göttern und Geistern und Verstorbenen; auch eine Stadt pflegt in jeder zu sein, und irgend ein Gott führt in ihr die Herrschaft. Sehr merkwürdig ist dabei, daß im alten Mexiko die 13 Himmel den 13 Stunden des Tages, die man unterschied, und auch die 9 Stunden der Nacht den 9 Höllen entsprachen. In ähnlicher Weise setzt sich die Unterwelt nach brahmanisch-indischem Glauben aus sieben Stockwerken zusammen. Die Gliederung der Welt in senkrecht übereinandergeschichtete Lagen findet nun noch ihre Ergänzung im alten Mexiko in einer anderen räumlichen Gliederung, nämlich in wagerechter Hinsicht. In der Mythologie werden die Himmelsrichtungen als Weltgegenden in bildhafter Weise besonders charakterisiert.

Die erste Himmelsgegend ist der Osten, der dem ersten Jahresviertel entspricht. Er ist die heilige Region, in der die Seelen der Krieger, die auf dem Schlachtfelde ihr Leben ließen, wohnen. Es ist also eine Art Walhalla, eine Vorstellung, wie sie uns aus der altgermanischen Mythologie her vertraut ist. Den gefallenen Kriegern gleichgeachtet waren diejenigen, die im Dienste und zu Ehren der Götter ihr Leben ließen. Das sind die Menschen, die in feierlichem Ritus von den Priestern auf dem Opferaltar getötet wurden. Wie der Landmann bei der Ernte der Maispflanze den Kolben herausbricht, so entnahm der Priester mit Hilfe eines altertümlichen Steinmessers der Brust des zum Opfer Bestimmten das Herz und hielt es der Sonne oder den heiligen Standbildern entgegen. Wie der Landmann den Maiskolben erntet, so erntet hier die Sonne das Edelste, was der menschliche Leib zu bieten vermag: das Herz. „Laßt uns stark machen, laßt uns kräftigen die heilige Adlerschale“, sagten dann die alten

Mexikaner und meinten damit, daß man der Sonne opfern müsse, damit sie ihren Lauf nicht unterbreche und den Menschen ihre Wohltaten nicht versage.

Uralte, überall wiederkehrende Vorstellungen liegen dem Menschenopfer zu Grunde und bildliche, gleichnishafte Ausdrücke in unserer heutigen Dichtung zeigen uns, daß uns verwandte Gedanken auch heute noch nicht ganz fremd geworden sind. Ein neuer, religiöser Dichter, Walter Steffens, sagt einmal in diesem Sinne:

„Mein Herz hat sich brennend in Fackeln entfacht;
Ich halt es empor in schmerzseliger Pein — — —;
Mag es versprühen, könnt es
Als Gewißheit in Ängsten geopfert sein.“

Eine merkwürdige Ausprägung hat der Opfergedanke auch im alten Indien gefunden. In einem Upanischadtexte heißt es von dem Wissenden, der ein Opfer darbringt, in tiefer Ausdeutung: „Sein inneres Selbst ist der Opferspender, sein Leib das Brennholz, seine Brust der Opferplatz, seine Haare die Opferstreu, sein Herz der Opferpfosten, seine Liebe das Opferschmalz, sein heiliger Eifer das Opfertier, seine Askese das Opferfeuer, seine Bezähmung der Opferschlächter.“ Was hier nur ein Gleichnis ist, das wird im Menschenopfer der alten Mexikaner furchtbarer Ernst, ein Ernst, dessen Grausamkeit uns erschauern läßt, dem aber Größe nicht abzusprechen ist. Die Wirkung, die die feierlichen Opferhandlungen auf die Zuschauer ausübten, können wir nur in ihrer ganzen Tiefe ermessen, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß alle Kulte und Riten, soweit sie eben nicht „Beschwichtigungen“, „Entspannungen“ der Teilnehmer bedeuten, die Teilnehmer in einem Ergriffenwerden von innen zur Ekstase er-

heben. „Alle Erlebnisse mit religiöser Hochspannung haben die Neigung, in die Ekstase zu münden . . . Sie reißen heraus aus dem lähmenden Zusammenhange des Geschehens“ . . . So gehören sie „zur ekstatischen Praxis, d. h. zu Übungen, bei denen das Wachbewußtsein um- oder ausgeschaltet, die Seele hingeben den Strömungen unterbewußter Tätigkeit, sich über den Zwang des Lebens, die Fesseln der Leiblichkeit erhebt“ (Hauer). —

Die Seelen der Geopferten und der gefallenen Krieger gehören also dem Osten zu. Sie begrüßen die aufgehende Sonne dort mit feierlichen Tänzen und Gesängen und geleiten sie dann zum Zenith. Dort nehmen die Geister des Westens, die Seelen der im Wochenbett verstorbenen Frauen, die Sonne in Empfang und geleiten sie, bis sie in der Abenddämmerung im Meere versinkt. — — —

Die zweite Region in der Lehre von den Himmelsrichtungen ist der Norden. Er ist ein Reich der Finsternis und des Todes. Zum Norden gehört auch eine seltsame Schar von 400 Brüdern, die von den Mexikanern als die „400 Nördlichen“ bezeichnet wurde, und in denen wir wohl das Heer der Sterne des Nordhimmels zu erkennen haben.

Die dritte Weltgegend ist der Westen. Hier hausen die bereits genannten Seelen der im Kindbett verstorbenen Frauen. Hier ist auch das große Meer, in das die Sonne allabendlich zu den Toten hinabsteigt, sowie eine gewaltige Höhlung, die die Erde durchklüftet. Aus dieser, so heißt es in der Sage, kamen einst die Geschlechter der Menschen hervor, wie die Kinder aus dem Leibe der Mutter. Der Westen gilt weiter als ein fruchtbares Land, in dem allerlei seltsame Blumen wachsen. Götter — so erzählt man sich —, die von dem Dufte und den leuchtenden Farben angelockt

waren, brachen unerlaubterweise von diesen Blumen und fielen dadurch in Sünde. Sie durften nun nicht länger in dem paradiesischen Orte weilen und wurden von den seligen Gefilden herabgestürzt. Götter, die sündigen und bestraft werden, eine seltsame Vorstellung, der wir indessen auch bei anderen Völkern (unter anderem in der Südsee) begegnen.

Die letzte Himmelsrichtung ist der Süden, das ist eine Region der Dornen, die den Fuß des Wanderers verletzen, und eine Region der versengenden Hitze und des Feuers. Feuer und Dornen aber sind dem alten Mexikaner Sinnbilder der Kasteiung. Mit Feuer und Dornen peinigte er sich, wenn er schuldbewußt sich von den Sünden reinigen wollte, damit er fleckenlos und ohne Makel vor die Götter treten könne, wenn er ihnen seine Gaben brachte, oder sie in feierlichem Anrufe ehrte.

Diese Himmelsrichtungen, deren mythischen Charakter wir skizzierten, stehen nun wieder mit dem Kalender in Zusammenhang. Jeder Himmelsrichtung entspricht ein Jahresabschnitt. Es gibt einen Jahresabschnitt, der dem Osten zukommt und als fruchtbar gilt, einen anderen, der dem Norden und dem Mißwachse, einen dritten, der dem Westen und einer Überfülle des Wassers, einen vierten endlich, der dem Süden und der Dürre zugehört.

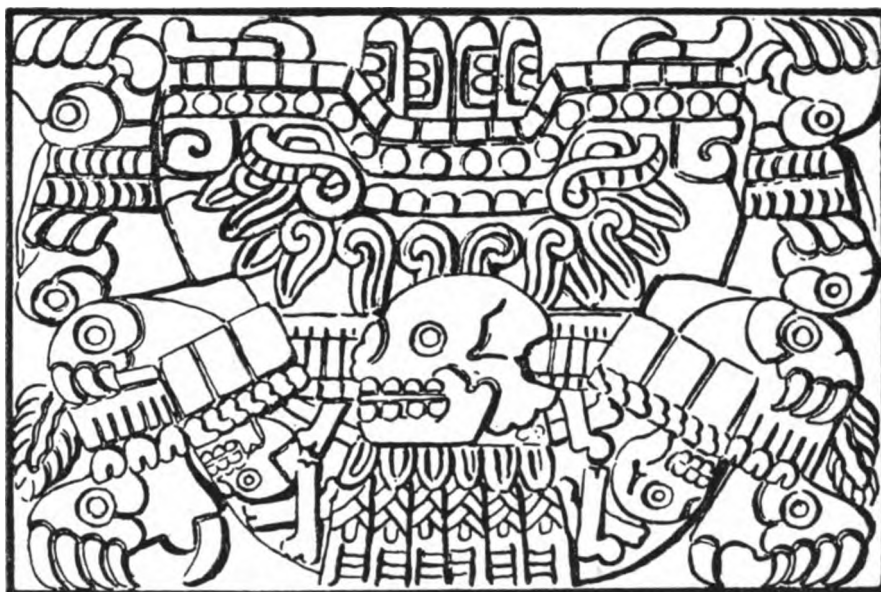
Mit den Himmelsrichtungen sind weiter bestimmte Farben in besonderer Weise verknüpft. Dem Osten entspricht die rote, dem Norden die gelbe, dem Westen die blaue, dem Süden die grüne Farbe. Etwas ähnliches finden wir in China, das östliche Viertel wird dort als das des blauen Drachen, das südliche als das des roten Vogels, das westliche als das des weißen Tigers, und das nördliche als das der schwarzen Schildkröte bezeichnet, darum opferte

man rote Tiere im Süden, schwarze im Norden. Im brahmanistischen Indien begegnen wir einer etwas andersartigen Verknüpfung von Raumeinteilung und Farben. Dort kommen den sieben Stockwerken, aus denen sich die Unterwelt zusammensetzt, die Farben schwarz, weiß, rot, gelb, kiesel-farben, steinfarben, goldfarben zu. Diese Farben sind insofern von Interesse, als sie mit den Farben der babylonischen gestuften Tempeltürme eine gewisse Übereinstimmung zeigen.

Alle diese vielen Beziehungen, die durch den Kalender, die Weltalterlehre, Weltregionenlehre, Farbensystematik, gegeben sind, waren von Einfluß auf die Deutungen, die die Priester vornahmen, und wurden in Betracht gezogen bei der Abfassung der Aussagen, die die Priester für allerlei Wechsel-fälle, Kriegsbeginne, Ernten usw. mit Hilfe des Kalenderbuches machten.

Der Leser dürfte aus dem Dargelegten ein Bild davon gewonnen haben, welcher Art die Wissenschaften waren, die die altmexikanischen Priestergelehrten, denn es waren die Priester, die die Wissenschaft hegten und pflegten, beschäftigten. Wie seltsam muten uns diese systematischen Ordnungen von allerlei Wissen an, Ordnungen, die dem, was wir als Wissenschaft bezeichnen, so fern sind. Jedes Volk aber entwickelt den ihm gemäßen Wissenschaftstypus, also die Form von Wissenschaft, die seinem Lebensstile, seiner Lebensrichtung, seiner geistigen Haltung entspricht. In der mexikanischen Wissenschaft haben wir nun ein System vor uns, das den bereits eingehend besprochenen Klassifizierungen primitiver Völker nahesteht. Wir berichteten ja früher von den seltsamen Einteilungen, denen der ganze Inhalt der Welt bei primitiven Völkern unterworfen wird, und die sich in den

grammatischen Formen der Sprachen ausprägen. Wir gaben auch zwei Beispiele, eines aus Nordamerika und eines aus der Südsee. Diesen Klassifizierungen steht nun die altmexikanische Wissenschaft mit ihrer Zuteilung von Himmelsrichtungen, Farben und Gottheiten zu Kalenderperioden, zu Zeitspannen, nahe.



**Abb.13. Kröte von einer Aschenkiste (Sarg), die Erde symbolisierend,
Altmexiko**

(Original im Museum für Völkerkunde, Hamburg)

Viertes Kapitel
Magie und Geheimwissenschaft
im alten Mexiko
(Fortsetzung)

Es bleibt nun noch unsere Aufgabe, im Anschluß an die Ausführungen über die altmexikanische Wissenschaft einige andere Seiten des magisch-religiösen Lebens zu besprechen. Es soll damit ein Beispiel gegeben werden, wie man überhaupt fremdartige Mythen und Kulte, wie sie mehrfach in diesem Buche Erwähnung finden, zu betrachten hat.

Ganz allgemein läßt sich zunächst sagen, daß die alten Mexikaner sich die Verhältnisse in der Götterwelt nach dem Muster ihrer eigenen Umgebung vorstellten. Der Feuergott z. B. hat, wie die Sage erzählt, seinen Platz im Zentrum, im Nabel der Erde, gradeso wie der Herd den Mittelpunkt des altmexikanischen Hauses bildet. Der Feuergott hat also gleichsam die Herdstelle, die Feuerstätte inmitten des Welthauses, des Weltgebäudes inne. Ein weiteres Beispiel ähnlicher Analogiebildung ist das Folgende. Am Anfang jeder Familie finden wir das Elternpaar, die Erzeuger der Nachkommenschaft. Ebenso steht für den Mexikaner ein Götterpaar, ein männlicher und ein weiblicher Gott am Anfang der Welt, gleichsam als Urelternpaar des Weltganzen. (Bei manchen Völkern steht ein Gott-Vater am Beginn allen Seins, in welchem

die überragende Bedeutung eines gentilen Familienvorstandes fortlebt.) Weiter glaubte der Mexikaner, daß in gleicher Weise, wie die Kinder aus dem Leibe der Mutter hervorkommen, die Geschlechter der Menschen einst in grauer Vorzeit aus dunklen Höhlen dem Leibe der Erde entstiegen seien.

Das ist ein auch in anderen Kulturen hervortretender Zug, daß die Welt und die Götterwelt ein in die riesigen Dimensionen des Weltalls versetztes Menschenreich sind. Von der chinesischen Götterwelt sagt einer ihrer besten Kenner: „Der Himmel ist nur ein China in der vierten Dimension, dessen Götter sich genau in derselben Weise und in denselben Rangverhältnissen emporstaffeln wie die irdischen Gesellschaftsstufen.“ Auch von den Inka in Peru wird uns berichtet, daß der Inka der Sonne, seine Gemahlin dem Mond entsprochen habe, und Alfred Jeremias spricht in ähnlichem Zusammenhang in bezug auf die Götterwelt des alten Babylon von einem „himmlisch-irdischen Parallelismus“.

Von den Kulturen, mit denen die alten Mexikaner ihre Götter ehrten, können wir an dieser Stelle nur einige besonders merkwürdige Formen erwähnen. In jedem Monat oder jeder Periode von zwanzig Tagen fand irgendein kultisches Fest statt. Wir werden uns darauf beschränken, drei davon zu erläutern, die für das religiöse Leben besonders interessant sind: das Ballspiel, das Menschenopfer und ein Frühlingsfest.

Das Ballspiel fand auf besonders dafür angelegten Plätzen statt, die immer in der Nähe der Tempel liegen. Das zeigt, daß das Ballspiel kein müßiger Zeitvertreib, sondern eine heilige Übung, ein Kultus war. Die Plätze sind genau in nord-südlicher Richtung angelegt, was beweist, daß das Ballspiel astronomische Bedeutung gehabt hat, daß das

Fliegen des Balles irgendwie den Gang von Gestirnen am Himmel versinnbildlichen sollte. Wir haben nun auch mancherlei Grund, zu vermuten, daß der Ballflug den Lauf des Sonnenballes oder gelegentlich den des Mondes am Himmel bedeutete. Der Ballspielplatz war umhegt, und aus der Umhegung ragten große Steinringe quer hervor. Es galt beim Spiel als Haupttreffer, den Ball durch diese Steinringe zu schleudern. Der Ball durfte dabei nicht mit den Händen berührt werden, sondern mußte — eine sehr schwierige Übung — mit dem Rücken durch Hochspringen in die Höhe getrieben werden. Wem es gelang, den Ball durch den Steinring zu treiben, der durfte — das war sein Gewinn — allen Zuschauern die Mäntel fortnehmen.

Ein noch seltsamerer Brauch als das Ballspiel war das Menschenopfer, über das wir oben schon einiges sagten. Es ist ein sehr grausamer Brauch, der indessen eines tiefen Sinnes nicht entbehrt. Für wie wichtig dem Mexikaner das Menschenopfer galt, das bezeugen zahlreiche Sagen. Heißt es doch sogar einmal, daß die Sonne nicht eher geschaffen werden konnte, als bis das Menschenopfer eingerichtet war, das Menschenopfer, bei dem der Sonne Blut und Herzen als Weihgaben, die sie ernähren sollten, dargebracht wurden. Die typische Form des Menschenopfers war, wie oben bereits erzählt, das Aufschneiden der Brust des Gefangenen mit dem Steinmesser, das Herausnehmen des Herzens, das in einer mit dem Sonnenbilde geschmückten kostbaren Schale der Sonne dargeboten wurde.

Die Vorstellung des Menschenopfers beherrschte das ganze Denken des Mexikaners. Es fand kaum ein Fest statt, an dem nicht einige, mitunter sehr zahlreiche, Gefangene den Göttern dargebracht wurden.

Eine abweichende Art des Menschenopfers wurde beim Frühlingsfest ausgeführt. Zu Ehren des Frühlingsgottes wurde einem Gefangenen die Haut abgestreift. Die Haut zog dann ein Priester über, der in feierlichem Tanze den Frühlingsgott zur Darstellung brachte. Was hat dieser grausame Brauch zu bedeuten? Das Überstreifen der Haut bedeutet einmal die Erneuerung der Erde im Frühling. Im Frühjahr, wenn in Mexiko nach der Regenzeit alles erfrischt wieder zu grünen beginnt, bekommt die Erde gleichsam eine neue Oberfläche. Mit dieser Bedeutung verbindet sich indessen noch eine andere. Es ist hervorzuheben, daß in Sagen und Kulturen stets verschiedene Bedeutungen zusammenfließen, miteinander verwoben sind. So verkörpert der grausame Brauch des Hautabstreifens einen Sinn, der bei uns in einer Redewendung „den alten Adam ausziehen“ und „eine neue Haut bekommen“ zum Ausdruck kommt. Also ganz allgemein: was bei uns heute nur ein flüchtig gebrauchtes Gleichnis ist, das wurde von den Mexikanern als Brauch, als Kult, als Zeremonie wirklich vollzogen. So sind die Bräuche, Kulte und Zeremonien des Homo divinus vielfach die Ausdrucksform dessen, was bei uns nur noch sich in Redewendungen und Gleichnissen, also in Sprachlichem, ausprägt.

Die Sitte des Hautwechsels ist mit der des symbolischen Kleiderwechsels verwandt. In der letztgenannten Form finden wir es sogar noch bei uns in dem Zeremoniell der Freimaurer. Die Verwandlung, die man hier durch den Eintritt in den Bund zu erleben wünscht, wird durch Kleiderwechsel versinnbildlicht. Der Myste legt ein anderes Kleid um, er zieht damit also einen anderen Menschen oder einen anderen Leib an.

Wir möchten unsere Ausführungen nicht schließen, ohne

wenigstens einen Gott aus der großen Zahl von Gottheiten, die die alten Mexikaner verehrten, besprochen zu haben: den Gott Quetzalcouatl, den man vielleicht am treffendsten als den Heiland der Azteken bezeichnen kann.

Die Sage erzählt von diesem heiligen Wesen, das göttliche und menschliche Züge in sich vereinigte, daß es sich einst selbst als Opfer dargebracht habe, daß es sich selbst den verzehrenden Flammen des Opferfeuers hingab. Gleichsam als Lohn für diese freiwillige Sühnetat verwandelte sich sein Herz in den Morgenstern, der mit seinem Glanze die Menschen an die selbstlose Tat ihres Gottes erinnert. Man hat sich vielfach bemüht, den Sinn, den Kern dieser Sage herauszufinden. Wir glauben, daß es jetzt möglich ist, die verschiedenen Bedeutungen, die in dieser Sage zusammenfließen, genauer anzugeben. Quetzalcouatl ist der Mond, und seine Sage versinnbildlicht das Schicksal des Mondes. Der Mond nähert sich bei seinem Laufe, wenn er abnimmt, immer mehr im Osten der Sonne. Schließlich verlischt er für das Auge in dem alles überstrahlenden Lichte des Tagesgestirns, er verbrennt sich gleichsam, opfert sich, stirbt. Aber er wird auch gleichsam zum Morgensterne, der zu gleicher Zeit am Morgenhimmel aufgeht. Das ist — wir möchten sagen — der astronomische Sinn der Sage. Mit diesem astronomischen Sinn verbindet sich nun ein psychologischer. Mit dem Opfer des Gottes (der Gott wird oft als Büßer mit den Kasteiungswerkzeugen dargestellt) ist noch etwas anderes mitgemeint: jenes Abtöten des leiblichen Menschen, jenes büßerische Sich-Versenken in die geistige Innenwelt, jenes entsagungsvolle Einkehrhalten, das wie die Geschichte der großen Persönlichkeiten aller Religionen mit großer Übereinstimmung zeigt, eine Erneuerung des Wesens,

eine seelische „Wiedergeburt“ erwirkt. Der Wiederaufgang des Herzens von dem als Mond gestorbenen Gott als Morgenstern bedeutet also die geistige Wiedergeburt. Wir haben hier ein Beispiel, wie astronomischer und psychologischer Sinn in den Mythen miteinander verwoben sind. Wollen wir einen Mythos erschöpfend deuten, so müssen wir gleichzeitig den psychologischen und naturhaften, etwa astronomischen Sinn anzugeben versuchen. Bisher hat man sich meist bemüht, nur von der einen oder anderen Seite den Mythos zu betrachten. Erst die Vereinigung beider Betrachtungsweisen erschließt uns indessen den ganzen Gehalt der sonst so rätselhaft anmutenden Gestalten der Sagenwelt und ihrer Taten. (Wenn K. Th. Preuß demgegenüber einwenden zu können glaubt [Zeitschrift für Ethnologie, Jahrgang 1923 S. 107]: „In primitiven Bräuchen muß sich nämlich Sache beziehungsweise Wort mit der Sinnbedeutung decken. Objekt und Begriff sind identisch. Später entsteht eine Kluft zwischen beiden, das Objekt wird zum Symbol“, so stimmen wir diesem Satz ohne weiteres zu. Wir möchten Preuß nur erwidern, daß von dem Homo divinus subjektiver [psychologischer] und objektiver [etwa astronomischer] Bedeutungsgehalt eben tatsächlich als eine Identität erlebt werden, die sich nur in unserer Deutung, in unserer Auslegung und analytischen Ausdrucksweise auseinander spaltet. Wir glauben nicht, daß durch unsere Auffassung die „Errungenschaften, die in den letzten zwanzig Jahren im Verfolg der präanimistischen Zauberauffassung gezeitigt sind, zum guten Teil wieder aufgehoben werden“, sondern daß durch diese Deutung, die die in den letzten Jahrzehnten gemachten völkerpsychologischen Erkenntnisse über das komplexe Denken berücksichtigt, Erkenntnisse, die gerade

auch durch die verdienstvollen Arbeiten von Preuß gefördert wurden, die präanimistische Auffassung erst ihre psychologische Vertiefung und wahrhafte Rechtfertigung erhält.) — —

Wir haben in unseren Ausführungen oft von allerlei Göttern und Dämonen gesprochen, und wir schulden dem Leser noch eine Antwort auf die Frage, die er sich selbst gewiß mehrfach vorgelegt haben wird: Wie kommt der Mensch dazu, an solche Gestalten zu glauben, wie haben wir diese Gestalten zu deuten? —

Vorwegnehmend müssen wir dabei erklären, daß wir aus völkerpsychologischen Gründen keinen prinzipiellen Unterschied zwischen Göttern und Dämonen machen, und wir müssen auch darauf hinweisen, daß wir nur die psychologische Seite des Problems, keineswegs aber die metaphysische an dieser Stelle zur Erörterung bringen können. Unsere rein auf das Psychologische beschränkten Deutungen können also weder von Atheisten noch Theisten als Waffe in ihrem Meinungsstreit gebraucht werden.

Zunächst ist an eine für dieses Problem bedeutsame Tatsache zu erinnern: Der Mensch ist in seinen Lebensäußerungen vielfach von Wünschen, von Haß, von Furcht, Leidenschaften, Erwartungen abhängig wie von fremden Gewalten. Eine von starken Gefühlen getragene Vorstellung kann stärker sein als das Ich und vermag den Menschen zu überwältigen. Solche beherrschenden Mächte, die im Menschen liegen, dort, wo sein eigentliches Ich aufhört (noch in der gnostischen Lehre heißt es, daß die sieben Todsünden als fremde Teufel in der Seele wohnen), werden von dem Homo divinus je nach ihrer Qualität in der Form von göttlichen oder dämonischen, gespenstischen Gestalten geschaut, wie

sie auch auf Bildern von Hieronymus Bosch und Brueghel noch dargestellt werden. Uns scheint es dann, als verlege der Mensch die inneren Gewalten in die Außenwelt. Goethe sagt einmal, der Mensch suche zu allem, was die Natur in ihn gelegt, in der äußeren Welt die Gegenbilder. Dieser Satz gibt nun, wenn wir ihn richtig anwenden, den Schlüssel zum Verständnisse des Geister- und Dämonenglaubens, wie ihn der Homo divinus ausbildet. Der Homo divinus findet für die Gewalten, von denen er sich abhängig fühlt, obwohl sie in seinem Inneren verborgen sind, in den Erscheinungen der Natur, um das Goethesche Wort anzuwenden, Gegenbilder. „Auch der Magier,“ sagt Horneffer, „der die Geister zitiert, spiegelt ja Vorgänge im Innern des Magiers selber ab. Aus der Tiefe seiner Seele ruft er die Geister des Guten und Bösen herauf, in ihm selber geht der Kampf vor sich, und der Gott in seiner Brust ist es, der die guten Geister zu Herren, die bösen zu Dienern macht.“ — „Wer Berserkern oder Satyrn begegnet ist, Leib-eigenen der Lust oder der Zerstörungswut, weiß, sie sind Personifikationen elementarer Naturgewalten. Aber das gilt nicht nur von diesen, es gilt von allen, welche irgendein Trieb ganz besitzt . . . Jeder Trieb gibt dem Menschenantlitz einen neuen verwandelnden Ausdruck, hier vertierend, dort verklärend. Der Religiöse ahnt hinter der Erscheinung einen besonderen Geist, der den Menschen zeitweilig besitzt. Den Künstler treibt es, ihm einen Leib zu schaffen, der das Wesen ganz zum Ausdruck brächte. So sind auf dem weiten Erdenrund Legionen von Göttergestalten entstanden“ (Keyserling). Gestirne, Himmelserscheinungen, Vorgänge des Wassers, der Erde, überhaupt der Natur werden so zu Gegenbildern der Leidenschaften und Gefühle, die in dem

Menschen selbst liegen. So entstehen all die vielen Naturgeister, Dämonen und Gottheiten, die seine Erlebniswelt erfüllen, die seinen Sagen und Mythen einen so unerschöpflichen Reichtum an Motiven verleihen. „Die Mythologen deuten die Mythen gerne auf Naturvorgänge, gewiß mit Recht, aber die Natursymbolik begegnet sich . . . mit der Symbolik seelischer Erlebnisse.“

Wir nehmen wohl auch „Natur und Umwelt, Himmel und Sterne wahr und bewundern ihren Glanz und ihre Farbe, aber wir vermögen sie zumeist nicht mehr so tief zu erleben, daß wir unser eigen Geschick und unsere eigene Natur, wie sie in unserem Inneren lebt und webt, abzulesen vermöchten.

Wenn wir also einen Mythos, eine Sage deuten, d. h. die Bildersprache des Mythos, der Sage in eine uns geläufige Ausdrucksweise übersetzen wollen, müssen wir uns vergegenwärtigen, daß wir von uns aus gesehen zweierlei in ihm finden werden, das vom Homo divinans indessen als eine untrennbare Einheit erlebt wird. Einmal liegt ihm ein Gefühl, eine Leidenschaft zugrunde, zum anderen verbirgt sich in ihm eine Erscheinung der Natur, ein Naturvorgang, der gleichsam ein Gegenbild für das Gefühl, für die Leidenschaft ist. Man hat oft gefragt, warum der primitive Mensch in seinen Sagen und Mythen so dunkle Bilder brauche, gleichsam das, was seine Seele erfülle, in so schwer durchschaubaren Bildern verberge. Diese Frage ist außerordentlich töricht. Für den Homo divinans sind diese Bilder nicht dunkel und verbergen auch nichts. Seine Sehweise ist eben so, daß er alles in der Form dämonischer Gestalten sieht. Dunkel sind diese Gestaltenbilder nur für uns, die wir uns bemühen, sie in eine uns vertraute Sprache zu übersetzen.

Von besonderem Interesse, weil für das mythische Denken außerordentlich aufschlußreich, ist die mexikanische Welterschöpfungssage, von der wir an dieser Stelle eine Fassung erwähnen wollen, die manche Ähnlichkeit mit einigen altweltlichen Sagen hat.

Wie Bures Söhne (Odin, Wile und We) in germanischer, altnordischer Mythologie aus dem Leibe des gewaltigen Riesen Ymir die Welt erschufen, indem sie aus seinem Knochengerüst die Gebirge, aus seinem Fleische fruchtbares Erdreich bildeten, ebenso erschufen nach altmexikanischer Auffassung die Götter Calcouatl und Tezcatlipoca aus der schrecklichen, an allen Gelenken beißende Rachen tragenden Göttin Atlatentli die Welt. Aus den Haaren der Göttin formten sie die Bäume, aus dem Munde die Flüsse und Höhlen, aus Nase und Schultern Tal und Berge.

Ähnlich heißt es in Indien, daß die Götter bei einem gewaltigen Feste den Urmenschen Puruscha opferten. Aus seinem Geist entstand der Mond, aus seinem Auge die Sonne, aus dem Munde der Wettergott, aus dem Atem der Wind, aus dem Haupte der Himmel; aus dem abfließenden Schmalz wurden die Tiere, aus den Armen die Krieger, aus den Schenkeln die Bauern, aus den Füßen die niedersten Kasten usw.

Nach einer südchinesischen Sage ist es der erste Mensch oder Demiurgos P'an-Ku, aus dessen Atem bei seinem Tode der Wind entstand, während die Stimme zum Donner, das linke Auge zur Sonne, das rechte zum Monde, das Haar zur Pflanzendecke wurde.

Es prägt sich in alledem eine Auffassung aus, die auch in den Anschauungen mancher Denker noch anklingt.

Paracelsus sagt einmal: „Und das ist ein groß, daß

sie bedenken sollen, nichts ist im Himmel noch auf Erden, das nicht sei im Menschen.“ Und Swedenborg schreibt: „Daß der ganze Himmel einen einigen Menschen vorstelle, der daher der größte Mensch genannt wird, und daß ein jedes Glied bei dem Menschen ein Verhältnis mit diesem Menschen oder Himmel habe.“ Auch von der Weltanschauung Novalis' heißt es: „Die Welt ist die Elongatur, der Mensch die Abbreviatur desselben Wesens“ (Friedell). Theodor Lessing aber, ein neuer Philosoph, sagt: „Niemand findet wie die Weisen der Vorzeit in seinem Ich das All wieder. Die Natur wurde uns feind, weil wir sie zu unserem Sachwerte und Gegenstände gemacht haben.“

Auch in der Ascensio Jesaiae heißt es: „So wie droben, ist es auch auf der Erde; denn das Abbild dessen, was in dem Firmamente ist, ist hier auf Erden.“ Buddha aber sagt: „Ich verkündige Euch, daß in diesem beseelten Leibe, der nur klafte groß ist, die Welt wohnt.“ (Auch in der Vorstellung der indischen Jaina-Sekte, deren manichäisches Urbild A. Grünwedel in der Oase Turfan gefunden hat, hat die Welt die Gestalt eines Menschen, einer Frau, in deren Hüftgegend die Erde mit ihren Festländern und Meeren liegt. Ihr Oberkörper umfaßt die verschiedenen Stockwerke des Himmels; ihr Unterkörper stellt die Unterwelträume dar.) —

Einige Tatsachen über den Tempelbau im alten Mexiko seien den Erörterungen über die Götter und Dämonen angefügt.

Die Tempel waren die Stätten, an denen die religiösen Feste stattfanden. Die religiösen Feste aber waren die Höhepunkte des mexikanischen Lebens überhaupt. In ihnen steigerte sich das Leben zu letzten Erhebungen. Im Mittelpunkt

dieser Feste standen die Tempel, bei denen sich jene feierlichen Bräuche abspielten, die von den Priestern, die die zur Ausführung notwendigen magischen Kenntnisse hatten, vollbracht wurden. Die Tempel nun sind zu einem großen Teil Pyramiden, und zwar solche mit gestuften Abhängen. Auf dem Gipfel trugen sie eine oder mehrere Kapellen für die Gottheiten, denen die Pyramide im besonderen gewidmet war. Zum Gipfel führte eine große Treppe hinan; bei dem Haupttempel im alten Mexiko, der sich auf dem Platz erhob, auf dem heute die große Kathedrale steht, gab es drei Treppen von je 120, zusammen also 360 Stufen. Diese Anzahl von 360 Stufen entspricht also der Anzahl der Tage des Jahres, wenn man von den letzten 5 Schalttagen, die diese Zahl zu 365 ergänzen, absieht. Diese 5 Schalttage galten dem Mexikaner als unheilvoll, er nannte sie nemontemi, d. h. „zu nichts nütze“. Wir erinnern uns dabei, daß auch in Babylon der Schaltmonat als der unheilvolle (magrû) Monat galt, daß für die chinesischen Kalendermacher der Schaltmonat immer ein Schmerzenskind war, daß endlich die Inder ihn „Herr der Bedrängnis“ nannten.

Die Stufen haben also eine astronomisch-kosmische Bedeutung, sie versinnbildlichen den Weg, den die Sonne im Lauf eines Jahres zurücklegt. Es wird uns auch in Quellen berichtet, daß der zum Opfer auf dem Gipfel einer Pyramide bestimmte Mensch die Stufen langsam und feierlich hinaanschreiten mußte, und daß dieses feierliche Emporsteigen das langsame Aufsteigen der Sonne bedeutet habe.

Mit der hierin sich ausdrückenden astronomischen Bedeutung verbindet sich nun noch eine andere, psychologische. Die Stufen bedeuten auch Etappen, Stationen auf dem Wege der Erlösung. Das Opfer selbst symbolisiert die

Befreiung des Menschen aus den Fesseln seiner Leiblichkeit, es bedeutet das „Stirb“, dem ein „Werde“ folgt, den Verzicht auf die sinnlichen Freuden, der mit der Seligkeit einer geistigen Wiedergeburt belohnt wird. Die Stufenfolge aber zum Gipfel des Baues versinnbildlicht den schwierigen Anstieg zu diesem erhabenen Ziele, sie stellt die Etappen dar auf dem Wege, an dessen Ende der Mensch zur göttlichen Erhebung gelangt. Auch im alten Babylon haben die Tempeltürme, dessen berühmtester der „Turm von Babel“ ist, eine vermutlich vergleichbare Bedeutung gehabt, wenn auch das Menschenopfer nicht das Symbol des Mysteriums gewesen ist. Es heißt von ihnen gelegentlich, daß sie „wie die Wohnung des Himmels seien“ oder man nennt einen von ihnen „Tempel der sieben Zonen“ (nämlich der sieben kosmischen Sphären). „Es ist ganz klar, daß hinter der Jakobsleiter der Bibel, auf der die Engel Gottes auf- und absteigen, die Vorstellung von jenem babylonischen abgetreppten Stufenturm (der Ziqqurat) gestanden ist“ (Eisler). Einen letzten Ausklang, einen letzten Nachhall solcher Anschauungen finden wir in Dantes „Göttlicher Komödie“, in dem Berge der Läuterung, von dem der Dichter spricht. Berge der Läuterung oder auch der Erhebung waren auch die mexikanischen (und vermutlich auch die babylonischen) Tempeltürme. Was aber bei Dante ein Gleichnis ist, das wurde im alten Mexiko zur Wirklichkeit; die alten Mexikaner bauten wirklich den Berg der Läuterung aus Erde und Stein; sie ließen wirklich einen Menschen diesen Berg hinansteigen, damit er ihnen ein bildhaftes Zeugnis gebe von dem Wege der Erlösung, wie ihn letzten Endes alle großen Religionen gelehrt haben, dem Wege, dessen Kenntnis letzten Endes das A und O allen religiösen Wissens stets gewesen ist.

Außer in der babylonischen Kultur machen sich auch in der sakralen Architektur anderer Völker verwandte Gedanken geltend. Von Indien heißt es: „Eine der wichtigsten Grundformen buddhistischer Bauten ist der Tumulus in der Gestalt von Stupa und Dagoba; diesen Bauten verbinden sich vielfach kosmologische und symbolische Ideen: in das System konzentrischer Quadrate und Kreise des Bauwerkes wird nicht bloß die kosmische Ordnung der Erde, sondern zugleich das Gesetz der spirituellen Glaubenswelten und Kräfte gebannt. Die metaphysische Weltordnung wurde Form in diesen Bauwerken, in denen immer das Untere zum Höheren emporleitet. Eine andere Form derselben Konzeption ist die eines nach oben sich verjüngenden zentralen Stockwerkturmes.“

Und in China kommt wenigstens die kosmische Seite des Baugedankens zum Ausdruck: „Der kaiserliche Palast (d. h. der Palast des Sohnes des Himmels) war eine Folge von fünf hintereinander gelegenen, durch Tore miteinander verbundenen Abteilungen, zwischen denen Höfe lagen. Die Tore wiesen alle nach Süden. Schon die Südorientierung zeigt, daß für die Anlage des Palastes makro-mikro-kosmische Spekulationen eine wichtige Rolle spielten.“

Auch in der Südsee (auf Neuseeland) sind kosmische Gedanken bei der Anlage von Heiligtümern bestimmend, wie die Berücksichtigung der 4- und 8-Zahl, der Zahl der Himmelsrichtungen, zu beweisen scheint: „Im Tempel Tanes auf Huahine sah man Tane auf seinem Lager; ihm zur Rechten und Linken standen die Götter von je vier Distrikten“ ... „Nicht minder bedeutsam sind die acht Türen eines Hauses Uru-o-Manono“ ... Auch wurde der Gott Maui mit einem

großen Kopf und acht kleineren auf den Schultern dargestellt (Schirren).

Im alten Ägypten — den Glauben, daß die Seelen auf einer Leiter zum Himmel steigen, haben Brugsch und Maspero schon für dieses Land nachgewiesen —, dessen genau nach den Himmelsrichtungen orientierte Pyramiden auf die Berücksichtigung kosmischer Gedanken hinweisen, wäre insbesondere an die „Pflanzensäulen und sterngeschmückten Tempeldecken der kosmischen Tempelhalle von Tell el Amarna“ in diesem Zusammenhange zu erinnern.

Endlich kommen kosmische Vorstellungen auch in europäischen Bauten zum Ausdruck.

„Mit der Einführung des orientalischen Wölbungs- und Kuppelbaues in der hellenistischen Architektur wurde auch die orientalische Auffassung dieser Bauform mit herübergenommen. In der Tat wird z. B. die Kuppel des römischen Pantheons von Dion mit dem Himmelsgewölbe verglichen, und es ist recht wahrscheinlich, daß diese auch von neueren Reisenden oft hervorgehobene Vorstellungsverknüpfung einst durch die blaue Bemalung der Kassetten und ihre Verzierung mit vergoldeten Sternen noch unterstützt wurde“ (Eisler).

„Auch werden in mittelalterlichen Werken (Biterolf, König Rother, Kaiserchronik) überall Königspaläste mit einem eigenen Himmel, mit eigener Sonne, eigenem Monde und eigenen Sternen beschrieben.“ In mittelalterlichen Privaträumen, deren Fußböden mit einer Weltkarte, deren Decke mit einer Sternkarte geschmückt waren, klingen verwandte Gedanken an.

Was die Kathedralen anbetrifft, so vermittelt nach den grundlegenden ikonographischen Forschungen von Mâle „der ganze Bilderschmuck einer gotischen Kathedrale die An-

schauung eines *Speculum mundi*“, beziehungsweise eine heilsgeschichtliche Darstellung der ganzen Welt von der Erschaffung und dem Sündenfall in der Vergangenheit an bis zur Erlösung durch den täglich erneuten Opfertod Christi und dem Endgericht der letzten Zukunft.

Wir haben, ausgehend von altmexikanischen Bauwerken, den kosmischen Baugedanken, der vielfach mit Erlösungsgedanken verschmilzt, über die Erde hin verfolgt. Die zugrunde liegende Anschauungsweise des *Homo divinus* ist für unsere Probleme so wichtig, daß wir an dieser Stelle ihre Hauptbelege in großen Zügen aufgezählt haben. Der *Homo divinus* baut in seinem Tempel ein Abbild des Weltganzen, dabei wird ihm in seiner Erlebnisweise die Erhöhung, die das Bauwerk darstellt, wirklich zur „Erhebung“. Es ist bezeichnend, daß noch bei uns das Wort Erhebung einen zweifachen Sinn in sich birgt: einen räumlichen und einen geistigen. Das ist ja aber gerade für die Anschauungsweise des *Homo divinus* charakteristisch, daß das, was sich uns in Gegenständliches, Räumliches, Naturhaftes einerseits und Zuständliches, Seelisches, Subjektives andererseits auseinanderspaltet, von ihm unmittelbar als Einheit erlebt wird. —

Wir haben mit den magischen Lehren und Bräuchen des alten Mexiko in eine Welt Einblick bekommen, die uns zunächst außerordentlich fremdartig vorkommt. Es wäre sehr flach, wenn man die magischen Lehren und Bräuche, eben weil sie uns fremdartig, in manchem rätselhaft und dunkel erscheinen, mit einigen abfälligen Worten wie etwas Minderwertiges abtun wollte. Wir werden auf unserer religionsgeschichtlichen Wanderung, die uns zu fast allen wichtigeren Völkern führen wird, bei denen die Magie von wesentlicher Bedeutung ist, durchaus verwandten Wissenschaftstypen begegnen, bis

wir schließlich in der mittelalterlich kabbalistischen Wissenschaft ein Geistesgebiet kennenlernen werden, das uns zu den neuen Bestrebungen, das Erlebnis der Welt auf andere als wissenschaftliche Weise zu gestalten, überleitet.

Ehe wir uns anderen Völkern zuwenden, möchten wir aber unsere allgemeinen Erörterungen, die wir an die Betrachtung der primitiven und mexikanischen Magie anschlossen, nach zwei Seiten hin ergänzen und dadurch das Bild, das wir von dem Homo divinans gaben, vervollständigen. Dadurch werden wir dann vorbereitet sein, die magischen Lehren des alten Peru, Babylon, Ägypten, China, Indien, der Alchemie, Kabbalistik zu verstehen und die Möglichkeit einer Deutungskunst für uns heute abzuschätzen.

Die Ergänzungen, die wir noch bringen wollen, beziehen sich 1. auf die Verwandelbarkeit der Dinge für den Homo divinans, 2. auf die Bedeutung von der Ekstase angenäherten Zuständen für seine Erkenntnisse.

1. Die Verwandelbarkeit der Dinge. Schirren sagt einmal von den Maori, den Eingeborenen Neuseelands: „In dieser Welt gab es nur Metamorphosen, nur Wandlungen und Wanderungen, keine Form dauerte, alles konnte zu allem werden; seit die Schöpfung begonnen hatte, herrschte ein grenzenloser Wandel der Dinge. . . Denn es gibt keine Vorstellung vom Wesen des Stoffes, da es keinen Begriff vom Geiste gibt.“ Der Homo divinans macht keinen scharfen Unterschied zwischen Seelischem, Geistigem einerseits und Stofflichem andererseits. Da nun „das Urkennzeichen aller rein psychischen Gestaltungen deren Wandelbarkeit ist“, überträgt sich diese Wandelbarkeit für ihn auf das Stoffliche. Die Vermischung des Dinglichen mit seelischen Zügen in der Erlebnisweise des Homo divinans äußert sich also auf eine sehr eigentümliche Weise. Wir finden

dafür in den Berichten mancherlei Beispiele. So heißt es einmal von nordamerikanischen Indianern: „Ein von Zauberern verfolgter Dämon, der in einer Ratte verkörpert gedacht wurde, verwandelte sich in eine Schlange, die nach dem plötzlichen Verschwinden des erstgenannten Tieres unerwartet auftauchte.“

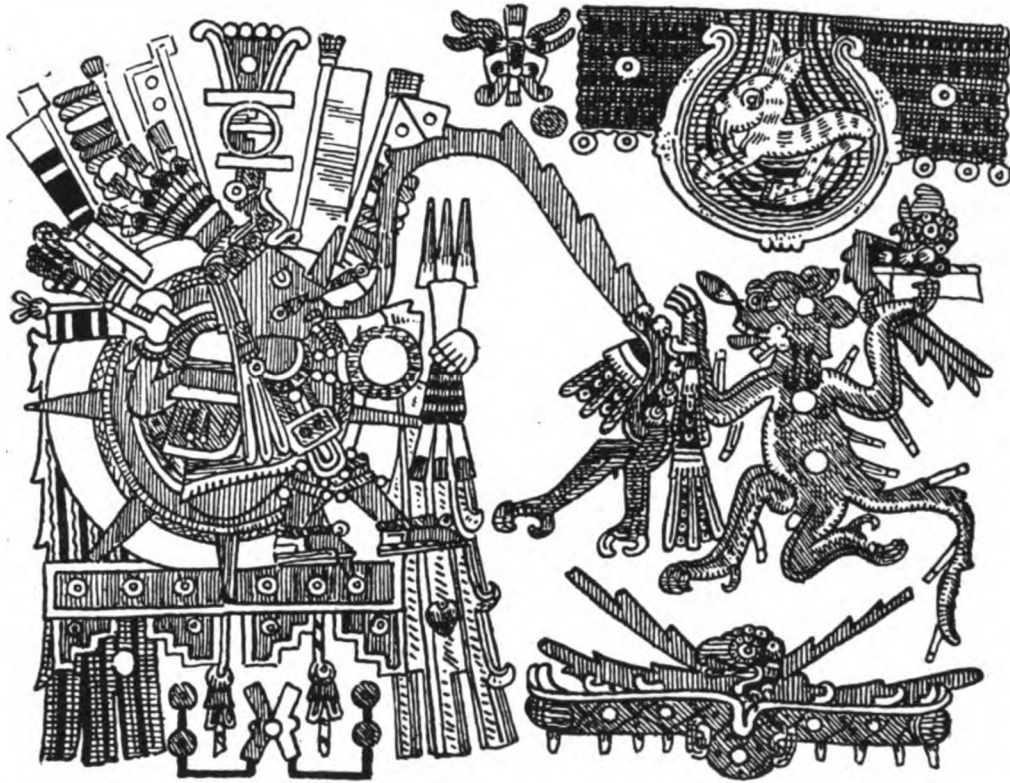


Abb. 14. Wachtelopfer: Links der Sonnengott vor der Sonnenscheibe; oben rechts der Mond mit dem Mondfleckenkaninchen; darunter eine den Morgenstern darstellende Gestalt, die ein Wachtelopfer darbringt; unter ihr ein aufgesperrter Erdrachen, Altmexiko

Die dämonische Bedeutung, deren Träger die Ratte also anfangs war, übertrug sich mühelos auf die Schlange, d. h. für den Homo divinans: die dämonische Ratte hat sich in eine dämonische Schlange verwandelt.

Die Vermischung von seelischen und dinglichen Eigenschaften äußert sich weiter auch darin, daß das Seelische (oder

vielleicht ein Teil des Seelischen) einem Stoff ähnlich, als übertragbar gilt. Man verwendet z. B. Teile eines getöteten, einst mächtigen Feindes als Amulett, um sich mit der seelischen Kraft, der Tapferkeit, dem Mute des toten Gegners zu begaben. Man wird dabei an die Worte des Amerikaners Prentice Mulford erinnert, der Wirksamkeiten vergleichbarer Art auch für unser Leben in Rechnung gezogen wissen will: „Jeder Gegenstand ist beladen mit dem Wesen dessen, der ihn besaß oder auch nur berührte; so werden wir, mit den Lumpen des Bettlers bekleidet, gewiß etwas von der bangen, lauernden Demut in uns strömen fühlen, in den Kleidern eines bedeutenden Mannes vielleicht Einfälle haben, die uns sonst fremd sind.“ —

(Die verschiedene Erlebnisweise des Homo faber und Homo divinans, die sich in der Verschiedenheit der Auffassung von Seelischem und Dinglichem kundgibt, charakterisierten wir einmal in unserer „Entwicklungspsychologie“ Seite 88 mit den Worten: „Der Europäer nähert die objektive [dingliche] Welt der subjektiven [seelischen] an, indem er die objektive Welt dadurch entdinglicht, daß er bestrebt ist — wie in der modernen Physik —, sie in ein Bezugssystem von Näherungswerten aufzulösen. Er nähert die subjektive der objektiven an, indem er die psychischen Phänomene versachlichend — in der experimentellen Psychologie — analog den physikalischen betrachtet. Der primitive Mensch [Homo divinans] seinerseits nähert die objektive Welt der subjektiven an, indem er die erstere dynamisiert, er nähert die subjektive der objektiven an, indem er sie materialisiert. Beim Europäer besteht eine Tendenz, das Subjektive im Objektiven aufzuheben, beim Primitiven die Tendenz, das Objektive im Subjektiven aufgehen zu lassen.“) —

2. Die zweite Ergänzung, die wir zu den allgemeinen Erörterungen an dieser Stelle bringen wollen, betrifft die Bedeutung von der Ekstase angenäherten Zuständen für den Homo divinans und die Ausbildung seines Ichgefühles.

Der Homo divinans bewegt sich in einer uns nicht ohne weiteres zugänglichen Welt anderer Ichabgrenzung. Sein Ichgefühl erscheint von uns aus ungeheuer erweitert. Haare, Nägel, Abscheidungen gehören für ihn, auch wenn sie von ihm getrennt sind, noch in gewisser Weise zu seinem „Ich“. Darum ist er sorgfältig bedacht, zu verhüten, daß sie in die Hände Unberufener fallen. Auch Schatten und Abbild gehören zum „Ich“, und selbst Kleider und sonstiger Besitz können noch davon mitumfaßt sein, darum gibt man sie eben auch dem Toten mit ins Grab. Charakteristisch für das (im Verhältnis zu uns) unausgeprägtere Ichgefühl ist auch die Auffassung des Seelischen als eine Vielheit, als etwas Vielfältiges. Das gibt sich in der Unterscheidung von verschiedenen Seelenteilen, Seelenarten, die jedem Individuum zukommt, kund: etwa Schatten-, Traum-, Bild-, Atem-Seele.

Es ist nun ein grundlegender Unterschied zwischen dem Homo faber und Homo divinans auch in folgendem zu erkennen. „In der europäischen Welt ist der von besonderem Ansehen, der sein Vorstellungsleben mit bewußter Überlegung zu leiten versteht, denn solche Besonnenheit gilt als Vorbedingung für wirksames Handeln. Beim Primitiven (Homo divinans) dagegen ist derjenige in besonderer Geltung und Achtung, der sich ganz dissoziierten (d. h. verselbständigten) Vorstellungen zu ergeben vermag, wie der Schamane und Mediziner, der in der Ekstase völlig in das Dämonische eingeht, sich völlig von den dämonischen Vorstellungen beherrschen läßt“ (Entwicklungspsychologie Seite 77).

Es gibt ja auch bei uns einen Punkt, wo ein Gedanke, eine Vorstellung stärker wird als das Ich, und man sagt insbesondere von Dichtern, daß ihnen die Fähigkeit eigen sei, sich von ihrem Ich loszulösen, um eine Zeitlang ganz in den Gestalten ihrer Werke zu leben.

Vermöge einer solchen Entselbstung vermag der Schamanenpriester, der Medizinmann, über sich selbst hinauszuwachsen. In solchen Zuständen drängen dann alle möglichen, sonst vergessenen oder überdeckten Triebkräfte empor, alles, was sonst im Unterbewußtseinschlummerte, wird wieder wirksam; insbesondere auch tierische Instinkte, die dem Menschen noch aus der Zeit vor der eigentlichen Menschwerdung anhaften, werden wach, die „Erbmasse der ungezählten Generationen vor uns wird sich Geltung verschaffen“. Es ist deswegen auch kein Zufall, wenn die Medizinmänner bei ihren magischen Tanzaufführungen sich der Tierfelle und Tiermasken zu ihrer Verkleidung bedienen.

„Die ganze Menschheit greift, wenn das Verwandlungsmysterium deutlich gemacht werden soll, zur Tiersymbolik“ (Horneffer). Noch in der Bildersprache der Alchimie heißt es, daß der alte Adam zuerst zum Drachen oder Löwen wird, und daß später die Verwandlung in das Rabenhaupt erfolge, aus dem wiederum der weiße Schwan entsteht. Und im Mithraskult werden verschiedene Entwicklungsgrade, die der Novize passieren mußte, mit Tiernamen bezeichnet und durch Kleidung angedeutet.

Von diesen Zuständen, die der Ekstase angenähert sind, ist nun noch eine Eigentümlichkeit in diesem Zusammenhang erwähnenswert, die für zahlreiche Erscheinungen im religiösen Leben des Homo divinus eine große Bedeutung hat.

Man vermag in der Anschauungsweise der Ekstase Zu-

sammenhänge in der Welt zu erahnen, für die uns das Verständnis meist abhanden gekommen ist. Wir wiesen schon an mehreren Stellen auf eine Art Hellsichtigkeit hin, die dem Homo divinus eigen ist. Diese Hellsichtigkeit verbindet sich mit einer — wir möchten es nennen — „Bilsichtigkeit“. Man vermag in der Ekstase und den der Ekstase angenäherten Zuständen der Erhebung unmittelbar als Symbol, als Bild zu schauen, was in späterem Kulturalter im Wachbewußtsein zu abstrakten Begriffen verblaßt. Die Gestalten mythologischer Symbolwelten verlöschen später. „Auf ein Wissen, das auf unmittelbarem Schauen beruht (das dem Worte „Wissen“ verwandte indische veda heißt nichts anderes als „Gesicht“ oder „Schau“), folgt ein Wissen, das sich auf ein Denken gründet, von dem der erste europäische Logiker Hobbes sagt: „Denken ist Rechnen in Worten“ (Th. Lessing). Die Esoterik aller Völker und Zeiten hat in der Priestererziehung angestrebt, die Bewußtseinsgrenze zu erweitern. Die „Erleuchtung“, die man den Novizen zu teil werden lassen wollte, vermittelte sich in Kulturn, die eben Lichtkulte sind. So wird — ähnlich wie räumliche Erhebung auch geistige Erhebung für den Homo divinus bedeutete — auch das natürliche Licht, das den Raum durchflutet, zum geistigen Licht, das sich in der Seele entzündet und die Gegenstände der Welt für den Schauenden in einem seltsamen Licht aufleuchten und sie zu Offenbarern sonst kaum verstandener Zusammenhänge werden läßt. Darum pflichten wir auch den tiefdringenden Untersuchungen von K. Th. Preuß durchaus bei, der nachwies, „daß die Umwandlung von Nachtgestalten in Sonnengötter überhaupt ein durchgehender Zug in der mexikanischen Religion ist, ohne den die (kultischen) Jahresfeste nicht zu verstehen sind.“ Nur meinen wir, daß bei alledem Sonne und Licht in dem

doppelten Sinne zu verstehen sind, den wir eben darlegten, in einem Sinne, der nur für uns, nicht aber für die Anschauungsweise des Homo divinans eine Zweiheit bedeutet, denn für den Homo divinans „gibt es kein Draußen und Drinnen, sondern nur ein Sein in Einheit“.

Uns fällt es schwer, uns in diese Anschauungsweise zu versetzen, „denn die Zeit, in der wir leben, bedarf erst der geschichtlichen Rückerinnerung, um überhaupt empfinden zu können, was ein Weltbild oder eine Weltanschauung im buchstäblichen Sinne des Wortes gewesen ist“ (Eisler).

Der späte Mensch machte die Natur zu einem Sachwerte und einem Gegenstande. Er trat fordernd ihr gegenüber. So findet er nicht wie die magischen Menschen in seinem Ich das All wieder. Die Natur wurde ein Feindliches. Die Mythen, in denen bereits aller Wissensgehalt der Philosopheme, bildhaft, intuitiv gestaltet, enthalten ist, verblaßten zum Begriffsschema nüchtern-rechnender Gedanken und zu kahlen „Werk- und Tugendsystemen guter Menschlichkeit“. „Die Verständigen von heute sind des Rausches Feind. Frühere Jahrhunderte und frömmere Völker lauschten den heiligen ‚Irren und Berauschten‘, in denen sich dieser unergründliche Quell auftat. Den Verständigen von heute jedoch ist der „Wahn“ eine Krankheit und eine Umnachtung. Und doch wachsen auch heute nur aus der Tiefe des Ungedachten die Wunder des sich zur Welt erweiternden Menschengenies“ (Carl Hauptmann).

Die Loslösung von der alten Mythologie, Magie und kultischen Form aber war der gefährlichste Schritt, den unsere Kultur tun konnte, das war der große Sündenfall, der, wie sich immer mehr zeigt, nicht ungestraft bleibt. —



Abb. 15. Tanz von Hirschkühen auf einem bemalten Tonkrug.

Fundort Chimbote

(Nach Baeßler, Altperuanische Kunst)

Fünftes Kapitel

Religion und Magie im alten Peru

Nach der Betrachtung des alten Mexiko wenden wir uns der anderen großen Kultur des vorkolumbischen Amerika zu, dem Reich der Inka. Das Reich der Inka, das bis zur spanischen Eroberung durch Pizarro bestanden hat, ist besonders durch seine soziale und wirtschaftliche Verfassung berühmt geworden. Man hat wohl gesagt, daß man hier ein Beispiel rein kommunistischer Zustände habe. Das ist im großen und ganzen richtig. Indessen sind die Verhältnisse im alten Inkareiche nicht so einzigartig, wie sie manchem anfangs erschienen sind. Wir finden auch in anderen Ländern — so z. B. auch gerade im alten Mexiko — manche kommunistischen Züge. Zudem sind die Verhältnisse, wenn wir sie auch als kommunistisch bezeichnen können, kaum mit der Organisationsform zu vergleichen, wie sie bei uns von kommunistisch Gesinnten angestrebt wird. Im alten Peru beruhte nämlich alles auf geheiligter religiöser Tradition.

Das persönliche Eigentum ist aufgehoben, weil alles dem Inka, dem Herrscher, der die ehrwürdige Verkörperung der Gottheit auf Erden ist, gehört. So scheint sich zu erweisen, daß nur dort in der Kulturgeschichte kommunistische Verhältnisse sich als dauernd tragfähig erwiesen haben, wo den Rahmen dafür die Form einer streng traditionalistischen Monarchie bildet.

Die soziale Gliederung des alten Peru ist in großen Zügen die folgende: Das ganze Volk zerfiel in Einheiten, Clans, die von den Trägern gleichen Namens gebildet wurden. Solche Einheit hatte ihren besonderen Chef, der für sie verantwortlich und auch ihr Richter war, und bewohnte ein Dorf. Zehn solcher Dorfeinheiten wurden zu einer höheren Verwaltungseinheit zusammengefaßt, die ihren besonderen Leiter hatte. Fünf dieser höheren Einheiten, also fünfzig ursprüngliche Einheiten, bildeten eine Einheit noch höherer Ordnung. Auf diese wieder folgte eine Einheit von zweihundertfünfzig ursprünglichen Dorfeinheiten, über die auch wieder ein besonderer Beamter waltete. Schließlich kamen als höchste Beamte nächst dem Inka, dem Herrscher, und seinem Reichskanzler die vier Gouverneure der vier Provinzen, in die das Inkareich zerfiel. Wir finden also hier, ähnliches ist auch für andere Länder — u. a. das alte Mexiko — bezeugt, eine Vierteilung, die auf der mythologischen Vierteilung des Raumes in vier Weltregionen beruht. Die kosmische Einteilung wurde, da man das Land, den Staat als Abbild des Kosmos auffaßte, auf die sozialen Verhältnisse übertragen.

Die Vorstände mußten über ihre Einheiten genau Buch führen mit Hilfe von Knotenschnüren. Sie mußten Bericht erstatten über Ernte, den Inhalt der Magazine und Kornspeicher usw. Der Inka war Besitzer alles Grund und Bodens, von dem er widerruflich den Familienvätern Stücke zum

Lebensunterhalte der Seinen überließ. Beim Anwachsen der Familie durch Geburten wurde jeweils das zugewiesene Ackerstück vergrößert. Dann gab es staatliche Ländereien. Sie zerfielen in das sogenannte „Sonnenland“ und das „Inkaland“. Die Bebauung dieser Gebiete mußte von dem gewöhnlichen Volk auch ausgeführt werden. Für die Erträge gab es in jedem Dorfe zwei große Magazine, das eine für das Inkaland, das andere für das Sonnenland. Die Vorräte dienten zum Teil dem Unterhalte der Beamten, der Priester und der Soldaten, zu einem anderen Teil als Vorrat für Zeiten etwaigen Mangels. Es mußten auch Steuern entrichtet werden durch Abgabe von Getreide und anderen Naturalien. Außerdem wurden die Volksangehörigen herangezogen für öffentliche Arbeiten, etwa zur Herstellung von Anlagen, wie sie der künstlichen Bewässerung der Äcker dienten, oder zu Wegebauten. Auch mußten Kleidungsstücke, Waffen und Schuhzeug für die Truppen hergestellt und abgeliefert werden. Gold und Silber durfte niemand besitzen, das war alles dem Inka vorbehalten. Von fünfundzwanzig bis dreißig Jahren war jeder Gesunde zu bestimmten Arbeitsleistungen auf den öffentlichen Ländereien verpflichtet. Junge und Greise waren von den ganz schweren Leistungen entbunden. Aber keiner war ganz ohne Pflichten. Kleine Kinder mußten schädliche Insekten fangen und eine bestimmte Anzahl auf Strohhalme gereiht zur Ablieferung bringen. Blinde mußten Samenkörner sortieren und was dergleichen mehr ist. Überall hatten die



Abb. 16. Darstellung eines maskierten Kriegers auf einem bemalten Tonkrug.
Fundort Trujillo
(Nach Baeßler, Altperuanische Kunst)

Kontrolleure und Inspektoren Zutritt. Sie erschienen mit einem Bündel von Schnüren in der Hand. Diese Schnüre, „Quipu“ genannt, ersetzen ihnen Bücher und Schriftstücke. Mit verschiedenfarbigen und verschiedengeschlungenen Knoten wurde alles fixiert; die Anzahl der Knoten gab die Anzahl der Männer, Frauen, Kinder, gab Abgaben, Eingänge, Ausgaben an. Dabei bezeichnete grüne Farbe Getreide, weiße Silber, gelbe Gold. So konnte mit Hilfe einer scharf durchgeführten Statistik alles genau überwacht werden. Für die Kontrolleure mußten sogar nachts die Türen offengehalten werden, damit sie ungehindert aus- und eingehen könnten und sich nichts ihrem Späherauge verberge. Alle zwei Jahre kam ein Beamter in jedes Dorf, um die Trauungen standesamtlich zu vollziehen. Die höheren Beamten wurden aus den Kreisen eines besonderen Adelstandes gewählt, ebenso die Offiziere. Es braucht wohl kaum besonders erwähnt zu werden, daß die allgemeine Militärdienstpflicht strikt durchgeführt war.

Auch die Bebauung der Äcker wurde genau überwacht. Ein Beamter gab an, in welcher Reihenfolge die Ländereien bestellt werden sollten. Niemand durfte ohne Einwilligung des Beamten das Dorf verlassen.

Alles das mag dazu dienen, dem Leser ein Bild von dem Leben im alten Peru zu geben, dessen religiöse Verhältnisse nun genauer besprochen werden sollen.

Im Mittelpunkte des religiösen Lebens stand die Verehrung der Sonne. Der Inka galt als ihr Sohn und trug den Titel „Intip churi“, d. h. „Sohn der Sonne“. Nur er durfte den Namen der Sonne aussprechen. Entsprechend der Herrscher dem Tagesgestirn, so entsprach seine Gemahlin dem Nachtgestirn, dem Monde. Außer Sonne und Mond genossen auch noch andere Gestirne und Naturerscheinungen Verehrung: Der Donner, das

Sternbild der Plejaden, der Planet Venus usw. Außerdem glaubte man an allerlei Geister, die in Bäumen, Flüssen, Meteorsteinen usw. ihr Wesen trieben. Von den Priestern, die die religiöse Lehre pflegten und die magischen Bräuche ausübten, wurden folgende Ämter unterschieden: Erstens der Großpriester, der stets ein naher Verwandter des Inka war. Er mußte allerlei strenge religiöse Gebote befolgen und ein

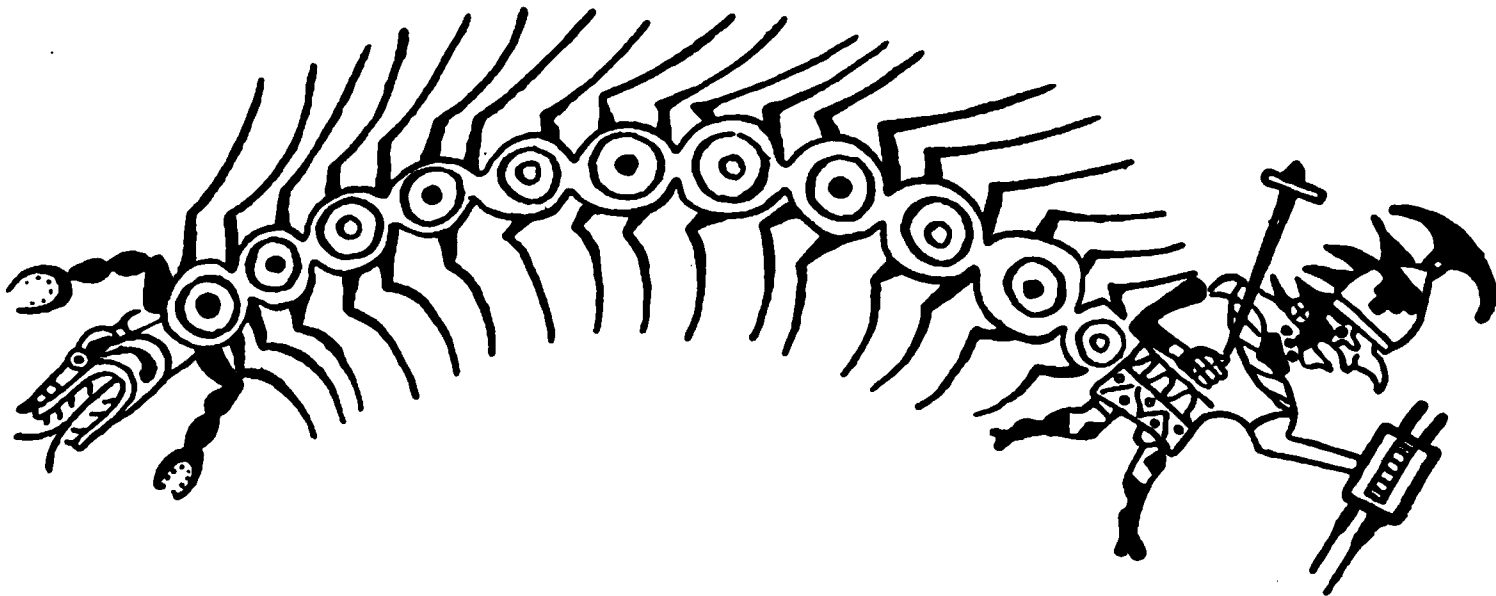


Abb. 17. Darstellung eines reichgeschmückten Kriegers mit Skorpiongürtel auf einem bemalten Tonkrug. Fundort Chimbote
(Nach Baeßler, Altperuanische Kunst)

sehr enthaltsames Leben führen. Es war ihm verboten, Fleisch zu essen, und er durfte nichts anderes als Wasser trinken. Das ist ja ein, man kann fast sagen, bei allen Völkern wiederkehrender Zug, daß strenge Enthaltbarkeit als ein gottgefälliges Werk gilt. Mit Recht. Dem Enthaltamen, so erweist es sich, gelingen jene Erhebungen, die ihn Zusammenhänge schauen lassen, die dem, der den Genüssen des Alltags nicht zu entsagen vermag, unerkennbar bleiben. So sind Buße, Selbstopfer, Entsagung nicht Wahn, Irrtum, Umnachtung, sondern in ihnen liegt der von fast allen Religionen einmütig gelehrt Weg zu sonst unerreichbaren Einsichten. Zwar die Aufklärer vermögen es nicht zu begreifen, wenn die Mysterien von Menschen reden,

die Augen haben und doch nicht sehen, Ohren haben und doch nicht hören. Nach ihrer Meinung versteht jeder die Sprache der Wahrheit, da sich jederzeit und überall ihre Begriffsrechnung nachprüfen lasse. Der Enthaltsame, Fastende, Entsagende vermag sich leichter in Zustände zu versetzen, die ihm Erkenntnisse erschließen, die anderen versagt bleiben. Darin liegt der Sinn jener Bräuche, die dem Menschen allerlei Bußübungen auferlegen, und die einst so weit verbreitet waren. Von dem peruanischen Großpriester heißt es darum auch, daß er in heiliger Erhebung mit den Göttern Zwiesprache zu halten vermöchte. Deshalb achtete das ganze Volk seine Befehle, da es glaubte, sie wären ihm von höheren göttlichen Mächten in seine Seele gegeben.

Unter dieser mächtigen Persönlichkeit, die übrigens auch den Bau der Tempel anzuordnen hatte, sowie auch den offiziellen Geschichtschreiber des Inkareiches ernannte, die Kulte überwachen ließ usw., gab es zehn auch sehr angesehene Priester. Diese, meist wohl ebenfalls Verwandte des Herrschers, waren Vorsteher von Tempeln (Mond-, Blitz- usw. -tempeln). Den bisher genannten Priestern stand ein Drittel der Landessteuern zu. Aber nur ein geringer Teil wurde von ihnen verbraucht, den größten Teil ließ man Witwen, Waisen und Kranken zugute kommen.

Der zweite Stand der Priester umfaßte eine Reihe sehr verschiedenartiger Ämter. Da waren Priester, die die Zukunft deuteten. Sie sagten wahr aus dem Vogelfluge, aus der Richtung, den bestimmte Vogelarten in ihrem Flug innehielten, sie sagten wahr aus der Beschaffenheit der Eingeweide von Tieren, die zum Opfer geschlachtet wurden. Sie übten eine Art Loswerfen mit Maiskörnern, sie deuteten das Geschick aus den Formen von Blutflecken, die aus der Lunge von Opfertieren entfließende

Blut bildete, sie prophezeiten aus dem Verhalten gewisser langbeiniger Spinnen die Zukunft. Sie gaben sich der heiligen Ekstase hin, wobei ihnen narkotisch wirkende Pflanzenstoffe dienlich waren.

Diese Priester nahmen auch die Beichte, die auch im



Abb. 18. Mythologische Darstellung auf einem bemalten Tonkrug.

Fundort Chimbote

(Nach Baeßler, Altperuanische Kunst)

alten Mexiko einst üblich gewesen ist, ab, und sie verordneten den Menschen, die sich vergangen hatten, bestimmte Bußübungen, um ihre Sünden zu sühnen. Zu den Obliegenheiten dieser Priester gehörte weiter ein strenger Tempeldienst, in welchem man sich von Woche zu Woche ablöste. Bestimmte Enthaltensvorschriften mußten dabei innegehalten werden.

Schließlich sind noch die Tempeldiener zu nennen, die das Töten der Opfertiere und die Reinigung der heiligen Räumlichkeiten zu besorgen hatten.

Zudem gab es im alten Peru Mönche, die in Klöstern lebten, ganz der Abtötung des Fleisches und religiösen Beschäftigungen hingegeben. Einige von ihnen lebten auch als Einsiedler, andere widmeten sich der Krankenpflege.

Eine religiöse Einrichtung im alten Peru, die besonders berühmt geworden ist, ist die der Frauenklöster, vor allem des Klosters der sogenannten Sonnenjungfrauen. Diese hatten dafür zu sorgen, daß das heilige Feuer, an welchem zu bestimmten Zeiten alle anderen Tempelfeuer entzündet wurden, nicht verlosch. Es war auch eine Obliegenheit der Sonnenjungfrauen, heiliges Brot zu backen und Maistrank zu brauen für die großen Feste, die zu Ehren der Sonne stattfanden. Außerdem hatten sie kostbare Kleidungsstücke für den Hof des Inka anzufertigen. Manche der Sonnenjungfrauen blieben zeitlebens im Kloster und galten als Dienerinnen einer Gottheit oder als Gemahlinnen heiliger Idole, andere wurden hohen Beamten zur Frau gegeben oder wurden Genossinnen des Inka.

Von religiösen Bräuchen wollen wir noch die folgenden nennen.

Das Hauptfest von den vielen Festen, die die Peruaner im Laufe des Jahres feierten, war das sogenannte Raymi-Fest. Bei seiner Aufführung wurde zuerst durch den Inka ein Trankopfer dargebracht und von dem heiligen Trank in feierlicher Zeremonie an die Hochgestellten des Reiches verteilt. Darauf wurde ein schwarzes Lama geopfert und aus den Eingeweiden geweissagt, ob die Fortsetzung der Festlichkeiten angebracht oder nicht angebracht sei. Im Verlaufe der Zeremonien wurden auch den zu Kriegern herangereiften jungen Männern die Ohren durchbohrt und mit Ehrenzeichen geschmückt.

An einem anderen wichtigen Feste wurde feierlich mit

einem Brennspiegel Feuer erzeugt. Dieses Feuer verwahrte man dann bis zum nächsten Neufest im Kloster der Sonnenjungfrauen. Machte wolkiger Himmel die Benützung des Brennspiegels unmöglich, dann erzeugte man das Feuer durch Reiben mit Holzstäben. Es war in einem solchen Fall aber kein gutes Jahr zu erwarten.

Weiter sei noch ein Fest erwähnt, das zu Beginn der

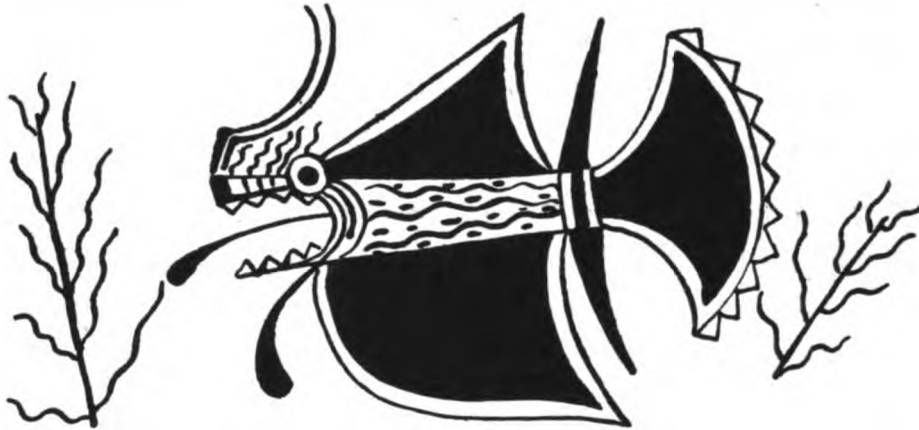


Abb. 19. Darstellung eines Fisches auf einem bemalten Tonkrug.
Fundort Chimbote
(Nach Baeßler, Altperuanische Kunst)

Regenzeit stattfand. Alle Kranken und Krüppel wurden dabei aus der Stadt entfernt, und vier Vornehme eilten in die vier Himmelsrichtungen mit dem Rufe: „Alles Unheil weiche von uns.“ Zum Schlusse fand eine Wasch- und Reinigungszeremonie statt. —

Die mythologischen Anschauungen der alten Peruaner seien in ganz großen Zügen gekennzeichnet. Man glaubte an eine Art Himmel für Gute und eine Hölle für die Bösen. Nach einer anderen Nachricht fuhr die Seele des Inka nach dem Tode zur Sonne empor, die Seelen der Vornehmen kamen in den Himmel, die der gewöhnlichen Sterblichen in die Unterwelt.

Der Weg zum Totenreiche führte an ein großes Wasser (genau wie in der altmexikanischen und altgriechischen Mythologie), das nur mit Hilfe von Seewölfen durchquert werden konnte. Nach anderen Anschauungen waren schwarze Hunde (in Mexiko rote Hunde) die Führer, die die Seelen der Toten an ihren Ruheort geleiteten. — Dem Inka wurden bei seinem Tode Frauen und Diener mit ins Grab gegeben.

Über die Erschaffung der Menschen finden wir verschiedenerlei Sagen. Einmal heißt es, daß die Menschen — ähnliches erzählten sich ja auch die alten Mexikaner — einst aus tiefen Höhlen dem Leibe der Erde entstiegen seien. Dann heißt es aber auch: Drei Eier seien vom Himmel gefallen, eines von Gold, eines von Silber, eines aus Kupfer. Aus dem goldenen Ei entstanden die Vornehmen, aus dem silbernen die mittleren Schichten der Nation, aus dem kupfernen endlich das gemeine Volk.

Im übrigen finden wir eine große Zahl von Göttern, die in ihren Rangverhältnissen ein genaues Abbild der sozialen Gliederung des Inkareiches sind.

Wir finden in der peruanischen Mythologie auch eine ehrwürdige Gestalt, die in manchen Zügen an den Heiland der Azteken Quetzalcouatl erinnert.

Die Tempel waren im alten Peru genau nach den Himmelsrichtungen orientiert, was auf kosmische Beziehungen hinweist. Der Haupttempel in Cuzco stand so, daß die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne das dort aufgestellte Sonnenbild erreichten. Rund um die Tempel befanden sich große Stallungen für die Tiere, die geopfert werden sollten. Meistens waren das Lamas, die ja von den Peruanern als Last- und Tragtiere gehalten wurden (während die Mexikaner nur kleine Haustiere: Hund, Truthahn usw., kannten). Dann finden wir

Badebassins und Wohnungen der Priester. Die heiligen Räume in den Tempeln waren sehr kostbar ausgestattet. An Gold, Silber und Edelsteinen war dort kein Mangel, einige Räume scheinen geradezu mit Gold ausgekleidet gewesen zu sein, andere hatten eine Art Wasserleitung aus reinem Golde.



**Abb. 20. Darstellung eines Drachens auf einem bemalten Tonkrug. Fundort Trujillo
(Nach Baeßler, Altperuanische Kunst)**

Sechstes Kapitel

Magie und Geheimwissenschaft in der assyrisch-babylonischen Kultur

Unsere Kenntnis von der babylonisch-assyrischen Kultur, mit der wir die Erörterung der großen altweltlichen Kulturen beginnen, reicht bis über 4000 v. Chr. zurück. Die Babylonier und Assyrer wohnten bekanntlich in Mesopotamien, im Flußgebiete des Euphrat und Tigris. Diesen Flüssen verdanken die Länder ihren Wohlstand, denn die Überschwemmungen brachten reiche Fruchtbarkeit.

Die Babylonier sind den Assyrern in Kultur und Religion, in Kunst und Literatur voraus gewesen. Die Assyrer dagegen waren eine kriegerische Nation, deren Hauptwirksamkeit wohl auf politischem Gebiete gelegen hat. So sind für die Gebiete der Religion und Kultur die Babylonier die Lehrmeister der Assyrer gewesen. Das Verhältnis der beiden Völker zueinander ist wohl gelegentlich mit dem der Griechen und Römer verglichen worden. Die Assyrer wären also mit den Römern, die Babylonier mit den Griechen in Parallele zu setzen. (Wir können auch, was den Stand der Kultur anbetrifft — frühere Erörterungen legen uns diese Gegenüberstellung nahe — die Assyrer mit den Azteken, die Babylonier vielleicht mit den Maya-Indianern Yucatans vergleichen.) Es scheint fast eine Gesetzmäßigkeit zu sein, daß sich die höheren Kulturen auf

der Verschmelzung der Leistungen jeweils zweier Völker aufbauen, eines Volkes, das mehr auf religiös-kulturellem Gebiete seine Hauptwirksamkeit entfaltet, und eines vorwiegend politisch gerichteten Volkes, das starke politische Einrichtungen zu bilden vermag.

Die Babylonier und Assyrer waren Semiten, aber das Land war vor ihrer Einwanderung bereits von einem nicht-semitischen Volke bewohnt, den Sumerern. Von diesem Volke übernahmen die Semiten die Schrift, die Keilschrift. Was wir babylonische Kultur nennen, ist eine Vermischung und Verschmelzung sumerischer und semitischer Kultur-elemente. Die Sumerer entsprechen einem Volke im mexikanisch-mittelamerikanischen Kulturkreise, das nach halb sagenhaften Nachrichten den Azteken die Kultur gebracht haben soll, den Tolteken.

Die Semiten sind bereits im vierten vorchristlichen Jahrtausend in das sumerische Land eingedrungen.

Was haben nun diese Völker für religiöse und magische Lehren entwickelt?

Der Hauptgedanke der babylonischen Weltanschauung, der alles trägt, ist ein religiöser; es ist, wie im alten Mexiko, der Gedanke von der Abhängigkeit der Welt und des Menschen von der Gottheit. Daraus entspringt für jeden Menschen die Notwendigkeit, zu erforschen, was er in jedem Augenblick und bei jeder Gelegenheit tun müsse, um die Gottheit gnädig zu erhalten oder zu versöhnen. So wird die Theologie und Deutungskunst wie im alten Peru, wie im alten Mexiko gleichsam die Mutter aller Weisheit, die Mutter aller Wissenschaft. Die beiden Wissenschaften, die wir zunächst in Babylon finden, sind also erstens Vorzeichenwissenschaft, Bedeutungskunde und zweitens Sühnewissenschaft oder Kunde von den Mitteln,

die der Mensch besitzt, um sich die in der Welt waltenden „Bedeutungen“ günstig zu stimmen.

Das erste Hauptgebiet babylonischer Wissenschaft ist die Vorzeichenwissenschaft. Jede Erscheinung oder Bewegung konnte offenbar ursprünglich als Vorzeichen, als Omen angesehen werden. Die Beobachtung erstreckte sich dabei auf Erscheinungen der Luft, des Himmels, bestimmter Monate oder bestimmter Tage. Die gelehrten Priester Mesopotamiens befließigten sich eines emsigen Sammelns und Sichtens von unzähligen merkwürdigen Erscheinungen, die das tägliche Leben als bedeutungsvolle Zeichen zu bieten schien. So entstanden durch Anhäufung solchen Materials schließlich umfangreiche Werke. Vor allem richtete man das Augenmerk auf die Erscheinungsformen und Bewegungen der verschiedenen Tiere. „Die Bewegungen eines Löwen oder eines Fuchses in der Nähe eines Menschen, die Hyäne, die einem über den Weg lief, das Erscheinen eines Ochsen in einem Torwege, die verschiedenen Stellungen und Bewegungen eines Hundes und dazu die Farbe seines Felles, die Begegnung mit Hunden oder Kälbern, wenn man aus einer Tür austrat, das Brüllen der Ochsen und das Wiehern der Pferde, die Farben der Hörner verschiedener Tiere und die Richtung, in der die Hörner gebogen waren — alles das konnte unter Umständen und bei sachgemäßer Beobachtung zum Omen, zum Vorzeichen werden. Ganz ähnliche Schlüsse zog man aus der Bewegung der Flügel eines Vogels, der Richtung, in welcher eine Eule einen Menschen umkreiste, wenn er etwa einen Tempel oder das Haus eines Kranken betrat. Auch wurde den Schlangen, Skorpionen, Motten, Heuschrecken, Fischen usw. besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Von allergrößter Bedeutung wurden die Beobachtungen bei Geburten von Menschen und Tieren

und etwaige dabei auftretende Mißbildungen erachtet“ (Bezold). Andere Vorzeichen beschäftigten sich mit den Zuständen und Vorkommnissen in bestimmten Städten oder deren Straßen, auf Feldern, Flüssen usw.

Manche Vorzeichen suchte man auch selbst herbeizuführen durch allerlei Manipulationen. Solcherart Manipulationen entwickeln sich zum Teil aus der ursprünglichen Befragung der Gottheit durch das Los. Diese war anfangs eine praktische Ausübung von Priestern, deren Kenntnis in den Priesterfamilien vererbt wurde. Im Laufe der Zeit entstanden immer größere Listen, in denen die Bedeutungen, günstige oder ungünstige, eingetragen wurden. Diese Listen, von denen uns manche erhalten sind, wurden schließlich außerordentlich umfangreich.

Zunächst finden wir von solchen Methoden die sogenannte Becherwahrsagung, das ist die Wahrsagung aus einer Mischung von Öl und Wasser. Das Verfahren, das dabei in Anwendung kommt, ist das folgende: Man gießt etwas Öl auf Wasser aus einiger Höhe herab. Es können dann mehrere Fälle eintreten: Das Öl kann ganz oder teilweise auf dem Grunde bleiben, es kann ganz oder teilweise aufsteigen. Dabei können allerlei Figuren und Formen entstehen: abgerissene Ölkugeln, Ölaugen, Ringe, Verzweigungen und Arme. Der Priester nun beobachtet das Ganzbleiben oder die Zerteilungen der Masse, das Sinken oder Aufsteigen des Ganzen oder eines Teiles, die Zahl der Teile und ihr Schicksal. Etwa ob sie — wie es einmal heißt — „in den Mutterschoß zurückgezogen werden“, ob sie platzen und zergehen, ob sie stern-, ranken- oder tierförmig sind. Wichtig ist auch, ob Luftblasen mitgerissen werden, ob farbige Lichtbrechungen beobachtet werden können usw. Es muß dabei noch darauf hingewiesen werden, daß der Priester, der sich mit alledem beschäftigt,

vorher sich allerlei religiösen Übungen wie Reinigungszeremonien unterziehen mußte, um für solche Deutungen befähigt zu sein. Diese vorbereitenden Übungen werden ursprünglich von allergrößter Bedeutung gewesen sein. Wir werden darauf noch zu sprechen kommen.

Die Bedeutungen der einzelnen Erscheinungen, die das auf Wasser gegossene Öl bietet, werden aus einfachen Vergleichen bestimmt. Wenn das Öl auf dem Grunde liegen bleibt, stirbt der Besitzer des Öles oder ein Heer geht zugrunde; steigt eine Blase davon auf, so entrinnen der Ölbesitzer oder das Heer dem Untergange, wie das Öl dem Wasser. Zwei Tropfen, die zusammenfließen, bedeuten eine Ehe, zergeht der eine, so stirbt ein Gatte. Rötlicher Schimmer ist ein Zeichen für Blut. Zahlreiche Blasen bedeuten Zersplitterung des Besitzes, Auflösung des Kranken oder des Heeres. Läuft das Öl in eine Hauptmasse zusammen, so erinnert das an die Rückkehr in den Schoß der Totengöttin usw.

Der Babylonier nimmt also einen magischen Zusammenhang zwischen dem Öl, seinen Formen und dem zu erwartenden Schicksal an. Wodurch entsteht dieser Zusammenhang? Was ist die Brücke? Dieser Zusammenhang nun wird durch die Seele des Deutenden, des Priesters, gebildet! Der deutende Priester nimmt mit seinem Geiste die Formen des Öles auf und erzeugt gleichzeitig in seinem Geiste bestimmte Vorstellungen von dem zu erwartenden Geschehe des bei ihm Ratsuchenden. In seinem Geiste werden die Ölformen zu Vorzeichen für das Geschick. Wir wiesen schon darauf hin, daß der Priester vor der Ausübung seiner Deutungskunst sich bestimmten Riten unterziehen mußte. Das ist nun von großer Wichtigkeit. Diese Riten, Zeremonien werden ursprünglich bewirkt haben, daß der Priester in

den Zustand geistiger Erhabenheit geriet, daß er sich ekstatischen, intuitiven Zuständen näherte. Für solche Zustände der Erhabenheit ist es nun charakteristisch, daß man, wenn man von ihnen befallen ist, schneller als es sonst möglich ist, Dinge miteinander kombiniert, verbindet, in Beziehung setzt. Es ist der Zustand einer Art Hellsichtigkeit, in dem uns manche Dinge in der Welt gleichsam zum Sinnbilde werden für das, was uns im Innern beschäftigt; es ist, als begännen die Dinge um uns zu reden, vermöchten uns in unserem Tun zu bestärken oder auch zu warnen, als vermöchte man an ihnen Gunst oder Ungunst des Geschickes abzulesen. Wir möchten das an einem Beispiel aus unseren Verhältnissen, aus unserem Leben erläutern, das dem Leser vielleicht zunächst befremdlich erscheint, das ihn, aber doch zuletzt zu einem vollen Verständnisse der Tätigkeit des altbabylonischen deutenden Priestergelehrten führen wird.

Verwandt den ekstatischen Zuständen sind in mancher Hinsicht einige Traumzustände.

Es ist nun bekannt, daß gelegentlich bei Menschen, die an einer Schwellung im Halse, etwa der Rachenmandeln, leiden, die Belästigung und die Schmerzen, die damit zusammenhängen, zu ganz seltsamen Traumbildern Anlaß geben. Man sieht dann wohl ungeheure Berge, die dicht an einen herangedrängt sind und einen fast erdrücken, oder man gewahrt auch allerlei Spitzen wie Kirchtürme, Gebäude mit eckigen Dächern oder auch scharfe Bergzacken. Es ist gleichsam, als ob die Schwellung sich im Traum in das Bild von Bergen, die stechenden Schmerzen in das Bild von spitzigen Türmen, und was dergleichen mehr ist, übersetzten. Ist man dann erwacht, so bemerkt man, daß man tagsüber unwillkürlich allen gewölbten, schwellenden Formen, sowie allem Spitzigen, Eckigem

besondere Aufmerksamkeit und Beachtung zu schenken geneigt ist. Es ist, als habe man gleichsam zeitweilig eine besondere Scharfsichtigkeit für die genannten Formen bekommen. Dabei kann es vorkommen, daß das beginnende Halsleiden, die Schwellung, selbst noch gar nicht zum vollen Bewußtsein gekommen ist, daß man sich noch gar nicht Rechenschaft über den Beginn eines Unwohlseins gegeben hat. Der Verfasser weiß von einem häufiger an Halsschwellungen Leidenden, daß dieser den Beginn eines neuen Anfalles nicht zuerst im Halse, wie man zunächst glauben sollte, spürte, sondern an der eigentümlichen Art, in der ihm die Spitzen und schwellenden Erhöhungen seiner Umgebung erschienen. Die eigentümliche Scharfsichtigkeit für allerlei Erhöhungen, Spitzen usw. zeigte ihm zeitiger den beginnenden Krankheitsanfall an, als die anfangs noch erst ganz schwach gereizte Stelle selber. Der Leser wird gewiß schon ahnen, warum dieses alles hier mit einer gewissen Ausführlichkeit besprochen wird. Wir sehen hier, wie auch in unseren Verhältnissen in einem besonderen Falle wirklich „Vorzeichen“ geschaut werden. Allerdings handelt es sich hier um eine außergewöhnlich sensible, feinfühligere Person, und es handelt sich auch um eine Person, die fähig ist, die Anzeichen, die für sie selbst bedeutungsvoll sind, wahrzunehmen. Der babylonische Priester aber gewahrt die Vorzeichen auch für andere, für solche, die bei ihm Rat suchen. Das hat nun für den Ratsuchenden eine besondere Folge. Das Ansehen, das die Priester genossen, war ein sehr großes, man gab sehr viel auf ihre Worte, man glaubte fest an die Aussagen, die sie machten. Dieser Glaube nun trug dazu bei, daß sich das Geglaubte, die Voraussage des Priesters wirklich durchsetzte, wirklich erfüllte. (Es ist von einem Forschungsreisenden einmal berichtet worden,

daß ihm elf Inder seines Gefolges gestorben seien, weil sie bemerkt hatten, daß sie aus Versehen Kuhfleisch — wohl-gemerkt gesundes Kuhfleisch — genossen hatten. Kuhfleisch war ihnen nach bestimmten religiösen Geboten zu essen verwehrt. Sie hatten also eine Sünde begangen, und der Glaube, daß die Verletzung der heiligen Gebote sie töten würde, tötete sie wirklich. So mächtig ist der Glaube.)

Wir finden also bei der babylonischen Zukunftsdeutung zweierlei: Einmal den Priester, der in seinem durch allerlei reinigende und feierliche Zeremonien erzeugten Zustande wirklich in seiner Erhabenheit in besonderer Weise fähig ist, sich in die Lage des Ratsuchenden zu versetzen, besondere Anzeichen zu erahnen, besonderer bisher verborgener Möglichkeiten bewußt zu werden. Dann finden wir den hingebend gläubigen, ratsuchenden Menschen, dessen Glauben das seine tut, daß sich die Aussagen des Priesters tatsächlich in die Wirklichkeit umsetzen. Wir glauben, daß nun die Deutungskunst der alten Babylonier in einem etwas anderen Lichte erscheinen wird. Es handelt sich hier, wie der Leser wohl einsehen wird, keineswegs um „Schwindel, Betrug, Selbsttäuschung, Irrtum“, sondern um ein durchaus sinnreiches Verfahren.

Wir werden nun noch einige weitere Methoden kennenlernen, die in Babylon dazu dienten, die Zukunft zu erforschen bzw. zu beeinflussen.

Da finden wir weiter die Opferschau, die eine noch bedeutendere Rolle gespielt hat als die Becherweissagung. Am Opfertier ist alles als Vorzeichen bedeutungsvoll. Die Augen, die Lippen, die Schläfen, die Zunge geben Zeichen, jede Verfärbung ist wichtig. Noch mehr beschäftigen die mannigfaltigen, geheimnisvoll verborgenen Eingeweide die

Phantasie der alten Priestergelehrten, vor allem aber die Leber. Diese steht für die Babylonier als der angebliche Sitz von Leben und Gemüt mit dem Herzen im Mittelpunkte des Interesses. Wir haben sogar Tonmodelle gefunden, die die Babylonier sich anfertigten, kleine aus Ton hergestellte Lebern, auf denen Bezirke, Regionen eingezeichnet sind, und auf denen auch die Bedeutung der Regionen für die Wahrsagung angegeben ist.

Auch auf etruskischem Gebiet ist ein ähnliches Modell, und zwar aus Bronze, zutage gefördert worden.

In der Hauptsache scheint die Leber mit einem Lande verglichen worden zu sein; eine Stelle wird als „Ort“, der Gallengang als „Pfad“ bezeichnet usw. Es hat den Anschein, als wenn mit Hilfe der Leber zunächst das Schicksal von Staaten bestimmt worden wäre.

Dann wurde geachtet auf die Vertiefungen und die Zeichnung der Gallengänge; die Pfortenränder werden untersucht, Zerreißen, Spalten, Härten, Weichheiten, Steine, Lymphdrüsen und etwa Leber-Egel genau beachtet. Die Deutungen geschehen zum Teil nach denselben Regeln wie bei der Ölweissagung. Links und unten sind meist ungünstig, rechts und oben günstig; dabei können ungünstige Zeichen durch gleichzeitiges Auftreten anderer Anzeichen in ihrer unheilvollen Wirkung aufgehoben werden. Es wäre möglich gewesen, daß der Babylonier von all diesen Beobachtungen aus, wie er sie in zahlreichen umfassenden Listen niedergelegt hat, zu einer Naturwissenschaft, zu einer Anatomie vorgeschritten wäre. Der Babylonier hat diesen Weg nicht eingeschlagen. Ihm kam es gar nicht auf die Kenntnis des Körpers, auf die anatomischen Verhältnisse an sich an. Er hatte nur Interesse für die göttliche Botschaft, die sich in den Verhältnissen der

Körperteile für ihn offenbarte. Der alte Ägypter, auf dessen Wissenschaft wir noch zu sprechen kommen werden, ist da, wie Schneider bemerkt, andere Wege gegangen.

Das dritte der großen Gebiete babylonischer Vorzeichenwissenschaft ist die Astrologie. Nachdem der Gedanke wach geworden war, daß die Götter am Himmel mit seinen Erscheinungen wichtige Mitteilungen machten, wurde die Himmelsbeobachtung mit Sorgfalt betrieben. Es wurden dabei naturgemäß auch Erkenntnisse zutage gefördert, die naturwissenschaftlichen Wert haben. Denn man war genötigt, am Himmel eine Art Ortsbestimmung vorzunehmen. So kam man zur Unterscheidung von Planeten und Fixsternen. Dadurch ist die Astrologie, wie Schneider bemerkt, von allen Vorzeichenwissenschaften der Babylonier am meisten Wissenschaft in unserem Sinne geworden.

Die Astrologen betrachteten alle Himmelserscheinungen. Bei der Sonne achteten sie auf die Zeit des Auf- und Unterganges, die Tageslänge, auf Sonnenfinsternisse, Sonnenhöfe, Verdunkelung durch Wolken, auf Begegnung mit anderen Gestirnen, Mond und Planeten. Beim Monde wurden Neumond und Vollmond bestimmt, beim abnehmenden Monde wurden Stellung und Lage der Hörner genau vermerkt. Mondfinsternisse, Mondhöfe, Verdunkelungen durch Wolken, Vorüberziehen eines Mondhornes vor einem bedeutungsvollen Sterne, das alles erregte die Aufmerksamkeit der Beobachter. Von den Planeten scheint Venus am frühesten beobachtet worden zu sein; jedenfalls sind auch die anderen Planeten und schon in altbabylonischer Zeit in ihrer Besonderheit entdeckt worden. Auch hier werden Erscheinen und Verschwinden, Auf- und Untergang, Begegnungen und Stellungen zu Sternbildern, Glanz, Farbe, Verdunkelung usw. bemerkt. Einige auf-

fallende Fixsterne spielten ebenfalls in der Astrologie eine besondere Rolle.

Endlich gehörte zur Astrologie merkwürdigerweise auch die Beobachtung aller atmosphärischen Erscheinungen, der Wolken, Gewitter, Stürme, Sternschnuppen und Meteore. Die Deutung der Vorzeichen am Himmel erfolgte in ähnlicher Weise wie bei der Leberschau. Wir sagten, daß die Leber des Opfertieres als Sinnbild eines Landes aufgefaßt wurde; in gleicher Weise wird auch der Himmel als Himmelsland betrachtet. Es gibt am Himmel Städte und Flüsse, ebenso auf der Mondfläche einen Teil, der Assyrien, einen anderen, der Elam heißt, usw. Aber hier zeigt sich: der Astrologe interessierte sich gar nicht für die Himmelserscheinungen an sich, für die astronomischen Tatsachen, vielmehr interessierte er sich für kommende Kriege, Aufstände, für Ernten und Jagdergebnisse, Krankheiten, Todesfälle und was dergleichen menschliche Angelegenheiten mehr sind. So wird ihm der blaß scheinende Mond zum Verkünder königlichen Zornes, der rote Glanz des Planeten Mars zum Verkünder von Krieg, das milde Leuchten des Planeten Jupiter zum Anzeichen kommender segensreicher Zeit.

Mit den Gestirnbewegungen kombinieren sich die Kalenderbedeutungen. Auch der Babylonier unterscheidet wie der Mexikaner gute und schlimme Tage. Über den Kalender haben wir ja oben bereits das Grundlegende gesagt.

Uns mag es heute rätselhaft vorkommen, daß aus den merkwürdigen Vorzeichenwissenschaften, wie sie die Babylonier entwickelten, mit den vielen genauen Beobachtungen von allen möglichen Tatsachen aus dem Tier- und Menschenleben und mit ihren sorgsamem und genauen Aufzeichnungen dieser Tatsachen keine Wissenschaft in unserem Sinne, keine Ana-

tomie, Physiologie, Pathologie, keine Naturkunde hervorging. Aus der Astrologie entwickeln sich nun tatsächlich — bei diesem Gebiet ist der Fortgang also ein ganz anderer — eine ganze Reihe astronomischer Erkenntnisse. Dem Astronomen sind die Regeln, die Gesetze, nach denen sich die Erscheinungen am nächtlichen Sternhimmel vollziehen, nach denen die Sterne auf- und untergehen, sich bewegen, einander begegnen oder sich voneinander entfernen, wichtig und interessant. Dem Vorzeichendeuter und Astrologen dagegen im allgemeinen die Ausnahmen, die Abweichungen vom Gewöhnlichen. Der Babylonier nun verbindet in seiner merkwürdigen Wissenschaft beide Interessen. Die Gesetze interessieren ihn, denn sie sind Ausdruck und Zeichen des Willens und der Herrschaft der Gottheit, die in einem wohlgeordneten Gesetzesstaate waltet. Die Ausnahmen sind ihm auch der Beachtung wert, denn in ihnen gibt sich Wille und Absicht der waltenden Gottheit kund, gleichsam wie in einer himmlischen Zeichensprache, die man nur verstehen gelernt haben muß. Diese Ausnahmen haben aber auch nun wieder ihre Regeln, denn sonst würde es sich nicht lohnen, sie in umfangreichen, ausführlichen Listen aufzuzeichnen. Diese Aufzeichnungen sollen es ja gerade möglich machen, den Sinn der Erscheinung bei ihrer Wiederkehr zu verstehen. So bleibt die babylonische Himmelskunde bis in die griechische Zeit hinein Astrologie, aber das astronomische Element, die astronomisch-wissenschaftliche Seite des Gebietes nimmt zu, Sonnenlauf und Mondlauf werden immer genauer berechnet, in persischer Zeit auch die Planetenläufe. Schließlich ist die wissenschaftliche Erkenntnis so weit gediehen, daß man überall Gesetzmäßigkeiten festzustellen, überall die waltenden Regeln anzugeben vermag. Es sind nun keine Ausnahmen

mehr zulässig. Da werden dann nun Astrologie und magische Kalenderkunde in eigentümlicher Weise miteinander zu einer neuen Astrologie verbunden. Diese lehrt, daß die Stellung der Gestirne an bestimmten Tagen des Kalenders für den Menschen, der an solchen Tagen geboren, oder für ein Vorhaben, das an diesem Tage begonnen wurde, bedeutungsvoll sei, daß in ihnen sich bereits das vorbestimmte Schicksal ausspreche und ankündige. So entstand jene Form der Astrologie, die auch heute noch in unseren Verhältnissen ausgeübt wird.

Das zweite Hauptgebiet babylonischer Wissenschaft bilden die Lehren und Mittel zur Beeinflussung des 'göttlichen, dämonischen und menschlichen Willens: das sind die Zauber- und Sühnewissenschaften, zu denen auch die magische Medizin zu rechnen ist.

Die Ausübung der Heilkunst war auf das engste verknüpft mit dem Gebrauche von Zauberformeln, Beschwörungen, Gebeten, Riten und Zeremonien. Die Beschwörungsformeln waren zum Teil noch in der Sprache der Sumerer, der Vorgänger der Babylonier im Besitze des Landes, abgefaßt und zum Gebrauch am Krankenlager bestimmt. Als besonders nützlich für die Erkenntnis einer bestimmten Krankheit und ihre Beeinflussung galt es, wenn man vor dem Beginne mit den heilkräftigen Zauberformeln ein Bild der Krankheit entwarf, eine Art Darstellung ihres Wesens gab. Dadurch erleichterte man es dem Kranken, sich ganz in die heilenden Worte zu versetzen, sich ganz den Suggestionen, die ihm Heilung bringen sollten, hinzugeben. Auch indische Heilkünstler legen ihren Einwirkungen oft ein Bild der Krankheit zugrunde, das den wirklich anatomischen Verhältnissen des erkrankten Körperteiles vielfach gar nicht entspricht. Man

ist oft europäischerseits darüber sehr befremdet gewesen, muß sich aber vergegenwärtigen: nicht auf die sachliche Richtigkeit des Bildes kommt es an, sondern auf die Ge-eignetheit des Bildes, als Grundlage für eine dem Kranken suggestiv heilsame Ausdeutung zu dienen. Wir haben bereits kennengelernt, wie wirksam Suggestionen sein können, wie stark sie tatsächlich auch das leibliche Leben des Menschen zu beeinflussen vermögen.

Die in den babylonischen Texten genannten Krankheiten sind sehr mannigfaltig. Wir lesen in den alten Schrifttafeln von einer allgemeinen Kopfkrankheit, von Haar-, Gesichts-, Augen- und Ohrenleiden, von Erkrankungen der Nase, des Mundes, der Zunge, der Lippen und Zähne, von Nacken-, Brust- und Herzkrankheiten, von erkrankten Armen, Fingern, Füßen und Nägeln und von Haut- und Geschlechtskrankheiten. Besonders genannt werden außerdem „vergiftete Glieder und Vergiftungen durch den Stich des Skorpions und den Biß der Schlange.“ Neben Frauenkrankheiten werden Kinderkrankheiten genannt mit der besonderen Anweisung: über dem Bette des Kranken zu seinem Haupte Zaubersprüche aufzuhängen. Auch für Geisteskrankheiten, deren Entstehung bezeichnenderweise der Wirkung böser Dämonen und einer Art Hexen zugeschrieben wird, gab es besondere Sammlungen von Beschwörungsformeln. Eine besondere Stellung nehmen Heilweisen ein, bei denen Verbrennungszeremonien eine besondere Rolle spielen. Die Untaten der Hexen werden genau beschrieben und die Hexen werden auch selbst genau unterschieden: es gibt solche mit bösen Augen, mit böser Zunge, mit bösem Mund usw. Um den unheilvollen Einfluß dieser unheimlichen Wesen zu beseitigen, fertigte man Figuren an, die diese selbst dar-

stellen sollten, und verbrannte solche Bilder in einer besonderen Zeremonie. Vermutlich haben wir hier die Urform der Hexenverbrennungen vor uns, die im europäischen Mittelalter eine so große Rolle gespielt haben. Ein Beispiel einer babylonischen Hexenbeschwörung sei hier mitgeteilt (nach Bezold): „ Wer bist du, Geisterhexe, in deren Herz das Wort meines Unglücks wohnt, auf deren Zunge meine Verzauberung entstand, auf deren Lippen meine Vergiftung entstand, in deren Fußstapfen der Tod steht? Du Hexe, ich packe deinen Mund, ich packe deine Zunge, packe deine funkelnden Augen, packe deine behenden Füße, packe deine ausschreitenden Knie, packe deine fuchtelnden Hände, binde dir die Hände auf den Rücken. Der leuchtende Mondgott vernichte deinen Körper, werfe dich in einen Schlund von Wasser und Feuer! Wie der Umkreis dieses Siegels möge dein Gesicht, du Hexe, fahl werden und erblassen.“ —

Die Welt hat nach der Lehre der Babylonier manche Ähnlichkeit mit der Welt, wie wir sie aus der altmexikanischen Mythologie her kennen.

Die Welt zerfällt zunächst in Himmel, Erde und Unterwelt. Diese Dreiteilung erstreckt sich sowohl auf die niedere Welt der Menschen als auch auf die höhere Welt der Götter. Das dreigeteilte menschlich-irdische All hängt oder schwebt in einem dreigeteilten göttlich-himmlischen All. Dabei entspricht dem himmlisch-göttlichen Erdreiche die irdische Erde.

Die irdische Erde wurde gegründet, damit den Göttern würdige Orte zur Verehrung und Anrufung erbaut werden könnten. Das ist ja ein hervorstechender Zug auch der altmexikanischen Weltanschauung, daß die Menschenwelt nur der Verehrung der Götter wegen da ist.

Dem höchsten göttlichen Himmel, über dem die höchste Gottheit thronet, entspricht im irdischen All der Luft- und Wolkenhimmel. Die Erdregion des Himmels der Götter, die himmlische Erde, wenn man sich so ausdrücken kann, führt in Stufen empor, und zwar in sieben. Diese sieben Stufen haben eine astronomische Bedeutung, sie entsprechen den sieben Planeten und ihren Bewegungssphären, die die alten Babylonier unterschieden. Die gestuften Tempeltürme sind das Abbild solcher Anschauungen, sie stellen die Himmelsstufen dar, die zu einer Spitze hinaufführen, die in den obersten Himmel ragt. Wir erwähnten ja oben, daß, wie im alten Mexiko, auch in Indien die Auffassung der Welt als eine riesige Stufenpyramide geläufig ist.

Die Erde der Menschen ruht auf dem irdischen Ozeane, der sie rings umspült. Vom Himmelsozean ist sie durch den Totenfluß, dem wir auch in Mexiko, Peru, Altgriechenland usw. begegnen, getrennt.

Die Unterwelt wird das „Land ohne Heimkehr“ genannt, das ist eine Bezeichnung, deren Sinn auch im alten Mexiko zum Ausdruck kommt, wenn von dieser Region gesagt wird, daß dort die „Türen links“, d. h. verschlossen, seien und eine Rückkehr unmöglich machen.

Im übrigen ist in ähnlicher Weise wie im alten Mexiko auch in Babylon die Zahl vier als Einteilungsprinzip in mannigfacher Weise geltend. —

Den vier Ecken der Welt werden die vier Planeten: Jupiter, Merkur, Mars, Saturn zugeteilt. Wenn der Planet Venus in dieses System hineingenommen wird, bezeichnet er die fünfte Richtung, die Richtung nach oben. Dabei gelten die vier Weltecken wieder als Gegenbilder anderer Elemente. Der östlichen Ecke entspricht der Planet: Jupiter, die

Tageszeit: Morgen, die Jahreszeit: Frühling; — der westlichen Ecke der Gott: Nabû, der Planet: Merkur, die Tageszeit: Abend, die Jahreszeit: Herbst; — der nördlichen Ecke der Gott: Nergal, der Planet: Mars, die Tageszeit:



Abb. 21. Beispiel gleichartiger Symbolik. Peru: Darstellung von einem Tongefäße mit Schlange im Zentrum. Am Rande religiöse Symbole. Chimbote

(Nach Baeßler)

Mitternacht, die Jahreszeit: Winter; — der südlichen Ecke der Gott: Ninib, der Planet: Saturn, die Tageszeit: Mittag, die Jahreszeit: Sommer.

So finden wir auch hier in erkennbarer Weise Einteilungen und Systeme, wie wir sie früher an Beispielen nordamerikanischer Indianer und der Eingeborenen von Neuguinea anlässlich einer Charakterisierung des klassifizierenden Denkens kennengelernt haben.

Mit den Göttergestalten sind in Babylon vielfach Tiere verbunden. In Mexiko haben wir einige tiergestaltige Gottheiten, wie den Gott Tepeyollotli, den Gott der Höhlen, der in Jaguargestalt auftritt; die Götter sind in Mexiko jedoch



Abb. 22. Beispiel gleichartiger Symbolik. Babylon: Darstellung mit Schlange (Gottheitssymbol) im Zentrum. Sogeannter Grenzstein; 1189—1177 v. Chr. 1 Mond, 2 Stern der Ischtar, 3 Sonnenscheibe, 4 und 5 Götterthronen mit Götterkronen
(Nach Jastrow-Hinke)

zumeist nicht mehr selbst tiergestaltig, sondern tragen nur noch als Abzeichen oder Ausstattung eine Tiermaske oder einen Tierfellüberwurf. Das scheint darauf hinzuweisen, daß man früher einmal die waltenden Triebe und Kräfte, welche die Substanz der Gottheiten und Dämonen bilden, in der

Form von Tieren zu erkennen glaubte, später aber nicht mehr.

Wir sagten ja in der allgemeinen Erklärung des Götter- und Dämonenglaubens, daß der Homo divinus in einer frühen Zeit die Leidenschaften und Gefühle, Furcht, Haß, Wunsch, Sehnsüchte, Hoffnungen, Erwartungen, die ihn beherrschen, als Dämonen und Gottheiten erlebt, die in der Außenwelt eine uns zunächst rätselhaft erscheinende Eigenexistenz zu führen scheinen. Der Mensch findet ja in der Außenwelt Gegenbilder für diese Leidenschaften, Gefühle usw., die ihm gleichsam wie ihre Verkörperungen, Versinnbildlichungen vorkommen. Anfangs findet der Mensch solche Gegenbilder, wie wir es nannten, in den Tieren seiner Umgebung, der Mexikaner in Jaguar, Hirsch, Kaninchen, Adler usw. Später genügen ihm diese Tiere als Gegenbilder nicht mehr; es tritt eine große Wandlung ein. Der Mensch findet dann die Gegenbilder wohl vornehmlich in den Gestirnen mit ihrem Laufe, mit ihren Auf- und Untergängen. Es ist also eine große Sinnesänderung eingetreten. Die einstige Verbindung der göttlichen, dämonischen Mächte mit Tieren zeigt sich dann später nur noch daran, daß sie als Abzeichen, Tracht, Ausstattung, Tiermasken, Tierfelle oder Tierwappen tragen. Häufig sinken auch die Tiergestalten zu übersinnlichen Gestalten niederen Ranges herab, während den Gestirngottheiten ein höherer Platz als lichtvollen Gestalten in der Mythologie eingeräumt wird. Die Dämonen sind in solchen Fällen verbunden mit allerlei magischen Zaubereien von Schwarzkünstlern, die nur gering geachtet, wohl aber gefürchtet werden. Wie stark es der menschlichen Natur eingeboren ist, gewisse Grundtriebe in der Form von Tieren zu sehen, das offenbart noch der Traum, dessen Symbolik

die neuere TraumpsychoLOGIE aufzudecken beginnt. Ohne einen großen Teil von deren Deutungen anerkennen zu können, läßt sich doch so viel sagen, daß man für eine ganze Reihe von Begierden und Süchten das „symbolische Traumtier“ mit ziemlicher Sicherheit anzugeben in der Lage ist.

In einer späten Zeit richtet sich auf die Gestirngottheiten der offiziell anerkannte Kultus, der von der damit beauftragten Priesterschaft zelebriert wird. Diesen Entwicklungsgang von der Ablösung der tierisch-dämonischen Gestalten durch Gestalten, die mehr astronomische Bedeutung haben, die mehr astrale Gottheiten sind, können wir nun im alten Babylon gut erkennen. Wir finden nämlich, daß einige Gottheiten ihre symbolischen Tiere haben. Wir finden auch eine besondere Klasse von niederen Dämonen, deren Anrufung oder Beschwörung Sache von Schwarzkünstlern niederen Ranges ist. Ihre Schwarzkunst gilt bereits als verwerflich, und ein Gesetz bedrohte ihre Hexereien mit dem Tode. So sind in Babylon noch zwei Stufen religiöser Entwicklung, die wir auch anderswo nachweisen können, mit Deutlichkeit festzustellen: der Dämonenglaube, der hauptsächlich tierische Gestalten verehrt, und der Glaube an Gestirngottheiten. —

Die interessantesten Stücke der mythologischen Literatur Assyrien-Babyloniens sind die Legenden, besonders die Sage von der Erschaffung der Welt. Es heißt auf einer Keilschrifttafel: „Als droben der Himmel noch nicht benannt war, drunten die Erde noch keinen Namen führte, als die Wasser des uranfänglichen Ozeans sich noch nicht mit der Urflut Tiâmat mischten, mit der Urflut, die die Gebärerin ihrer aller ist, als noch kein Feld gebildet, kein Sumpfland zu sehen war, als von den Göttern noch keiner war, keiner

einen Namen führte . . .“, so beginnt die leider uns nur lückenhaft erhaltene babylonische Schöpfungsgeschichte, aus der sich jedoch soviel ergibt, daß mit den Göttern auch der Schöpfergott Marduk geschaffen wurde, und aus der wir auch erfahren, daß sich die genannte Tiâmat, das weibliche Element der Urflut, gegen die neugeschaffenen Götter empört. Marduk wird nun von den Göttern wegen seiner Wunderkraft ausgewählt, den Kampf mit ihr auszufechten. Er besiegt die Tiâmat und spaltet sie in zwei Hälften, deren eine er zum Himmelsdache macht. In diese Sage spielt sicher das Schicksal des Mondes hinein, der ja in seinem Laufe in zwei Hälften, eine dunkle und eine lichte, geteilt wird, gleichsam sich spaltet. Auch in der mexikanischen Mythologie erfahren wir von einer Göttin Coyolxauh, die besiegt und enthauptet wird, und die nach manchen Anzeichen sicher eine lunare Gestalt ist. Eine spätere Tafel des babylonischen Textes berichtet dann über die Erschaffung des Menschen, wie es heißt, „aus Blut und Gebein, daß er die Erde bewohne und ihm auferlegt sei der Dienst für die Götter.“ Marduk ließ einem der Götter den Kopf abhauen, vermischte das entströmende Blut mit Lehmerde und formte daraus den Menschen. — Noch genauer als die Schöpfungslegende ist die babylonische Sintfluterzählung bekannt, die den elften Gesang eines großen babylonischen Nationalepos' bildet. Die Erzählung beginnt mit einem Beschluß der Götter, über die sündige Menschheit ein Strafgericht zu verhängen. Indes der Gott Ea wünschte einen besonders frommen Mann dem hereinbrechenden Verderben zu entreißen. Er offenbart ihm im Traume die bevorstehende Sintflut und befiehlt ihm ein Schiff zu bauen, um sich und seine Familie zu retten. Der fromme Mann gehorcht dem Befehle des wohlmeinenden

Gottes, verfertigt eine Arche, belädt sie mit Gold, Silber und, wie es im Texte heißt, „Lebenssamen aller Art“ — bringt in das Schiff seine ganze Familie und alle seine Angehörigen, dazu auch Vieh und Getier des Feldes und verschließt auf ein mit ihm von dem Gotte verabredetes Zeichen die Tür des Schiffes. Dann bricht die Sintflut herein, deren Schilderung anhebt: „Als das Morgenrot aufleuchtete, da stieg vom Grunde des Himmels eine schwarzdrohende Wolke empor. Darinnen donnerte der furchtbare Sturmgott, und Nebo und Merodach schreiten voran und ziehen gleich Herolden über Berge und Länder. Die Schiffsanker reißt Nergal los, Ninib geht vor in furchtbarem Ansturme. Die Annunaki erheben ihre Fackeln und lassen das Land in ihrem Glanz erglühen. Des Sturmgottes Ungestüm dringt bis zum Himmel hinan, und alles Licht wandelt sich zur Finsternis.“ — Sechs Tage fegte der Orkan in furchtbarem Ungestüm über die Flut dahin, endlich am siebenten Tage beruhigte sich das Meer, und die Sturmflut ebte zurück. Die Arche bleibt auf der Spitze eines hohen Berges sitzen. „Da ließ ich“, so erzählt der fromme Mann aus der Arche, „eine Taube ausfliegen, aber sie kam zurück, weil sie sich nirgends niedersetzen konnte.“ Darauf läßt er eine Schwalbe aufsteigen, doch auch diese läßt sich bald wieder auf der Arche nieder. Schließlich fliegt ein Rabe fort und kommt nicht zurück. Da ließ der fromme Mann alles, was in der Arche war, hinaus, stellte sieben kostbare Gefäße hin und opferte Kalmus, Zedernholz und Myrthe. Die Götter genießen den süßen Duft von dem aufsteigenden Rauche des Opferfeuers, aber der Gott, der die Sintflut erweckte, ist erzürnt, daß einige Lebewesen seinem furchtbaren Gericht entronnen sind. Er wird indessen besänftigt, und es wird

ihm zugesagt, daß er künftig die Menschen durch Hungersnot, Pestilenz, sowie wilde Löwen strafen und peinigen könne. Dann werden der fromme Mann und sein Weib gesegnet und zu den Göttern erhoben. Der Leser wird sich bei dieser Sage sicher des altvertrauten alttestamentlichen Sintflutberichtes erinnern haben. Die jüdische Legende ist ja auch aus der babylonischen hervorgegangen.

Siebentes Kapitel

Religiöse und magische Lehren im alten Ägypten

Auch die Spuren der altägyptischen Kultur reichen wie die der babylonischen Kultur in eine sehr frühe Zeit zurück. Unsere Kenntnis umfaßt mit mehr oder minder großen Lücken einen Zeitraum, der im vierten vorchristlichen Jahrtausend beginnt.

Wir finden in der altägyptischen Religion vielfach Züge, die uns auch von anderen Völkern her bereits vertraut sind. Die Welt ist mit einer großen Zahl von Göttern bevölkert, deren Lebensraum in den Mythen in anschaulicher Weise geschildert wird.

Von den Göttern dachte sich dieses alte Kulturvolk — über die Tiergestalt von Gottheiten haben wir allgemeine Erörterungen bereits im vorigen Kapitel gebracht —, daß sie sich den Menschen in der Gestalt von Stieren, Böcken, Krokodilen, Schlangen, Falken, Ibissen zeigten.

Der Himmel war in der Lehre Altägyptens der Bauch einer riesigen Kuh, deren Füße auf der Erde stehen; oder er war der Leib einer Frau, die sich über die Erde beugt. Dann galt der Himmel aber auch als ein Meer, auf dem Sonne und Mond in Barken fahren, ein überschwemmtes

Land, in dem Inseln liegen und Deiche Straßen bilden, an dem im Osten ein Palast oder der Baum der Götter steht. Die Sonnenstraße teilt das Land in eine Nord- und Süd-
hälfte. Nach wieder einer anderen Auffassung ist der Himmel eine Platte, von der die Gestirne wie Lampen herabhängen. Sie wird getragen von vier Bergen, die auf den Ecken der Erdplatte, in deren Mitte Ägypten liegt, stehen. Nach der letzten Auffassung ist also auch Ägypten ein „Reich der Mitte“, wie ja auch die Chinesen ihr Land zu bezeichnen pflegen.

Die Sonne und die Gestirne zogen also nach alt-
ägyptischer Auffassung in Schiffen ihre Bahn über den Himmel wie die Schiffe an den Gestaden des Nilstroms. Himmel und Sonne waren die erhabensten Gottheiten. Die Himmels-
göttin war die Mutter, die die Sonne täglich neu gebiert; die Sonne aber dachte man sich entweder als einen riesigen Falken, der mit glühenden Augen — in Mexiko wird die Sonne als Adler aufgefaßt — über den Himmel fliegt oder in einem sehr seltsamen Vergleich als einen enormen Mist-
käfer, der, wie es die Lebensgewohnheit dieses eigen-
artigen Tieres ist, eine Kugel, aus Unrat geformt, hinter sich her wälzt. Aber man faßte die Sonne auch gelegentlich als König der Welt auf, der sein Reich im Schiffe durchfahre und abends im Westen in das finstere Land der Toten ge-
lange, das er am Morgen wieder verlasse. Er hat, wenn er falkenköpfig dargestellt wird, auf seinem Haupte die Sonne; um diese ringelt sich seine furchtbare Dienerin, die flammen-
speiende Schlange, die seine Feinde vernichtet. Denn zahl-
reiche Ungeheuer bedrohen ihn, vor allem die furchtbare Wolken- und Gewitterschlange (eine Wolkenschlange finden wir auch in Mexiko). Aber niemand kann dem Gott etwas

anhaben. Er vollendet glücklich seine Fahrt über den Himmel und gelangt zur Abendzeit an die westliche Bergwand, wo ihn die Göttin des Westens empfängt. Hier verläßt er seine

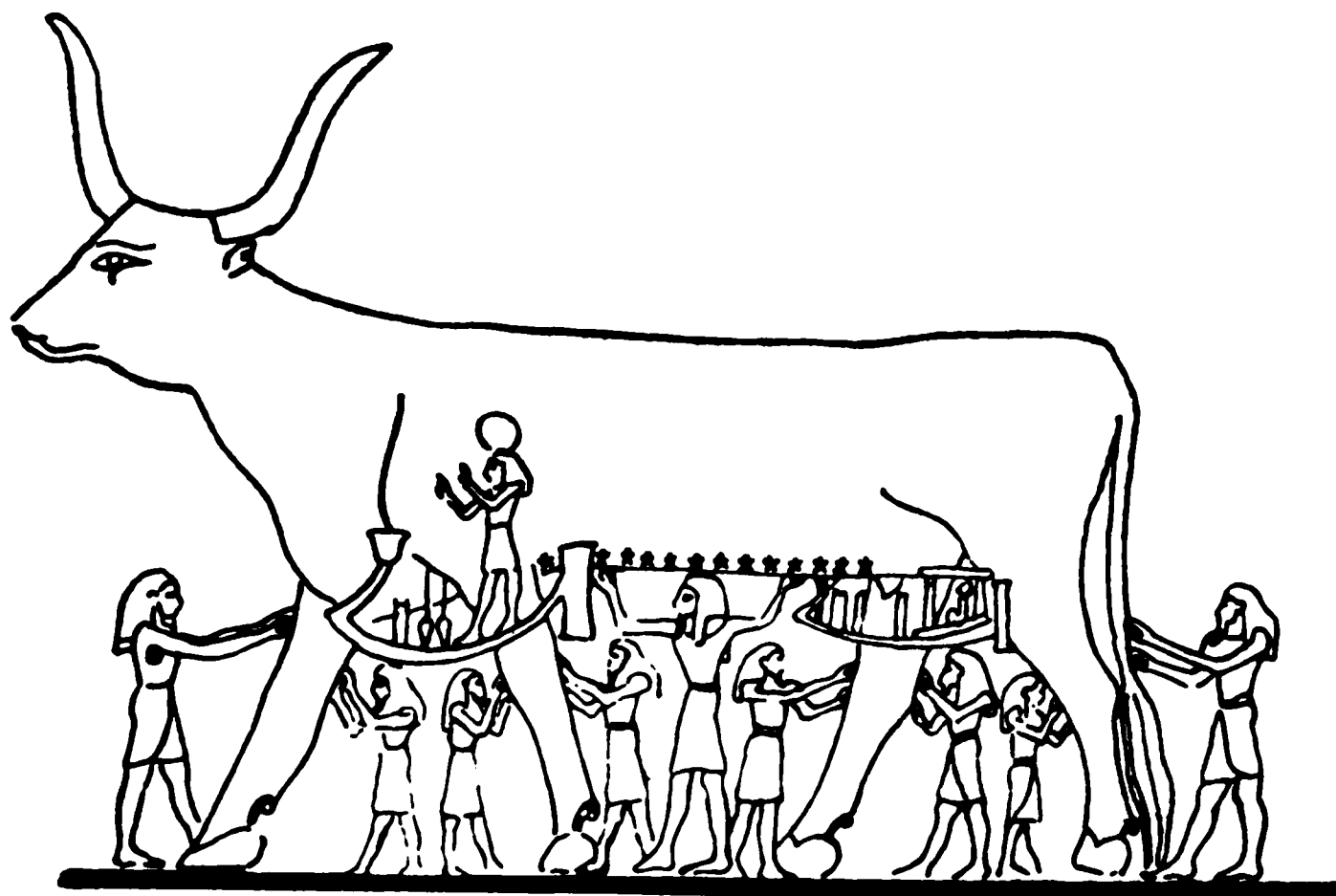
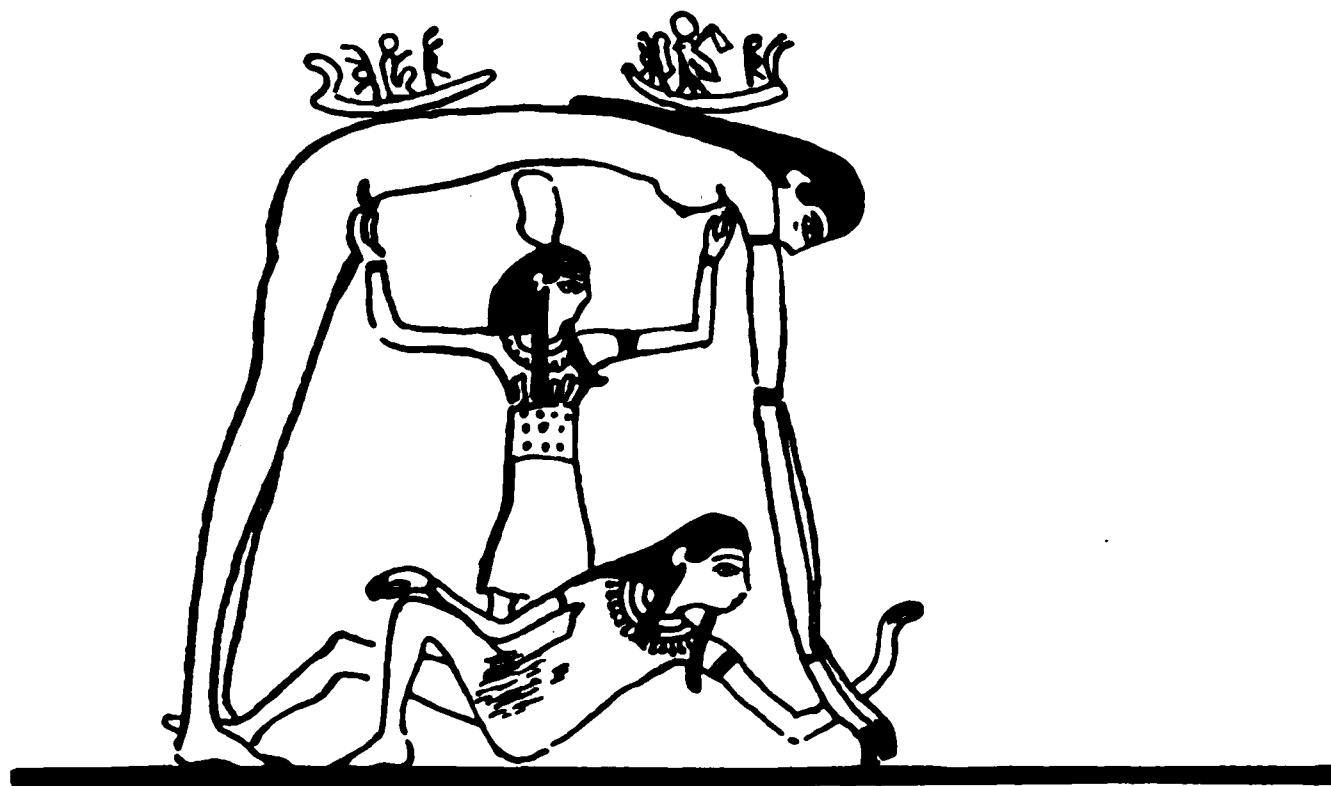


Abb. 23 und 24. Kosmologische Darstellungen aus Altägypten nach Erman. Oben: Trennung von Himmel und Erde; Schu hebt die Himmelsgöttin Nut hoch, unten liegt der Gott Keb. Unten: Der Himmel als Kuh dargestellt (Grab Sethos I.)

Morgenbarke, in der er am Tage gefahren ist, und besteigt die Abendbarke, um seine nächtliche Fahrt durch die Unterwelt zu beginnen. Die Toten in ihren Höhlen empfangen ihn freudig, sie erheben ihre Arme, preisen ihn und entbieten ihm ehrfurchtsvoll ihren Gruß. In einem Texte heißt es (nach Erman): „Sie erheben ihre Arme und preisen ihn, ihre Augen öffnen sich wieder bei seinem Anblick, und ihr Herz jauchzt, wenn sie ihn anschauen. Er hört die Gebete derer, die im Sarge liegen, vertreibt ihr Leid und verjagt ihr Böses. Er gibt ihrer Brust wieder Atem.“ — Da die frischen Winde der Oberwelt keinen Zugang in diese tiefen Regionen haben, so ergreifen die Toten den Strick am Vorderteil des Schiffes und ziehen es fort, so wie man auf Erden die Nilschiffe bei schlechtem Wetter zu ziehen pflegt. Verläßt der Gott dann am Morgen die Unterwelt wieder und zeigt sich am östlichen Horizonte bei dem sagenhaften Berge Bech, so spendet er allen Wesen Leben und Freude. Wenn die Paviane bei Sonnenaufgang lärmen und kreischen, so tun sie das, um den Sonnengott auf ihre Weise zu preisen. Die frommen Menschen aber erheben ihre Hände zum feierlichen Morgen- gesang und sprechen also: „Preis Dir, der im Ozean des Himmels strahlend aufgeht und Ägypten erleuchtet mit seinem Glanze. Lob Dir, rufen die Götter im Umkreise, und die Menschen leben auf und jauchzen Dir entgegen. Die Götter von Helio- polis jubeln ihm zu, und die Götter der beiden Hauptstädte preisen ihn. Heil Dir, rufen die Tiere allüberall, und die Paviane lassen ihre frohen Schreie erschallen. Deine Schlange fället Deine Feinde. Du jauchzst in Deinem Schiffe, Deine Mannschaft frohlockt, und Dein Herz ist froh, Herr der Götter, über die, die Du geschaffen hast. Sie preisen Dich, und die Himmelsgöttin erglänzt im Blau neben Dir.“

Der Mond scheint neben der Sonne von geringerer Bedeutung gewesen zu sein. Er war Vertreter und Gehilfe des Tagesgestirnes. Man dachte ihn sich gelegentlich als Ibis, vielleicht weil der gebogene Schnabel dieses Vogels an die Mondsichel erinnert.

Der Sternenhimmel in seiner Gesamtheit erscheint bald als weitverzweigter Baum, unter dem die Götter sitzen, bald als Schwalbenschwarm, den die Götter auffliegen lassen, ein andermal sind die Sterne Kinder des Himmels, die, mit Kränzen an Haupt und Hals, auf die Meerflut niedersteigen, oder Götter, die in Booten den Himmelsozean befahren.

Über die Entstehung der Welt erfahren wir das Folgende. Ursprünglich existierte in der Welt nichts als ein großes Gewässer. Aus ihm blühte die Lotosblume auf. In dieser saß der junge Sonnengott, der später der Schöpfer aller Dinge wurde. Er befruchtete sich selbst, und aus seinem Munde trat das erste Götterpaar hervor. Dieses Götterpaar sind die Stammeltern aller Götter. Die Kinder sind der Erdgott Keb und die Himmelsgöttin Nut, die anfänglich fest aufeinander lagen. Ihr Vater aber stemmte sich zwischen sie und hob die Himmelsgöttin Nut zu schwindelnder Höhe empor. Die Himmelsgöttin riß mit sich: Sonne, Mond und alle Gestirne, die seitdem von der Erde getrennt sind.

Diese Sage erinnert in merkwürdiger Weise an Sagen, die in der Südsee, unter anderem in Neuseeland, in Umlauf waren: „Der trennende Gott ist die Sonne. In der Nacht liegen Himmel und Erde flach aufeinander, zwischen ihnen sind alle Wesen in Dunkel verborgen. Auch die Sonne, wenn sie im Osten erscheint, liegt gedrückt zwischen beiden, aber sie stemmt sich, hebt sich, wächst an, und wie sie den Himmel

von der Erde reißt, verbreitet sie über alles Lebende Licht und Bewegung.“ (Schirren.) Eine ähnliche Sage erzählen sich auch nach Frobenius die afrikanischen Yoruba: „Die beiden Gottheiten des Himmels und der Erde lagen im Anfang in einer Kalebasse dicht aufeinander gepreßt, bis sich ein Streit entspann, bei dem der Himmelsgott der Göttin ein Auge ausriß. Da sprangen die Kalebassendeckel auseinander.“

(Übrigens ist wohl auch die berühmteste aller ägyptischen Göttinnen, die Isis, ursprünglich eine besondere Form der Himmelsgöttin gewesen. Freilich ist ihre Gestalt später so von der Sage verändert und in das Menschliche gezogen, daß von ihrem ursprünglichen Charakter als Himmelsgöttin nur schwer noch etwas zu erkennen ist.)

Am Haupte des Sonnengottes leuchtet sein Auge, die Sonne. Einmal, so heißt es in einer merkwürdigen Sage, verließ das Auge seinen Herrn, und als es zurückkehrte, fand es, daß ein anderes Auge an seiner Stelle gewachsen war. Da fing es an zu weinen, und aus seinen Tränen bildeten sich die Menschen.

Eine andere Sage, die Naturerscheinungen als Motiv in sich aufgenommen hat, ist die Sage von dem guten Gott Osiris. Sie ist von großem Einfluß auf die mythologischen und religiösen Anschauungen des ägyptischen Volkes gewesen. Es ist der Wechsel im Wachstum der Pflanzenwelt, der in ihr zum Ausdruck kommt. Das Ersterben und Wiedererwachen der Vegetation wird in mythologischer Bildhaftigkeit erzählt. Das Ersterben in den Zeiten sommerlicher Dürre, das Wiedererwachen in der Zeit, die der fruchtbringenden Überschwemmung des Nilstromes folgt. Osiris, der Sohn des Erdgottes und der Himmelsgöttin, regierte glücklich über die Menschen, bis er von seinem bösen Bruder, dem Gotte Seth,

ermordet und ins Wasser geworfen wurde. Seine Gattin Isis aber zog ihr Kind, den Horus, in der Verborgenheit auf, und als Horus herangewachsen war, rächte er seinen Vater und besiegte den Seth in einem furchtbaren Kampfe. Beide Götter wurden dabei verwundet, aber wieder geheilt. Die versammelten Götter hielten danach Gericht ab und fanden, daß alle Anklagen, die der heimtückische Seth gegen Osiris und Horus erhoben hatte, falsch waren. Sie gaben dem tapferen Horus den Thron seines Vaters. Osiris aber erwachte zu neuem Leben und wurde König der Toten. Diese Sage, die wir hier in aller Kürze erzählen, hat schon in früher Zeit sich über Ägypten verbreitet und die ganze ägyptische Religion, den ganzen Tempelkultus beeinflußt, und zwar so sehr, daß wir uns nur schwer ein Bild machen können von der Religion der Ägypter jener Zeit, in der die Osirissage noch nicht ihre zentrale Bedeutung hatte. Insbesondere beeinflußte diese Sage die Vorstellungen der Ägypter vom Leben nach dem Tode. Wie Osiris auferstanden war, wie er im Totenreich ein zweites Leben führte, so dachte man, daß auch dem menschlichen Toten ein gleiches Schicksal beschieden sei, und man traf Vorsorge, den Leichnam durch Grabanlage usw. vor der Verwesung zu schützen. Wie Osiris recht bekommen hatte, weil er gerecht und ohne Sünde befunden war, so mußten auch die Menschen sündlos sein, wenn sie nach dem Tod in seinem Reich Aufnahme finden wollten.

Die Vorgänge, die in der Osirissage enthalten sind, fanden eine Darstellung, die wir wohl als erste Anfänge eines Dramas ansehen dürfen. In der Hauptsache werden wir wohl nur an eine Art von Aufzügen und ganz einfachen mimischen Wiedergaben der Hauptereignisse der Sage denken dürfen, die von Opferhandlungen, Hymnen, rituellen Gebeten unter-

brochen wurden. So zeigt sich auch hier, daß alles Dramatische seinen Ursprung im Kultischen, Liturgischen hat.

Bei den kultischen Handlungen und heiligen Riten, die ausgeführt wurden, galten die Priester als Vertreter des Königs. An seiner Stelle brachten sie den Götterbildern täglich Speise und andere Opfer dar.

Was die Götterwelt anbetrifft, die die höheren Weltbereiche belebte, so läßt sich sagen: Das Herrscherhaus, das in Ägypten gerade am Ruder war, gab den Göttern seiner eigenen Heimat den Vorzug und führte den Kultus seiner Heimatgötter auch in anderen Städten, in denen man sie vordem nicht verehrte, ein. Durch die Bevorzugung bestimmter Gottheiten von dem jeweils herrschenden Königsgeschlecht erhielt auch der Gott Amon seine zentrale Bedeutung. Der Gott Amon, ursprünglich nur der Gott einer bestimmten Landschaft, wurde dem Sonnengott Re gleichgesetzt. So finden wir dann die Gestalt des Amon-Re für Jahrhunderte als den Herrscher der ägyptischen Götter. Gegen Ende des fünfzehnten vorchristlichen Jahrhunderts versuchte nun König Amenophis IV. den alten Sonnengott, der durch die Verehrung des Amon-Re in den Hintergrund gedrängt war, wieder zum obersten Gotte des Reiches zu machen, wieder in seine früheren Rechte einzusetzen. Er versuchte den Amon-Re aus dem Gedächtnis der Menschen zu tilgen und scheute sich nicht, wo immer er in einem Tempel oder einem Grabe den Namen dieses Gottes in einer Inschrift fand, diesen auszumeißeln. Er hat auch die Residenz seiner Väter verlassen und hat sich und dem von ihm besonders verehrten Gotte zu Tell Amarna eine neue Stadt gebaut. Er hat endlich sogar seinen eigenen Namen Amenophis abgelegt, da dieser Name mit dem verpönten Namen Amon gebildet war. Indessen hat er nicht vermocht, seine Pläne endgültig durchzusetzen,

sondern nur vorübergehende Erfolge geerntet. Als Amenophis IV. starb, da haben seine Nachkommen es bald für gut befunden, Frieden mit der erzürnten Priesterschaft zu schließen und den Dienst des Amon wieder in althergebrachter Weise zuzulassen. Ja, der Kultus dieses Gottes kam nun gleichsam zu besonderer Blüte. Es mutet einen an, als habe man wie zur Sühne Riesentempel errichtet. Die alte Religionsform hatte gesiegt, und künftig hat niemand mehr versucht, etwas an ihr zu ändern.

Neben den hohen Göttern verehrte namentlich das niedere Volk allerlei Dämonen und heilige Tiere. Unter den Gebildeten machten sich gewisse monotheistische Tendenzen, gewisse Neigungen zum Glauben an einen alleinigen Gott vielfach geltend. Man sah die einzelnen Götter mitunter nur als die Formen, als die Offenbarungen einer einzigen Gottheit an, die in den zahlreichen Göttern der Sagenwelt eben verschiedenerelei Gestalt annahm.

Ähnliche Bestrebungen finden wir auch im alten Peru, Mexiko und Babylon. In Mexiko knüpften sie an den Gott Quetzalcouatl, den Heiland der Azteken, an, den wir oben besprochen haben.

Indessen haben die monotheistischen Tendenzen keine religionsändernden Folgen gehabt. Vielleicht weil politische Schicksale um die Wende des ersten Jahrtausends vor Christus den Fortgang aller Wandlungen und Entwicklungen verhinderten.

Dieses alles mag dem Leser ein Bild von der Religion des Nilvolkes geben, dessen magische Lehren wir nun eingehender betrachten wollen.

Die Zauberei scheint in Ägypten in besonderer Weise im Totenwesen ihren Rückhalt gehabt zu haben. Man pflegte

nämlich den Toten allerlei Gegenstände mit ins Grab zu geben, die ihnen bei ihrem späteren Leben nützlich sein sollten. Diese Dinge werden zu Amuletten. Anfangs gibt man dem Toten Gegenstände mit, die ihm in seinem späteren Leben Brot, Wasser, Diener, Frauen verschaffen sollen. Bald aber gibt man auch allerlei rein magische Dinge mit, einen Zauberknoten, der vielleicht mit einem Symbole des Lebens identisch ist, sowie das Horussonnenauge. Auch benutzte man Sprüche und käferförmige Steine, die bei dem Gerichte, das über die Toten gehalten wurde, an Stelle des Herzens geprüft werden konnten, sowie auch Figuren, die für den Toten eintreten sollten, wenn er in dem jenseitigen Reiche zur Teilnahme an der mühsamen Ackerarbeit aufgefordert wurde. Auf den Wänden der Pyramiden, die ja Sepulkralmonumente, nämlich die Grabstätten der Könige und imponierende Zeugen ihrer Macht sind, befinden sich mitunter umfangreiche Texte, Sammlungen von Opferriten und Zaubersprüchen, die dem Toten den Besitz von Essen und Trinken, einen Platz im Himmel, in der Sonnenbarke, in der Halle der großen Götter oder im Gefilde der Seligen zusichern.

Die ägyptische Totenwelt zerfällt — so lehrt uns ein alter Text, das sogenannte „Buch von dem, der in der Unterwelt ist“ — in zwölf Teile, die den zwölf Stunden der Nacht entsprechen, und die als Felder oder Höhlen bezeichnet werden. In ihnen hausen zahlreiche Götter und Geister von Verstorbenen. Auch eine Stadt pflegte in jeder Höhle zu sein, und irgendein Gott führte in ihr die Herrschaft. Wir erinnern uns hierbei, daß auch im alten Mexiko nach den Feststellungen Selers die Zahl der Unterwelten den Stunden der Nacht entsprach.

Die Säрге, in denen man die Toten barg, sind Truhen mit vier Eckpfosten, die sich bis über den gewölbten Deckel

erheben. Auf diesen Pfosten sitzen vier Falken, und auf den Deckel setzte man einen Schakal; diese Holzfiguren stellen die Gottheiten dar, die einst den Sarg des Osiris geschützt haben.

Ein zweites Gebiet, in dem magische Kenntnisse von Bedeutung waren, ist die Medizin. Von allen Wissenschaften des alten Ägypten genoß die Medizin im Auslande den größten Ruf, wofür ein klassischer, verhältnismäßig später Zeuge Homer ist. In der Medizin finden wir eine gut ausgebildete Lehre von den Anzeichen der Krankheit. Wir begegnen da feinen Unterscheidungen aller möglichen, insbesondere äußerlich sichtbaren Leiden. Es wurden Augen- und Hautkrankheiten genau beobachtet und beschrieben. Wir finden eine ganze Reihe magischer oder sich mit magischen Methoden berührender Heilverfahren. Da gibt es Sprüche, die bei der Arzneibereitung gesprochen, andere, die dagegen beim Einnehmen der Arznei hergesagt werden mußten. In manchen von solchen Sprüchen wird die Krankheit bezeichnenderweise personifiziert und wie ein dämonisches Wesen angeredet, dessen Heranschleichen man abwehren will.

Eine besondere Tätigkeit des altägyptischen Priestergelehrten war dann noch die Auslegung, die Deutung religiöser Texte wie Hymnen. Es gibt z. B. eine Hymne, die von dem Toten bei seinem Eintritt in die Reihen der Götter gesprochen wird. Der Verstorbene hat den Weg durch die Gefahren des Jenseits hinter sich und steht am Eingange zum Aufenthaltsorte der Götter. Er weist sein Recht zum Eintritte mit einem Zauberspruche nach. Dieser Spruch, dem man die Kraft zuschrieb, das Reich der Götter aufzuschließen, gab Anregung für allerlei Ausdeutungen, die man mit seinen Worten vornahm. Man suchte in jedem seiner Worte einen geheimen tiefen Sinn,

den man in ausführlichen Erklärungen darlegte. So sehen wir, ähnlich wie in den Auslegungskünsten anderer Völker (z. B. in der babylonischen Ausdeutung der Leber eines zum Opfer bestimmten Schlachtieres, oder des Blutfleckes eines peruanischen Opferlamas), wie ein ansich geringfügiges Moment, der Wortlaut eines alten Zauberspruches, die Form einer Tierleber oder eines Blutfleckes usw. die Anregung bietet für bedeutungsvolle Aussprüche, die man herauslesen zu können glaubt. Der Priestergelehrte ist mit seinem Sinnen religiösen Bedeutungen zugekehrt, seine Seele ist ganz erfüllt mit dem Gehalte der religiösen Lehren, deren Erkenntnis er sich widmet. Überall glaubt er in der Welt ein Anzeichen für diese Lehren, ein Sinnbild zu erkennen. So werden ihm sogar Gegenstände und Vorgänge, die uns geringfügig erscheinen würden, zu Zeugen seines Glaubens. Es ist, als erhielte alles in der Welt eine stumme Sprache oder würde zu einer Art Schrift, die dem Wissenden lesbar und vertraut ist. Gerade in der Erhabenheit, in den Zuständen religiöser Erhebung neigt die Seele, die dann mit einer besonderen Empfänglichkeit begabt ist, dazu, die ganze Welt als Gegenbild, als Spiegel ihres Glaubens zu betrachten. Wie verschieden ist der Erkenntnisweg unserer Wissenschaft von dem eben charakterisierten Erkenntniswege der alten Priestergelehrten. Wir wollen die Wirklichkeit erkennen, wollen wissen, was die Dinge, Gegenstände ihrer Beschaffenheit und ihren Bedingungen nach sind. Ganz anders der Priestergelehrte. Die Dinge in ihrer eigentümlichen Beschaffenheit interessieren ihn selbst nicht. Er schenkt ihnen nur soweit Beachtung, als sie zum Sinnbild werden können für die großen und tiefen Gedanken, die er in sich trägt, für die großen Bedeutungen, deren Offenbarer er ist.

Häufig finden wir, daß die Erläuterungen, die der Ägypter

zu dem religiösen Texte gibt, nur in geistreichen Umschreibungen oder in der Ersetzung eines Namens durch einen anderen bestehen. Die Ersetzbarkeit des Namens durch einen anderen Namen hat für den Homo divinus einen tiefen Sinn. Der Name eines Gegenstandes oder einer Person ist ihm nicht eine willkürliche Etikette, eine zufällige Bezeichnung. Dinge und Worte stehen noch in viel engeren, innigeren Beziehungen, als das bei uns der Fall ist. Der Name einer Person, Gottheit oder eines Dinges ist gleichsam eine Erscheinungsform der Person, Gottheit oder des Dinges. Darum eben, weil der Name gleichsam etwas von dem Ding Untrennbares, ihm Anhaftendes, Zugehöriges ist, finden wir bei vielen Völkern ein Verbot, den Namen von Personen auszusprechen. Ja, man hält vielfach den eigenen Namen geheim, denn, da er gewissermaßen ein Stück von einem selbst ist, trägt man Sorge, ihn vor Mißbrauch zu bewahren. Da der Name also gleichsam etwas von dem Wesen des Gegenstandes, der den Namen trägt, enthält, ist die Ersetzbarkeit des Namens, wie sie in den altägyptischen Textkommentaren eine besondere Rolle spielt, von großer Wichtigkeit, von einer Wichtigkeit, die wir nicht mehr nachzuerleben vermögen, denn uns ist eben der Name ein zufällig mit dem Gegenstande verbundener, willkürlich dem Gegenstande beigelegter Lautkomplex.

Außer in der genannten Weise finden wir im alten Ägypten auch sonst Zaubersprüche in mannigfacher Verwendung. Die einfachste und vielleicht ursprünglichste Form der Anwendung ist die, in der der Magier selbst das Übel anredet, das er bannen will, wie etwa in einem uralten Spruche gegen die Schlangen, der folgendermaßen lautet: „Die Schlange fällt, die aus der Erde kommt, die Flamme fällt, die aus dem Meere kommt! Falle!“ In der Regel aber nimmt der Zauberer die

Hilfe der Götter in Anspruch, er betet zum Gotte Re, der alles sieht, daß er auf die bösen Gespenster acht habe, oder er verklagt die Schlange bei Re wegen ihrer Missetaten. Am liebsten zieht man aber natürlich diejenigen Götter heran, die überhaupt das göttliche Vorbild für alles menschliche Leben bilden: den Osiris und die Seinen. Damit die Zaubersprüche aber richtig wirken können, ist es nötig, allerlei bei ihrem Hersagen zu beachten. So muß, wer auf sich selbst einen besonders glückbringenden Spruch anwenden will, sich erst neun Tage lang allerlei reinigenden Übungen hingeben. Er muß sich mit Öl salben, sich beräuchern, mit besonderem Wasser waschen, sich schließlich das Zeichen für Wahrheit mit grüner Tusche auf die Zunge, oder sich ein Auge, das ein Bild des Gottes Osiris umschließt, auf die Hand malen. Gefordert wird weiter, daß man die Sprüche viermal wiederholt und daß man sie in feierlichem Tone hersagt. — Mannigfach wie die Nöte des Lebens sind auch die Anlässe, die die Anwendung des Zaubers nötig machen. Der Zauber bannt Sturm und Gewitter. Er muß in der Wüste gegen die Löwen schützen, im Wasser gegen die Krokodile und überall gegen die unheimlichste Gefahr, die einem in Ägypten bedrohte, gegen Schlangen und Skorpione. (Erman.)

Nach dem früher Erörterten haben solcherart Bräuche nichts Befremdliches mehr. Sie sind Beschwichtigungsmittel, die dem Menschen, der sich von allerlei Gefahren umringt glaubt, Beruhigung und Zuversicht einflößen, ihm gleichsam Suggestionen erteilen, die dazu beitragen, ihn sein durch Sorge und Angst gestörtes seelisches Gleichgewicht wiederfinden zu lassen. Zu solcher Wirksamkeit wird gerade das feierliche Hersagen beitragen, sowie die vielen reinigenden Übungen, die die Anwendung der Zaubersprüche vorbereiten.

Wir finden — wie in Mexiko — auch im alten Ägypten eine Kalenderwissenschaft. Das ist die Verwertung des Kalenders zu Zwecken der Wahrsagung. Sie geht aus von der Verteilung der Gottheiten als beherrschende Mächte auf die Tage des Jahres. Ein Tag, an dem ein großer Gott mit einem anderen Frieden schloß, gilt als ein glücklicher, ein Tag, an dem von einem Gott ein Racheakt ausgeführt wurde, als ein unglücklicher Tag. An Unglückstagen muß man sich still zu Hause halten, an einzelnen darf man sich nicht waschen, nicht musizieren usw. Wir haben ja früher eingehend darüber gesprochen, wie der Homo divinans zu solchen Anschauungen kommt.

Neben der Kalenderwissenschaft scheint sich in Ägypten verhältnismäßig früh eine Lehre von der Bedeutung der Träume entwickelt zu haben, wenigstens spielen Träume in der Literatur der Ägypter zu bestimmten Zeiten eine große Rolle. Auch über die Traumdeutung haben wir früher ausführlicher gesprochen.

Außer den genannten magischen Wissenschaften findet man in Ägypten Anleitungen und Unterweisungen für allerlei magische Wirksamkeiten. Der Ausübende verkleidet sich bei solchen Handlungen häufig als Gottheit, nimmt die Gestalt von Horus, Isis oder Bast an. In der Verkleidung glaubt er dann, er sei wirklich zum Gott geworden. Er spielt also nicht nur die Rolle eines Gottes, ist nicht nur ein Stellvertreter, sondern hat sich in der Auffassung des Ägypters wirklich verwandelt. Wir sprachen ja bereits oben von solcher Verwandlungsfähigkeit des Homo divinans. Auch bei Maskentänzen, so sagten wir, stellt der Aufführende mit seiner Maske nicht den tiergestaltigen Dämon dar, sondern identifiziert sich völlig mit dem Dämon, wird wirklich zum Dämon.

Neben allen den genannten magischen Lehren und Manipulationen im alten Ägypten, von denen wir in großen Zügen ein Bild entwarfen, gab es auch eine Astrologie, von der uns aber nicht eben viel bekannt ist. Wir wissen jedoch, daß man in Ägypten eine merkwürdige Methode hatte, sich am Himmel zu orientieren. Man dachte sich nämlich, daß unter der Mitte des Himmels eine aufrechte menschliche Figur sitze, deren Scheitel unter dem Zenit stehe. Die Sterne, die sich dem Zenit nähern, befinden sich also über einem der Körperteile dieser Figur, und diese Stellung ist es, die in den Sternlisten verzeichnet wird. (Erman.)

Der Wertschätzung magischer Kenntnisse und Fähigkeiten im alten Ägypten entspricht es, daß ihre Pflege in der Hand berufener Vertreter lag, die in hoher Achtung standen. Das sind vor allem die sogenannten „Schreiber des Gottesbuches“, deren höchste Ämter von den eigenen Söhnen des Königs bekleidet wurden. Dann gab es weiter das sogenannte „Lebenshaus“, eine Art Akademie. Die Bücher, die all den magischen Studien dienten, sind systematisch angelegte Werke, die auch in den Bibliotheken der Könige ihren ehrenvollen Platz hatten; sie sind ebenso hoch in Ansehen wie die Schriften anderer Literaturgattungen. Man schrieb ihnen zum Teil ein sehr hohes Alter zu, behauptete sogar, daß eines vom Erdgotte verfaßt, ein anderes vom Gotte der Weisheit geschrieben sei.

Die Magie ist, das dürfte sich aus unseren allgemeinen Darlegungen bereits ergeben haben, nicht, wie häufig behauptet wird, ein „wilder Seitentrieb“ der Religion, gleichsam ein befremdlicher Nebenweg, den denkschwache Menschen aus Mangel an intellektueller Fähigkeit wie in einer Art Verlegenheit oder im Irrtum befangen beschritten. Gerade auch das

alte Ägypten zeigt, daß das Magische in der einen oder anderen Form ein untrennbarer Bestandteil der Religion des Homo divinans ist. Wenn der Mensch die Rätselhaftigkeit des Seins ahnt, wenn die Gegenstände seiner Außenwelt zu beredten Zeugen und Gegenbildern seiner eigenen Rätselhaftigkeit werden und zu entsprechenden Betätigungen Anlaß geben, dann entsteht Magie.

Achstes Kapitel

Religion und Magie in China

Die Betrachtung Chinas ist für unsere Probleme deshalb besonders ergiebig, weil diese Kultur im Gegensatz zu Ägypten und Babylon bis auf den heutigen Tag als alte Kultur lebt.

Nach allem, was die Forschung bisher erbracht hat, scheint es sich zu erweisen, daß die chinesische Kultur als eine im wesentlichen eigenwüchsige, bodenständige zu betrachten ist. Alles jedenfalls, was von einem assyrisch-babylonischen Ursprunge gefabelt worden ist, entbehrt jeder wirklich überzeugenden Begründung.

Am ehesten wird man anzunehmen geneigt sein, daß einige astronomische Kenntnisse vom alten Babylonien-Assyrien bis nach China gelangt seien. Wir finden z. B. eine Bedeutung des Sternbildes der Plejaden in China, die nicht recht zum chinesischen Klima paßt, vielleicht also irgendwie entlehnt ist.

Am Anfange der chinesischen Geschichte scheinen zwei Nationen in gewaltigen Kämpfen miteinander gerungen zu haben, wie alte Traditionen berichten. Es handelt sich hier also vermutlich um ähnliche Verhältnisse wie im Euphratlande, wo wir in ältesten Zeiten ein Ringen zwischen Semiten und Sumerern finden, ähnlich wie auch in Indien, wo wir einem ursprünglichen Gegensatz von altindischer und arischer Kultur begegnen, wie endlich auch in Peru und in Mexiko. In all

diesen Fällen, und dem scheint fast eine historische Gesetzmäßigkeit zugrunde zu liegen, ging aus einer Kulturmischung eine neue Kulturform hervor.

Wir finden in China in der Hauptsache drei Religions-systeme: den Konfuzianismus, den Taoismus und den Buddhismus. Der Buddhismus ist bekanntlich vom Auslande eingeführt worden, während Konfuzianismus und Taoismus einheimisch sind.

Der Konfuzianismus, der auf Kung-fu-tze zurückgeht, ist keine eigentliche Religion im uns geläufigen Sinne, sondern eine Moral- und Sittenlehre, die das gesamte chinesische Volksleben und Staatswesen beherrschte. Kung-fu-tze, der 551—478 v. Chr. lebte, war ein praktischer Politiker; er glaubte, in einer Wiedererrichtung der alten Formen und Autoritäten des Landes das Heil zu sichern.

Seine Gedanken kennen wir nur aus einzelnen Äußerungen, erst ein späterer Moraltheoretiker hat daraus ein System gemacht. Die Moral des Konfuzius hat die Voraussetzung, daß richtige Einsicht zur Besserung führen müsse. Die Regierung muß deswegen das Volk über seine Pflichten ausreichend belehren, dann werden die Zustände besser. Konfuzius will also keine neue Autorität aufrichten, er will nur sein Volk belehren, um es aus politischer Zerfahrenheit, wirtschaftlichem Zerfall und sittlicher Auflösung zur Ordnung und Gesittung zu lenken.

Gegenüber diesen intellektualistischen, bedachtsam nützlichen Lehren finden wir im Taoismus eine durchaus religiös gestimmte Mystik. Seine Lehren finden vor allem Ausdruck in einem kleinen Buche Tao-te-king, einem Buche voll dunklen, tiefen Sinnes, an dessen Übertragung Berufene und Unberufene sich immer wieder herangewagt haben. Die chinesische Philo-

sophie bleibt fast immer an die halbmythologischen Vorstellungen einer primitiven Naturdeutung, wie wir sie von anderen Völkern bereits kennenlernten, gebunden. Laotse, der Begründer des Taoismus, der ein um fünfzig Jahre älterer Zeitgenosse des Konfuzius ist, hat nun wohl Begriffe aus der Überlieferung übernommen, aber in schöpferischer Gedankenarbeit vertieft. Seine Lehre besitzt insofern einen echt philosophischen Zug, als sie die Vielheit der Erscheinungen, in denen sich uns die Welt zeigt, auf ein letztes, transzendentes Prinzip zurückführt und sie aus einer einheitlichen letzten Ursache zu deuten sucht. In seiner Lehre kommen aber auch sittliche und soziale Forderungen zum Ausdruck. So finden wir Kosmologie, Ethik und Sozialpolitik miteinander verbunden.

Der Grundbegriff in Laotses Denken ist das vieldeutige Tao, ein Begriff, der nur sehr schwer in unsere Sprache zu übertragen, unserem Denken anzupassen ist, und der in außerordentlich verschiedener Weise übersetzt worden ist. Man verdeutschte Tao mit Weg oder Gott, Methode, Urgrund aller Dinge, und was dergleichen mehr ist. „Es gab ein Wesen“ — so heißt es an einer Stelle —, „chaotisch zugleich und vollendet, ehe Himmel und Erde entstanden. Still und unkörperlich. Es allein beharrt und wandelt sich nicht. Man muß es betrachten als der Welt Mutter. Ich kenne nicht seinen Namen. Will ich es bezeichnen, so nenne ich es Tao“ . . . „Man schaut es, ohne es zu sehen“, d. h. es ist nur in der philosophisch gesteigerten Einsicht, der philosophischen Intuition, faßbar. Manches scheint darauf hinzudeuten, daß Laotse sich das Tao als eine Art Urkraft vorstellte, die indessen nicht materiell gemeint ist. — Nach dem vollendeten Kreislaufe des Seins kehren alle Wesen in das Tao zurück, die Erkenntnis aber des Tao als des ewigen wahren Seins

ist die wahre Weisheit. „Alle Wesen treten eines wie das andere ins Dasein, und wir sehen sie wieder zurückkehren. Wenn die Wesen zu voller Entfaltung gekommen sind, kehrt jedes zu seinem Ursprunge zurück. Zurückkehren zu seinem Ursprunge heißt ruhen, ruhen heißt seine Bestimmung erfüllt haben. Seine Bestimmung erfüllt haben, heißt der ewigen Ordnung entsprechen. Der ewigen Ordnung entsprechen, heißt erleuchtet sein.“ — Das Tao ist wirkend, ohne zu handeln: „Je mehr“ — so heißt es — „sich einer in der Außenwelt verliert, desto mehr geht seine Erkenntnis zurück“, und „Begierdelosigkeit führt zur Gemütsruhe, und so wird die Welt von innen heraus zurückgebracht“ (nämlich zu ihrem Urgrunde). . . So wird der Weise „aller Welt Vorbild und seine Grundtugenden sind keinem Wandel unterworfen; dann kehrt man wieder zur Bescheidenheit zurück.“

Manches von dieser Lehre, die wir nur in großen Zügen kennzeichnen konnten, mutet uns vertraut an, erinnert es doch an die Mystik eines Ruysbroeck, eines Meister Eckehart, eines Tauler oder Suso. Auch Anklänge an Jakob Böhme werden wir gewahren. Schließlich gewinnt man auch den Eindruck, als ob hier manches Verwandte von dem zur Aussprache gekommen ist, was bei primitiveren Völkern in der Bildersprache einiger Mythen und Kulte eine uns schwerer verständliche Ausprägung fand.

Innerhalb dieser Lehren oder neben ihrer Weisheit, noch getragen von mythologischem Geiste, finden wir in China Anschauungen, denen die Welt sich in farbiger Bildhaftigkeit darstellt.

Nach solchen Anschauungen besteht das Weltganze aus der Erde und dem Himmel, der sich in gleichmäßigem Lauf um die Weltachse dreht. Am Nordpole des Himmels, also

beim Polarstern, ist der Sitz der Weltregierung. Dort befindet sich die ewige Residenz, der Purpurpalast des Weltlenkers Schangti und seines göttlichen Hofstaates.

Wie die Sterne allabendlich aufgehen und am Morgen dem Blicke wieder entschwinden, wie auf den Tag — das Dunkel der Nacht, auf Neumond — Vollmond, auf Regen — Sonnenschein folgt, so ist auch jegliches Weltgeschehen für den Chinesen ein ständiges Auf und Ab, ein ewiger Wechsel und Wandel. Der unaufhörliche Wandel, dieses ständige Heranfluten und Verebben wird nun bewirkt durch zwei Grundgewalten, Hauptkräfte in der Welt: Yang und Yin. — Yang ist die männliche, tätige Macht; Yin dagegen das weibliche, untätige Weltprinzip. Yang gilt weiter als hart, fordernd, wirkend und Süden. Yin als weich, nachgiebig, ruhend und Norden. Wie sich der Chinese das Wirken dieser beiden Prinzipie vorstellt, dafür ein Beispiel: Im Frühjahr kommt das Yang, die tätige Kraft, die bisher vom Yin im Winter eingehüllt war, wieder zur Geltung, wird (im Osten) frisch und grün und erreicht im Sommer (Süden) ihre höchste Entfaltung und Macht über das Yin. Dann beginnt sie allmählich wieder in das Yin aufzugehen. Genau so wie hier mit den Jahreszeiten verhält es sich mit dem Leben des Mannes. Aus dem Yin hervorgegangen, bringt er das Yang in sich immer mehr zur Geltung, bis er nach Erreichen der vollen Daseinskraft allmählich seine Macht an das Yin abgibt, in dem der Greis endlich sein Leben beschließt.

Es kommt noch ein Zweites hinzu. Jeder Wandel, der sich in der angegebenen Weise vollzieht, ist nun nichts Isoliertes; jedes Wesen, jeder Gegenstand, durch den oder an dem er sich vollzieht, ist nichts unabhängig für sich Bestehendes. Vielmehr setzen mannigfaltige Beziehungen alles

in der Welt in Zusammenhang. Jedes Ding, jedes Wesen, jedes Geschehen hat seine sogenannten „Entsprechungen“. Um zu zeigen, wie das gemeint ist, geben wir wieder gleich ein Beispiel. Der Mensch ist eine Entsprechung des gesamten Weltalls, er ist eine Kleinwelt, ein Mikrokosmos gegenüber der großen Welt, dem Makrokosmos. Diese Analogie haben wir ja bereits auch bei anderen Völkern in einigen Welterschöpfungssagen gefunden. Alle Kräfte des Universums sind auch, nach chinesischer Auffassung, im Menschen wirksam. Jedem seiner Teile, seiner Körperteile und Leibesorgane entspricht eine „große Erscheinung“ des Weltalls. Wir haben hier also eine Anschauungsform vor uns, von der Alfred Jeremias mit Bezug auf die Mythologie des alten Orientes als von einem „himmlisch-irdischen Parallelismus“ spricht. Wie durchgebildet diese Lehre in China war, mag das Folgende andeuten.

Man unterschied:

fünf Elemente: Holz, Feuer, Erde, Metall, Wasser;
fünf Farben: grün, rot, gelb, weiß, schwarz;
fünf Gegenden: Osten, Süden, Mitte, Westen, Norden;
fünf Geschöpfe: schuppig, federig, nackt, haarig, gepanzert;
fünf innere Organe: Milz, Lunge, Herz, Leber, Nieren;
und weiter noch fünf Töne, Geschmacks- und Geruchsarten, Zahlen, Geister, Tiere, Feldfrüchte. Ein Element entspricht dabei je einer Farbe, einem Ton, einem Geruch, einer Gegend, einer Zahl, einem Geist usw., ein anderes Element einer anderen Farbe, einem anderen Ton, einem anderen Geruch usw. Wir finden hier also das uns von früher her bekannte Klassifikationssystem in bestimmter Weise wieder.

Durch diese Beziehungen erklärt es sich, warum selbst bei für uns so nebensächlichen und unwichtigen Dingen wie

etwa Haare schneiden der „Stand des Weltalls“, die Weltbeziehungen erforscht werden müssen. Alles, was es auf der Welt nur geben mag, ja das Nebensächlichste, irgendein toter Stein etwa, weist seine Entsprechungen, seine Zusammen-

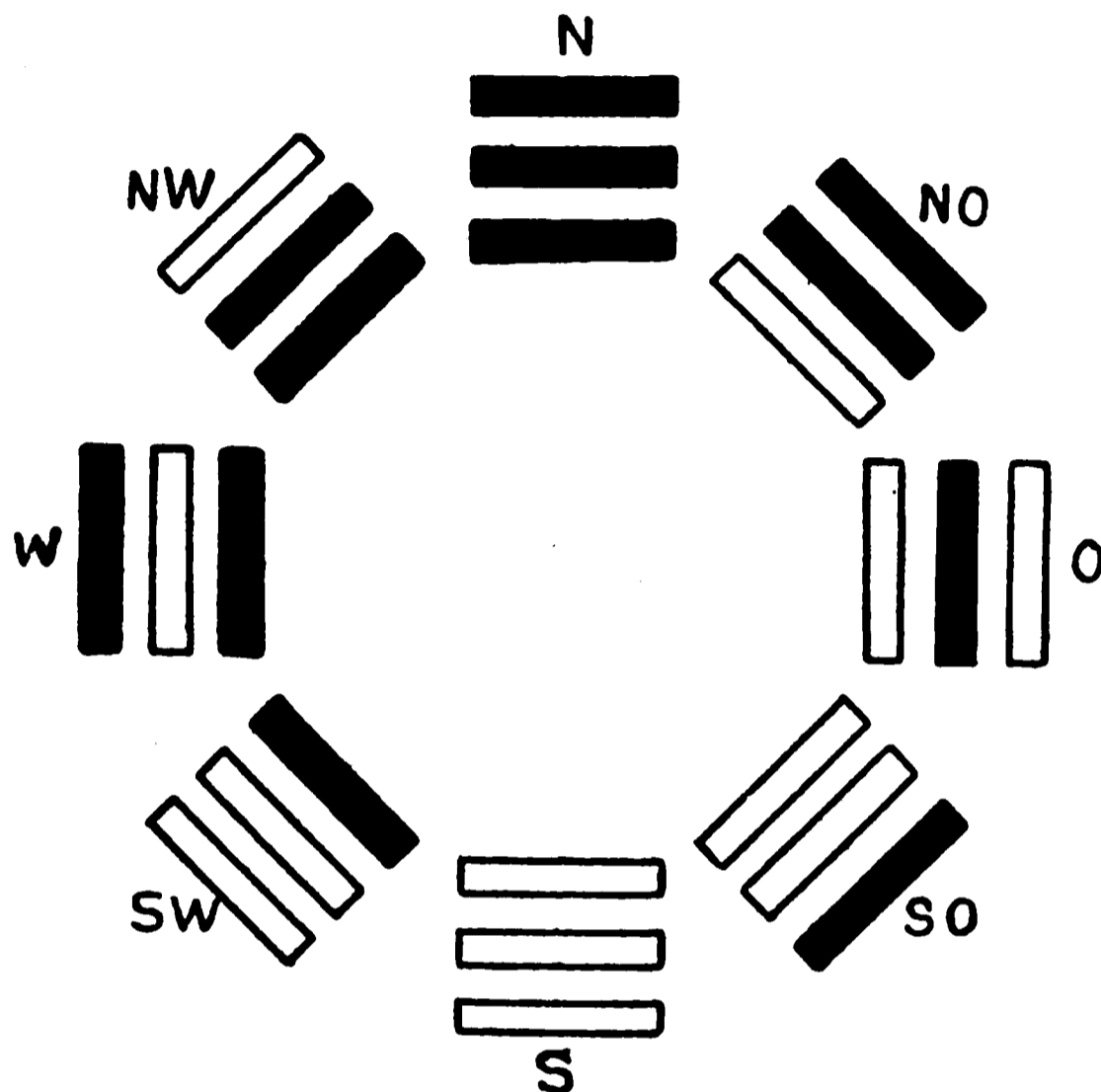


Abb. 25. Chinesische Trigramme (den Hexagrammen verwandt). Acht Kombinationen von dunkeln und hellen Linien als Ausdruck der möglichen kosmischen Kräfteverhältnisse
(Nach Kern)

hänge auf und macht es notwendig, daß diese durch eine besondere Verhaltensweise respektiert werden.

Die Aufgabe des Menschen ist es darum auch, diese Beziehungen zu ergründen und sich gemäß den gewonnenen Erkenntnissen zu verhalten. So müssen allerlei uns seltsam dünkende Gebote befolgt werden. —

Der höchste Gott hat, wie wir sagten, seine Stelle in

der Region des Polarsternes, im Norden. Also galt auch seine irdische Entsprechung, der Kaiser, als mit dem Norden in Beziehung stehend. Seine Beamten und Untertanen mußten stets von Süden her auf ihn zutreten mit nach Norden ge-

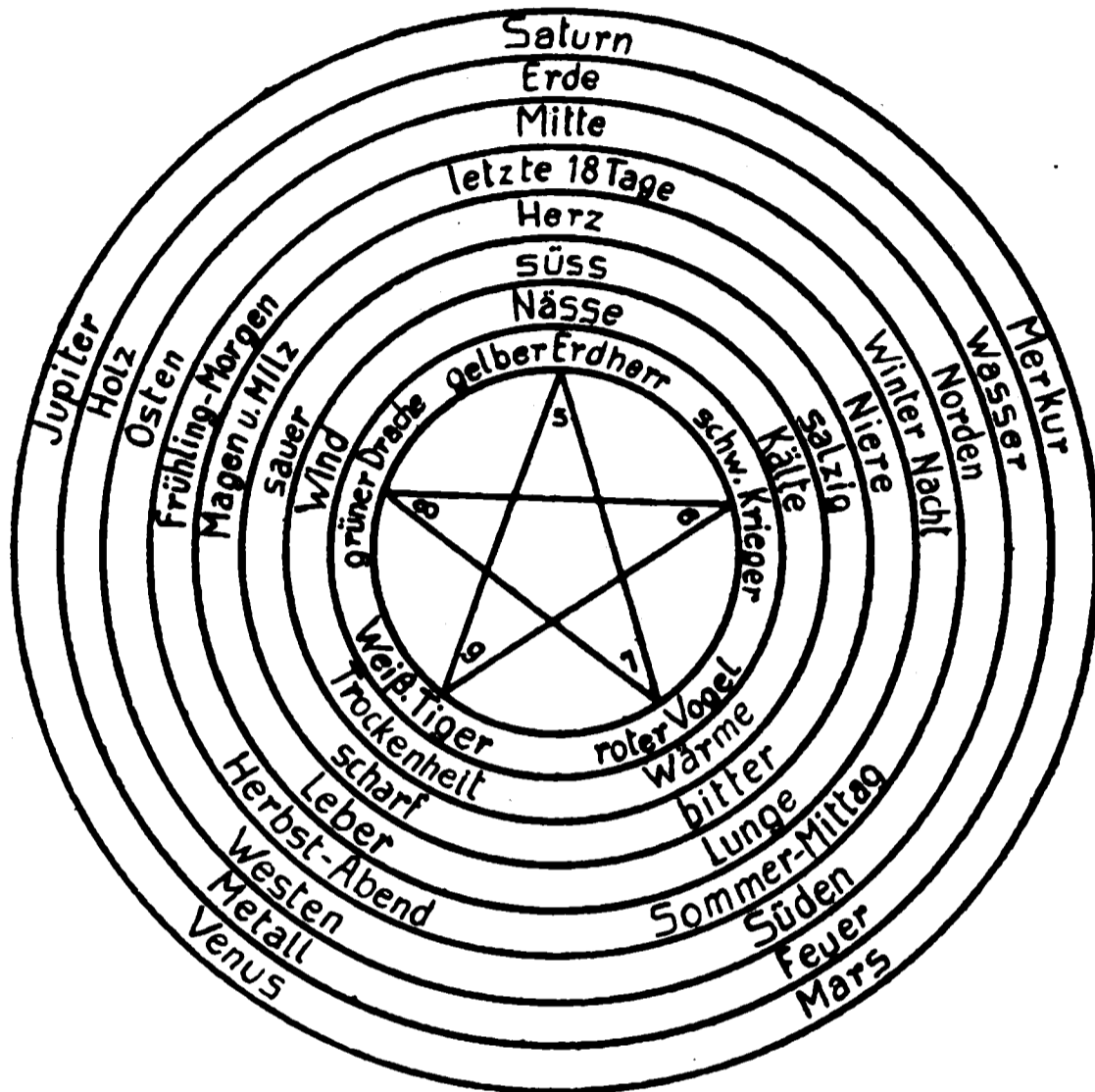


Abb. 26. Chinesisches Schema der kosmischen Beziehungen und Entsprechungen von Planeten, Weltgegenden, Zeiten, Organen, Elementen, Farben usw.
(Nach Kern)

kehrtem Antlitz. In ähnlicher Weise regelte sich das gesamte Leben. Aus verwandten Gründen muß stets der Gastgeber im Osten, der Gast selbst im Westen des Raumes sich aufhalten. Auch ist es verboten, nach Norden auszuspeien, zu schreien usw. Vermutlich hat diese Bedeutung von Lage und Richtung, der man große Aufmerksamkeit zuwandte, zur Erfindung eines Instrumentes geführt, das auch für uns von größter Wichtigkeit geworden ist, nämlich des Kompasses.

Mit besonderer Ehrfurcht betrachtete man aus gleicher Anschauung Naturgebilde, die in ihrem Bau gleichsam das ganze Weltall widerzuspiegeln, abzubilden schienen: So vor allem die Schildkröte. Die gewölbte Oberschale entspricht dem Himmel, die flache Unterschale der flachen Erdscheibe, auf der sich das Leben der Menschen abspielt. Die vierundzwanzig Randplatten, in die sich die Oberschale zerteilt, sind mit zweimal zwölf Monaten oder den vierundzwanzig Mondstationen in Zusammenhang, die kleine fünfundzwanzigste Randplatte, die oben am Nacken des Tieres sitzt, ist mit dem Schaltmonate in Beziehung gebracht. Fünf Mittelfelder werden auf die fünf Planeten gedeutet, acht Seitenplatten auf die acht Richtungen der Windrose. Mit diesem Beispiel streifen wir schon ein besonderes Gebiet: die Zahlenmystik. Vielen Zahlen kommt eine besonders günstige oder ungünstige Bedeutung zu. Anklängen solcher Anschauungen begegnen wir ja auch bei anderen Völkern, wie etwa bei den Mexikanern. Ähnlich wie viele bei uns die Zahl dreizehn und sieben zu vermeiden trachten, regelt auch der Chinese, wenn er irgendwelche Gliederungen, Einteilungen, Zeitbestimmungen vornimmt, die Verhältnisse mit Rücksicht auf Zahlen. Er bevorzugt bestimmte Zahlen und wird andere zu vermeiden suchen. Mit der Zahlenmystik hängt auch die chinesische Musiktheorie zusammen. Die alte Musik der Chinesen hatte eine nur fünf Töne umfassende Tonleiter. Quint und Septime unserer Tonleiter fehlten. Diese Töne entsprachen den fünf Planeten. Später, seit dem zweiten Jahrhundert v. Chr., unter griechischem Einfluß, als man zwölf Töne unterschied, sieben ganze und fünf halbe, wurden diese zwölf Töne mit den zwölf Monaten und den zwölf Zeichen des Tierkreises in Zusammenhang gebracht. Solcherart Beziehungen waren der

Grund, daß für bestimmte Kulte nur ganz bestimmte Töne erklingen durften; und sie waren auch der Grund, daß bestimmten Musikwerken ganz bestimmte Wirkung zugeschrieben wurde, günstige oder ungünstige im Sinne eines Zaubers. (Auch in der abendländischen Musik wurde aus vergleichbaren Anschauungen bis zu Palestrina hin der „Venusakkord“ nicht geduldet, denn er galt als sündhaft und unheilig.)

Ähnliche Verhältnisse wie die Zahlen in der Zahlenmystik offenbaren die Farben in der Farbenmystik. Wir haben ja Beispiele farbenmystischer Lehren anderer Völker, insbesondere der alten Mexikaner, kennengelernt, so daß nicht näher darauf eingegangen zu werden braucht.

Alles in allem läßt sich sagen, daß wir in diesen eben charakterisierten seltsamen Lehren die Fortentwicklung von Anschauungen finden, wie wir sie bereits von anderen Völkern besprochen, und deren Sinn wir in unseren Ausführungen über das klassifizierende Denken bereits eingehend darlegten. —

Ähnlich wie dem Babylonier werden auch dem Chinesen die geringfügigsten Gegenstände und Vorgänge in der Welt zu Anzeichen, zu Verkündern und Vorboten.

Die wichtigsten Kundgebungen des göttlichen Weltwillens, die wohl alle anderen an Bedeutung übertrafen, waren die Veränderungen am gestirnten Himmel. Wir kommen damit zur chinesischen Astrologie. Es muß dabei hervorgehoben werden, daß man nicht eigentlich die Zukunft voraussagen wollte, sondern nur durch Erforschung der jeweils im Weltlauf vorherrschenden Kräfte zu erfahren trachtete, wie man sich verhalten müsse, um ein günstiges Geschick erwarten zu dürfen.

Die Deutung der Gestirne knüpft an verschiedenes an. An die Helligkeit, an die Farbe, dann an die Stellung der

Sterne zueinander. Man unterschied am Himmelsraume bestimmte Felder, „Häuser“ (ähnlich wie in unserer Astrologie), deren Kraft und Einfluß auf die Menschen vermehrt oder vermindert wird, je nach dem Auftreten von Planeten in ihrem Bereiche. Das sind alles Gedankengänge, die ja auch unseren Astrologen noch geläufig sind.

Wohl mit gleichem Eifer wie der Astrologie widmete man sich der magischen Kalenderwissenschaft, die hauptsächlich an das Zusammentreffen der Kalendersymbole zu bestimmten Zeiten anknüpfte. Im chinesischen Kalender finden wir dabei ein ähnliches Ordnungsprinzip zur Anwendung kommen wie im mexikanischen. Man bediente sich zweier nebeneinanderherlaufenden Reihen von zehn, beziehungsweise zwölf Zeichen oder Symbolen. Diese Zeichen stehen nun in Zusammenhang mit den fünf Elementen, den fünf Urstoffen, die die chinesische Wissenschaft unterscheidet: Metall, Holz, Wasser, Feuer, Erde. Wenn nun z. B. eine Ehe zwischen einem Knaben und einem Mädchen vorgesehen ist, bei der das Mädchen nach Angabe des Kalenders unter der magischen Wirkung von „Feuer“, der Knabe aber unter der magischen Wirkung von „Wasser“ steht, so ist das ein durchaus ungünstiges Zeichen, denn Feuer und Wasser sind einander feindliche Elemente und verbürgen deswegen nichts Gutes. Besser steht die Angelegenheit, wenn „Erde“ und „Wasser“ zusammentreffen, denn das sind einander zuträgliche Elemente. Der Kalender war also von größter Bedeutung für das ganze Leben. Er wurde, wenn er von den maßgebenden Gelehrten fertiggestellt war, jeweils dem Kaiser mit der größten Feierlichkeit vorgelegt, der ihn dann an alle Provinzen und unterworfenen Länder versenden ließ. In dem Kalender findet der Chinese alles, was ihm an jedem Gottestage zu tun erlaubt ist und

was nicht, wie etwa einen Prozeß zu beginnen, ein Geschäft abzuschließen, den Kopf zu waschen usw. Das Kalenderbuch gilt dabei selbst als magisch so wirksam, daß man alte Exemplare davon in den Ställen aufhängt als Schutz für die Tiere, oder auch sie verbrennt und die Asche dem Vieh in das Futter streut.

Besonders ausgebildet finden wir in China die Geomantik. Das ist die magische Ausdeutung der Formen und Erscheinungen des Erdbodens, eine Art magischer Geographie. In Bergen, Tälern, Flüssen usw. sowie auch in atmosphärischen Phänomenen erkannte man Anzeichen, Ankündigungen der beiden Weltkräfte Yin und Yang, die von dem Wissenden enthüllt werden können. Der Mensch, der sich also mit der Geomantik befaßt, muß einen Blick haben für die Gestalten der Berge, ob sie von Natur glückbringend sind oder nicht. Hat ein Hügel eine scharfe Spitze, so herrscht in ihm Merkur mit dem Elemente des Feuers; ist die Spitze wie abgebrochen, so herrscht dort Jupiter mit dem Elemente Holz usw. So muß alles, was die Menschen anlegen (bauen, graben, pflanzen), Rücksicht nehmen auf die magischen Bedeutungen in der Natur. Der ganze Hausbau steht in China noch heutigentags unter der Herrschaft der Geomantik. Der Geomant bestimmt die Richtung und Lage des Hauses, die Stelle der Haustür, die mitunter schief zur Vorderwand angebracht werden muß usw.

Aus ähnlichen Gründen, wie sie den Hausbau bestimmen, werden auch Heiligtümer errichtet. Wo ein größerer Fluß an einer Stadt vorbeifließt, besteht die Gefahr, daß die guten Einflüsse und Kräfte mit dem Wasser fortströmen. Wenn nun kein Berg in der Nähe ist, der dem wehren könnte, baut man an bestimmter Stelle eine Pagode. —

Von Mitteln, den göttlichen Willen zu erforschen, finden wir in China vornehmlich das sogenannte Schildkröten- und das Schafgarbenorakel. Beim Schildkrötenorakel wurde aus den Rissen der Schale, die sich beim Erhitzen



Abb. 27. Beispiel gleichartiger Symbolik. China: Blitzbogen, darüber Blitzgott, darunter vom Blitz getroffener Mensch. Etwa 150 n. Chr. Flachrelief einer Grabkammer (Nach Kern)

über dem Feuer bildeten, allerlei Auslegungen gewonnen. Beim Schafgarbenorakel, das ein sehr kompliziertes Verfahren darstellt, wurden Stengelglieder der Schafgarbenpflanze in bestimmter Weise zusammengelegt, kombiniert und geteilt, und aus solchen Manipulationen ein Sinn herausgedeutet. Noch manche anderen Verfahren ließen sich hier anführen, bei denen Bambusbrettchen, Siebe, Hühnerknochen usw. die

Hilfsmittel waren, um auf ähnliche Weise allerlei Bedeutungen zu erforschen.

Alle diese Verfahren wurden von besonderen Wahrsagern in Anwendung gebracht, und zwar bei Kriegszügen,

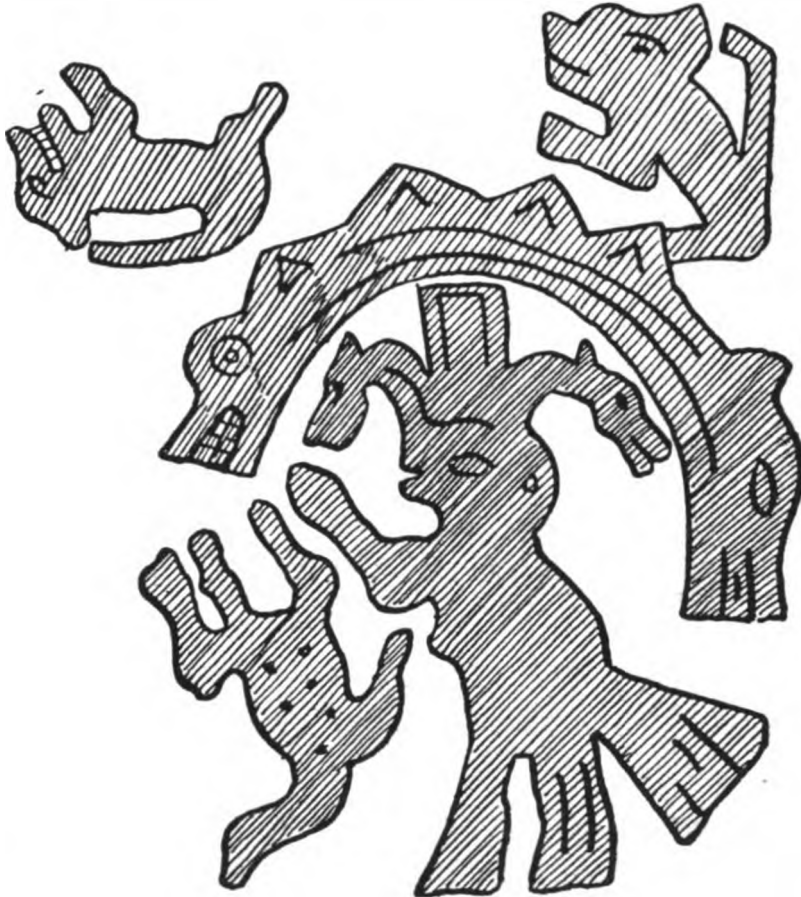


Abb. 28. Beispiel gleichartiger Symbolik. Peru: Von einem Tongefäße. Darstellungen mit Regenbogen. Chimbote
(Nach Baeßler)

Eheschließungen, Mündigkeitsfeiern, Grundsteinlegungen, Begräbnissen usw. —

Was nun die Götter anbetrifft, die die chinesische Sagenwelt bevölkern, so fanden wir bereits den Schang-ti, den höchsten Gott, der der Schöpfer aller Dinge ist und dem Menschen den Geist verliehen hat. Er belohnt die Guten und

strafft die Bösen. Außer ihm finden wir eine Unzahl von anderen Gottheiten. Auch manche Veränderung ist im Götterglauben im Laufe der Zeit vor sich gegangen. Wurde eine Dynastie gestürzt, eine Stadt erobert, oder trifft eine Stadt fortgesetzt Unglück, so können Götter abgesetzt werden, andererseits nehmen Herrscher auch Erhebungen zur Unsterblichkeit, Ernennungen zu Gottheiten vor, wobei wohl in erster Linie die eigenen Ahnen berücksichtigt wurden. So finden wir in China ähnlich wie im alten Ägypten eine Abhängigkeit der Götterverehrung von dynastischen Verhältnissen.

Nächst dem erwähnten Schang-ti sind die fünf Herrscher der fünf Weltrichtungen (Osten, Süden, Westen, Norden und Mitte) zu nennen, weiter Gottheiten von Himmel, Erde, Mond, Sonne und Sternen, dann Erntegötter, eine Regengöttin, die mit einer Urne in der Hand, ein Blitzgott, der mit einem Paukenwagen als Attribut dargestellt wird, und der die Menschen mit einem Hammer (das erinnert an altgermanische Anschauungen) tötet.

Die Götter der Himmelsrichtungen werden auch als gelber, grüner, roter, weißer, schwarzer Kaiser bezeichnet. Hier finden wir also, wie im alten Mexiko und Babylon, eine Verknüpfung von Himmelsrichtungen mit Farben.

Weiter ist zu nennen ein Dämon der Dürre, der mit nacktem Oberkörper und mit den Augen oben auf dem Kopfe blitzartig durch die Gefilde rast, Flammen und Feuer ausspeiend. Dann gab es Gottheiten der vier Meere, der Berge und Flüsse, der fünf heiligen Berge, Schutzgeister der Wege, Tore, Häuser usw. —

Im großen und ganzen war die alte chinesische Staatsreligion eine Mischung von Naturverehrung und Ahnenkultus.

Die Riten waren für die Angehörigen der verschiedenen Stände im Fall eines Todes genau geregelt. Sie bestanden unter anderem in allerlei Darbringungen von zum Teil kostbaren Gegenständen, wie Seidenstoffen, Kleidern, Büchern. Auf die Grabanlagen wurde große Sorgfalt verwendet. Freiwillige Selbsttötung der Witwen, deren Seele die Seele des Verstorbenen in das Jenseits begleiten sollte, wird oft berichtet und wurde hoch geachtet. Jede wohlhabende Familie besitzt Ahnentempel, wo die Inschriftentafeln der vergangenen Geschlechter sorgfältig verwahrt und ihnen Opfer dargebracht werden. In hohem Range stehen besonders die kaiserlichen Ahnen, denen man an verschiedenen Erinnerungstagen auf den Mausoleen feierlich Opfer darbringt.

Priester des Ahnenkultus waren eine weitverbreitete Klasse von Gelehrten, die ein reiches Wissen über allerlei sakrale Bräuche hatten.

Die Bedeutung der genannten Riten macht es verständlich, daß der Mangel an Söhnen, die später den Ahnenkultus fortsetzen können, als großes Verhängnis angesehen wird. —

Wir wenden uns nun der Besprechung eines Buches zu, das für viele Zweige der chinesischen Geheimwissenschaft und Magie die Grundlage bildet, auf der sich alle weiteren Lehren aufbauen. Das ist das Yi-king, oder „Das Buch der Wandlungen“. Wir kommen damit zu einem der dunkelsten und rätselhaftesten Werke, die es überhaupt gibt.

Das Werk besteht aus vierundsechzig Kapiteln, von denen jedes einem merkwürdigen Zeichen, einer Art Hieroglyphe, gewidmet ist. Jedes Kapitel enthält also die Deutung und Auslegung je eines von vierundsechzig seltsamen Zeichen. Diese Zeichen, die man Hexagramme, d. h. sechsfache Zeichen, genannt hat, bestehen nun jeweils aus sechs wagrechten

parallelen Linien, von denen einige eine Unterbrechung haben, andere aber nicht. Diese Linien finden nun eine sehr überraschende Ausdeutung. Sie werden in den Auslegungen der chinesischen Priestergelehrten zum Schema alles Geschehens in der Welt. Ganze und gebrochene Linien werden zu Symbolen für die beiden Grundkräfte Yang und Yin, die wir vorhin besprachen, und die nach chinesischer Auffassung die unaufhörliche Wandlung, die sich im Weltengange vollzieht, bewirken. Der Philosoph Leibniz fand, als die Hexagramme in Europa bekannt wurden, sofort heraus, daß sie ihrer eigentlichen Natur nach Zahlzeichen primitiver Art sind für die Werte von eins bis vierundsechzig. Über die Entstehung der Zeichen werden merkwürdige Legenden überliefert. Einmal heißt es, daß die Rückenflecke, Rückenlinien auf dem Felle eines sagenhaften „Drachenpferdes“, das plötzlich aus dem „gelben Fluß“ auftauchte, die Anregung zu ihrer Erfindung gegeben haben; dann heißt es auch, daß die Schildkröte mit ihrer Rückenmusterung das Vorbild für die bedeutungsvollen Zeichen lieferte. Jedenfalls haben wir hier einen der merkwürdigsten Wissenschaftstypen vor uns, dem wir in der Kulturgeschichte begegnen. Wie wichtig dem Chinesen das „Buch der Wandlungen“ war, zeigen die Hunderte von Abhandlungen, Erläuterungen, Kommentare, die darüber verfaßt sind. Wenn wir auch wohl bei keinem Volke der Erde ein in gleicher Weise ausgebautes System einer Deutungskunst, Deutungswissenschaft haben, so sind immerhin doch einige vergleichbare Wissenschaften namhaft zu machen. In der kabbalistischen Wissenschaft, auf die wir noch zu sprechen kommen werden, finden wir eine Auslegung des als heilig geltenden hebräischen Alphabetes, die in gewisser Hinsicht als ein Gegenstück zu den chinesischen

Hieroglyphendeutungen bezeichnet werden kann. Außerdem gibt es in neueren theosophischen Schriften Auslegungen der altgermanischen Runen, die sämtlich auf das Symbol des Hakenkreuzes als ihre Urform zurückgeführt werden, Auslegungen, die als Vergleich in diesem Zusammenhang Erwähnung verdienen. Mit den Zeichen des chinesischen „Buches der Wandlungen“ wurden nun, wenn man sich ihrer für Erforschungen bedienen wollte, allerlei Anordnungen, Kombinationen, Teilungen, Rechnungen vorgenommen, denn so heißt es in dem Buche: „Die Zeichen offenbaren die Wege und zeigen die wirkenden Kräfte in ihren übersinnlichen Beziehungen. Indem wir sie befragen, erhalten wir eine Antwort und können so durch sie dem Übersinnlichen beistehen“ (Kern). —

Neuntes Kapitel

Religion und Magie in Indien

Die letzte große Kultur, deren religiöse und magische Lehren uns beschäftigen sollen, ist Indien.

Das religiöse Leben Indiens ist eine viertausendjährige ungebrochene Entwicklung. Allen Formen religiösen Lebens begegnen wir: primitivem Zauberglauben sowie „Lehren eines philosophisch abgeklärten Ekstatikertums“, elementarstem Dämonenglauben und reifsten Spekulationen über Gott und die Welt. Die Entwicklung durchläuft drei Stufen: Erstens: Die Stufe der vedischen Religion, die ihren Namen von den ältesten heiligen Schriften der Inder, den Veden, hat. Zweitens: Die Stufe des entwickelten, alles beherrschenden Opferwesens, das Zeitalter der Brahmana. Drittens: Die Zeit der großen religiösen und philosophischen Neubildungen, die mit den Lehren der sogenannten Upanischaden beginnt und mit der Entstehung von Jinismus und Buddhismus ihren Abschluß findet. Ein Wiedererstarken des Brahmanismus führt dann langsam zum Hinduismus.

Zunächst die Zeit der vedischen Religion. Die vedische Literatur umfaßt erstens die Vedagesänge. Das sind Hymnen, Opferlieder, die die heilige Opferhandlung begleiteten, oder Opfersprüche, die magischen Zwecken dienten. Zweitens

gehört zur Literatur der Veden Prosa von liturgisch-technischem Inhalte, die zum Teile bereits auch religiöse Spekulationen enthält. In einer späteren Zeit, als sich manche religiösen Anschauungen gewandelt hatten, brachte man die alten Texte durch Ausdeutung mit der neuen Auffassung in Einklang. Wir finden hier also eine ähnliche Kunst der Auslegung, wie wir sie schon im alten Ägypten kennen lernten. Manche magischen Bräuche werden in diesen Texten genannt. Da finden wir Krankheitsbeschwörungen, welche den Dämonen, die man bezeichnenderweise für die Verursacher der Krankheiten hielt, wehren sollten. Eine der wichtigsten magischen Handlungen war das Somaopfer, das mit dem Mondkultus in Zusammenhang stand. Der Somatrank war ein heiliger Rauschtrank, der in feierlichem Brauche den Göttern dargebracht, aber auch von den zelebrierenden Priestern genossen wurde. Von der Erhebung, die der Genuß dieses Trankes zuteil werden ließ, heißt es an einer Stelle (nach Hauer): „Soma haben wir getrunken; wir sind in das überirdische Licht eingegangen.“ — Aber auch andere Bräuche verliehen den Teilnehmern die heilige Erregung, die Ekstase. Die Worte, die ein Opferer über ein solches Erlebnis spricht, lauten einmal: „Von der Erde Rücken bin zum Luftraum ich emporgestiegen, vom Luftraum zum Himmel; von des Himmels, des Firmamentes Rücken bin zur Lichtwelt ich gekommen, zum überirdischen Lichte“ (Hauer). Ein andermal sagt der Opferer: „In den Himmel sind wir gegangen, mit der Sonne



Abb. 29. Maske aus Süd-Neupommern (Original im Museum für Völkerkunde, Hamburg)

Licht haben wir uns vereinigt“ . . . „Frei von der Qual der Kasteiung ist nun mein Herz; eine weite Aue bin ich, ein Weltmeer an Ausdehnung.“ So wurde dem Opferer in seiner heiligen Erregung, in die ihn die Ausführung der heiligen Bräuche versetzte, das Gefühl der Gemeinschaft mit der Gottheit zuteil.

Von besonderer Bedeutung war in vedischer Zeit das Feueropfer, das vornehmlich dem Feuergotte Agni (dessen Name an das lateinische ignis = Feuer anklingt) galt. Zwei Holzstücke, die „beiden Mütter“, wurden dabei gegeneinandergequirlt, bis durch die Reibung sich Feuer entzündete. Feuerzeremonien sind bei fast allen Völkern der Erde üblich gewesen. Insbesondere finden wir eine Übereinstimmung zwischen der indischen und altmexikanischen Neufeuerzeremonie, zu der wir auch im alten Peru ein Gegenstück haben.

Den Vätern in der Totenwelt wurde nach indischem Ritus, und dieser Brauch wird auch heute noch innegehalten, Reis dargebracht, damit nicht die unbefriedigten Geister die Angehörigen beunruhigen.

Wie bei den anderen besprochenen Völkern ist auch die Welt des Inders mit allerlei Dämonen belebt, die namentlich nachts ihr Unwesen treiben. Da finden wir dreiköpfige, bärenackige, vieräugige, blaue, gelbe, grüne usw. In den Veden werden die großen Götter mit dichterischer Anschaulichkeit geschildert. Agni, der Feuergott, wurde schon genannt. Im Mittelpunkte der indischen Götterwelt steht aber Indra, der Kriegs- und Wettergott, der auch der Sonnengott ist, der den Winterriesen besiegt. Er jagt auf einem Wagen daher, der mit zwei wilden, falben Rossen bespannt ist. Rot flammt sein wallender Bart, und furchtbar droht er mit der gewaltigen Keule, die seine Feinde zerschmettert. Einst hat

er in einem schrecklichen Kampfe einen Drachen besiegt, in einem Kampfe, der in seiner Furchtbarkeit an den Sieg des babylonischen Gottes Marduk über Tiâmat erinnert. Neben Sonne und Mond finden wir in der Mythologie dann noch die Marut, die Sturmgötter, die unter ihrem furchtbaren Herrscher Rudra, dem „Heuler“, in ungebändigter Wildheit aus den Bergen hervorbrechen und in blitzendem Geschmeide, mit blinkenden Waffen über die Länder dahinstürmen. Im Gegensatz zu ihnen steht die milde Uschas, die liebliche Götterjungfrau der Morgenröte, von der es heißt: „Die Tochter des Himmels ward im Osten sichtbar, in Glanz sich hüllend, sie wandelt den Pfad der Ordnung; wie eine Kundige verfehlt sie nicht die Richtungen des Himmels.“ —

Der Gott Váruna ist ein Mondgott, der oft mit Mitra, einem Sonnengotte, zusammen angerufen wird. Von Váruna heißt es gelegentlich, daß er als Mondgott den Lauf der Zeiten regele; die Mondgottheit ist ja vielerwärts die Gestalt, die in den Veränderungen des Mondes, den Mondphasen, die Zeit mißt. Dann gilt er auch — und hier haben wir eine Parallele zu altägyptischen, ozeanischen und afrikanischen (Yoruba-)Sagen — als die gigantische Gottheit, die mit furchtbarer Kraft Himmel und Erde auseinanderstemmte, die das ragende Firmament emporhob und Gestirne und Erde ausbreitete. Außerdem war Váruna der Hüter der Reinheit, der die Guten belohnt und die Bösen bestraft.

Mit Prajāpati kommen wir endlich zu einer Gestalt, an die sich allerlei religionsphilosophische Betrachtungen anknüpfen, welche gewisse monotheistische Tendenzen erweisen, heißt es doch von ihm: „Als goldener Keim entstand er am Anfange; nach seiner Geburt war er der einzige Herr der Welt. Er erhält Erde und Himmel, wer ist der Gott, dem

wir im Opfer dienen? Dessen Größe über alles, was atmet, was die Augen schließt und über die Welt als König gebietet, der über zwei- und vierfüßige Geschöpfe herrscht, wer ist der Gott, dem wir im Opfer dienen? Der in seiner Größe die Wasser überschaute, die die Kraft in sich trugen und das Opfer gebaren, der der einzige Gott unter den Göttern war, wer ist der Gott, dem wir im Opfer dienen? Prajāpati, kein anderer als du hast alles Geschaffene umgeben. Was wir beim Opfer erbitten, das möge uns gewährt werden.“ —

Dann sei noch einmal auf die Sage von Puruscha, dem Urmenschen, hingewiesen, die wir oben schon erwähnten.

Puruscha, eine gigantische Gestalt, wurde von den Göttern bei einem gewaltigen Feste geopfert. So entstand die Welt. Aus seinem Auge wurde die Sonne geschaffen, aus dem Haupte der Himmel, aus den Armen die Krieger, aus den Schenkeln die Bauern usw. Das ist eine Weltschöpfungssage, zu der wir ja Gegenstücke aus China, Babylon, Altmexiko usw. kennen gelernt haben: Der menschliche Leib als Urstoff, aus dem die Welt gemacht wird. Es drückt sich in solchen Sagen eine besondere Eigentümlichkeit der Denkweise des Homo divinus aus. In einer ganzen Reihe von Sprachen (z. B. zentralamerikanischen und auch einigen europäischen) sind die Worte für Gaumen und Himmelsdach gleich. Dieselbe Vokabel dient sowohl zur Bezeichnung des Himmels als auch des Gaumengewölbes. So wie in diesem Beispiele Himmel und Gaumen einander entsprechen, so entsprechen einander in den eben erwähnten Weltschöpfungssagen die Teile des Weltganzen den Teilen des menschlichen Leibes. Aus dem Auge etwa wird die Sonne, aus dem Atem der Wind geschaffen. Die Gestalt des Menschen ist eine Analogie zur Gestalt der Welt.

Die mythologischen Anschauungen Indiens, die wir mit einigen Beispielen charakterisierten, führen schließlich zur indischen Mystik, in der viele den Gipfel indischer Religiosität erblicken. Mystik ist in gewisser Hinsicht individuelle Mythik, Mythik in gewisser Hinsicht soziale Mystik.

Durch unablässige Übungen und Betrachtungen versenkt sich der Fromme in seine eigene Seele. Je tiefer er sich dabei in die letzten Gründe seiner Seele verliert, um so mehr gelangt er in Bereiche, die nicht mehr seinem eigenen Seelischen angehören, sondern einem Höheren, Göttlichen. Solcherart Betrachtungen schlossen sich vornehmlich an die heiligen Opferbräuche an.

Wir kommen damit zur zweiten Stufe der indischen Religion, der Stufe des Brahmanismus, die der Zeit der Veden, deren Mythologie wir besprachen, folgt. Sie ist charakterisiert durch die Opferpraxis, die zur Hauptaufgabe des menschlichen Lebens wird, durch die Ausbildung einer umfangreichen theologischen Literatur und schließlich durch die Askese. Die Opferpraxis forderte die Beobachtung von allerlei strengen Geboten. So wurde auferlegt: Fasten, lang dauerndes Stillesitzen in der Einsamkeit, ermüdende Anstrengungen usw. Im Laufe der Jahrhunderte entstand aus solchen Exerzitien der sogenannte Yoga (d. h. „Anschirrung“) mit seinen acht Arten von Übungen zur Er-

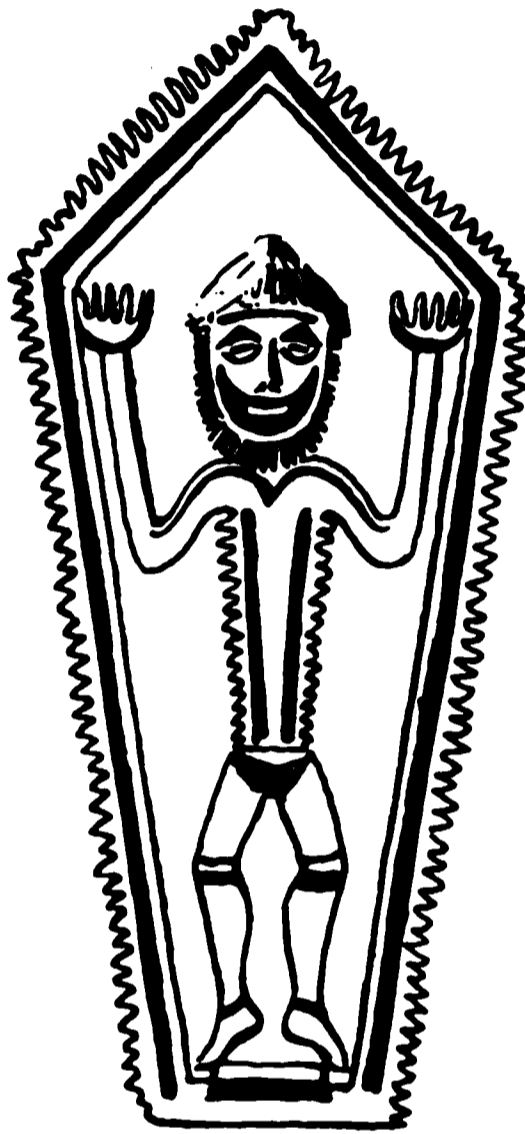


Abb. 30. Maske aus Neumecklenburg
(Original im Museum für Völkerkunde, Hamburg)

langung der Erlösung. Diese sind: 1. Innehalten der fünf großen Gebote: nicht zu töten, nicht zu lügen, nicht zu stehlen, keine Unkeuschheit zu begehen, keine Geschenke anzunehmen, die dem Sinnesgenusse dienen. — 2. Beobachtung von Reinigungsvorschriften, Genügsamkeit, Askese, Hersagen von Sprüchen, besonders Wiederholung der heiligen Silbe Om, Gottergebenheit. — 3. Das Einnehmen bestimmter Sitzstellungen zur Beförderung der geistigen Konzentration. Es werden in der Hauptsache vierundachtzig unterschieden. — 4. Atemübungen, Beherrschung des Aus- und Einatmens. Das Anhalten des Atems wird immer mehr ausgedehnt. — 5. Zurückziehen der Sinne von der Außenwelt. — 6. Festlegung, Fixierung des Denkens, das, von allen sinnlichen Anregungen befreit, auf einen bestimmten Punkt, etwa den Nabel oder die Nasenspitze, gerichtet wird. — 7. Kontemplation, besinnliche Betrachtungen etwa über das Leiden. — 8. Versenkung; es gibt eine bewußte und eine bewußtlose Versenkung, die letztere führt zur Erlösung.

(Der Buddhismus hat dieses ganze Verfahren des Sich-Versenkens vom Yoga übernommen und für seine Zwecke fortentwickelt.)

Die in der Zeit des Brahmanismus sich bildende umfangreiche theologische Literatur knüpfte an die vedischen Schriften an. Wir finden darin vor allem eine Ausdeutung des Opfers. Im Opfer liegt das Geheimnis des Daseins verborgen. Nicht das kleinste Nebenmoment darf beim Opfer gering geachtet werden. Auch geringfügige Einzelheiten (wie etwa, warum zu einer bestimmten Zeit ein Löffel Butter ins Feuer geworfen wird) erfahren tiefsinnige Erklärungen. Wir haben hier also die besondere Form einer, wie wir es nannten, Deutungskunst vor uns, der — von uns aus gesehen —

geringfügige Anlässe genügen, um weltumspannende Bedeutungen zum Ausdruck zu bringen. Das Wort „erklären“ bekommt in ihr einen ganz anderen, uns völlig fremden Sinn. „Erklärungen“ werden gegeben, aber nicht Ableitungen in einem logischen Verfahren. In dieser Welt andersgearteten Gedankenlebens wird das Opfer zum Gleichnis. Einmal heißt es in solcher „Erklärung“: Der Opferspender ist das innere Selbst des Menschen, sein Leib das Brennholz, seine Brust der Opferplatz, seine Haare die Opferstreu, seine Liebe das Opferfett, sein heiliger Eifer das Opfertier, seine Bezähmung der Opferschlächter usw.; und dann heißt es gelegentlich wohl auch: das Opfer ist das Jahr, oder sogar: das Opfer ist die Weltschöpfung.

Ein Motiv, das im Laufe fortschreitender religiöser Entwicklung sich in der indischen Weltanschauung geltend macht, ist das der Seelenwanderung. Schon in der frühen Zeit lassen sich bereits Anklänge davon nachweisen. Nach der Seelenwanderungslehre wird die Seele des Menschen nach dem Tode wiedergeboren, wandert und durchläuft viele Existenzformen: als Pflanze, als Tier, als Mensch, als Geisterwesen, als Gottheit. Es leitet sich aus dieser Anschauung nun die Folgerung ab: Ist dein Lebenswandel ein rechtschaffener gewesen, so wird im nächsten Leben dich ein besseres Los erwarten. Jedoch das Heils- und Erlösungsbedürfnis verlangt mehr als Besserung, es verlangt die Befreiung von jeglicher Wiedergeburt. Die Erlösung aber liegt im „Atman-brahman“. Dem reinen Dasein dieses Zustandes kommt der tiefe, traumlose Schlaf am nächsten. Wer den Atman erreicht hat, die Einheit, die hinter dem trügerischen Schein, der Zwiespältigkeit und Mannigfaltigkeit liegt (man erinnere sich an das Tao des Laotse) ist von Lust und Weh

unberührt. Für ihn gibt es weder Vater noch Mutter, nicht Götter, nicht Leben, nicht Tod. Das wahre Wesen des Menschen, sein Geist, ist dann eins mit der Einheit des Alls. Der Geist erlebt seine Einheit mit dem Unendlichen, ist damit von der Vergänglichkeit und den Wiedergeburten erlöst.

Es heißt einmal: „Wer den Atman weiß, dringt über allen Schmerz hinaus. Wer dieses weiß: ‚Ich bin das Brahman, der wird dies All.‘ Wem der Atman aufgegangen ist: ‚Ich bin er‘, was mag der noch suchen, wonach noch trachten, nachkrankend der Leiblichkeit? Wer den Atman fand, wer zu ihm erwachte, der ist Allschöpfer, erschafft er doch das All. Was unhörbar, ungreifbar, gestaltlos, stets beharrend, anfang- und endelos, wer wissend dies verehrt, der ist erlöst aus des Todes Rachen.“ (Hauer.)

Das „Selbst“ im Menschen ist also der Weltgrund.

Daß man zu letzter Erhebung, zur Erlösung gelange, dazu sind Opfer nötig, zudem ein guter Lebenswandel, auch asketische Selbstbeherrschungs- und Versenkungsübungen. Indessen keine Anstrengung, keine eingeübte, angelernte Geschicklichkeit genügt. Wohl kann ein schon Schauender einen anderen Menschen bis an die Grenze des religiösen Erlebens geleiten; aber das Erleben des Letzten ist selbst eine Gnade und Gabe, die einem zuteil wird. Wir sind mit diesen Lehren schon bis zur Zeit der Upanischaden gekommen, der Stufe indischer Religion nach dem Brahmanismus und vor dem Buddhismus.

Von dem Buddhismus soll in diesem Zusammenhang nur kurz die Rede sein. Sein Ziel ist dasjenige, das alle großen religiösen und philosophischen Lehren Indiens in der Zeit um die Mitte des ersten Jahrtausends v. Chr. in den Mittelpunkt stellen: die Erlösung von dem endlosen, leid-

vollen Kreislaufe der Geburten. Das Nichtwissen und den Durst nach Dasein und Lust muß man vernichten, denn sie sind die mächtigen Erzeuger des Leidens. Dieses aber ist, so wird gesagt, die heilige Wahrheit vom Wege zur Aufhebung des Leidens: es ist der achteilige Pfad, der da heißt „rechtes Glauben, rechtes Entschließen, rechtes Wort, rechte Tat, rechtes Leben, rechtes Streben, rechtes Gedenken und rechtes Sich-Versenken“. Die das Nichtwissen zerstörende Erkenntnis der heiligen Wahrheit vollendet die Erlösung, die Erreichung des Nirvana. Über den Sinn des Wortes Nirvana, das eigentlich „Verwehen“ bedeutet, ist viel geschrieben worden. Einmal wird in einem buddhistischen Buche gesagt: „Es gibt, ihr Jünger, ein Ungeborenes, nicht Gestaltetes, nicht Gemachtes (man erinnere sich wieder an das Tao des Laotse). Gäbe es nicht dieses, es würde, ihr Jünger, für das Gewordene, Geborene, Gestaltete, Gemachte keinen Ausweg geben. Das Nirvana ist weder Kommen, noch Gehen, noch Stehen, noch Sterben, noch Geburt. Ohne Grundlage, ohne Halt ist es, das ist des Leidens Ende.“ Vom Brahmanismus war das Letzte als das Seiende als wirklichste Wirklichkeit gedacht. Das Nirvana aber ist jenseits von Sein und Nichtsein und dem Erkennen unerreichbar, dem Wort unaussprechbar. — Wer dem Er-



Abb. 31. Maske aus Moresby
(Südost-Neuguinea)
Original im Museum für Völkerkunde
Hamburg)

lösungsziele mit voller Kraft nachringt, der entsagt seiner Familie, seiner Heimat. Mit geschorenem Haupt, im schlichten Gewande zieht er als Bettelmönch seinen Lebensweg dahin, nichts sein Eigen nennend als die kärgliche Kleidung an seinem Leib und eine schlichte Schale zum Empfange milder Gaben. Es ist sicher verkehrt, wenn man diese Lehre europäischerseits gelegentlich negativistisch ausdeutet und hier von „Pessimismus“ u. dgl. sprechen zu dürfen glaubt.

Überschaut man die Entwicklung der indischen Religion als Ganzes, dann erkennt man die Übereinstimmungen des Buddhismus mit den früheren Lehren, man erkennt, wie stark sich in den früheren Lehren, nämlich der Upanischaden, schon die Anschauungen des Buddhismus vorbereiten.

Für die Fragen, die uns hier besonders beschäftigen, ist es interessant, daß sich der Buddhismus in einer letzten Umbildung wieder zu Mythologie und Magie entwickelt. Es ist das ein sehr merkwürdiger Kreislauf. Von der Zauberei und dem Götterglauben war die indische Religion ausgegangen, nun, in einer späten Phase, erneuern sich diese ursprünglichen Formen.

Aber auch auf anderem Wege findet ein Wiederaufleben des Götterglaubens und der Magie statt. „Äußerlich an den Veda anknüpfend, den Zusammenhang mit dem Brahmanismus festhaltend, Kraft schöpfend aus den niederen, auch unter buddhistischer Einkleidung und Verhüllung immer fortlebenden Gestalten der populären Religion und des populären Aberglaubens erhob sich eine neue Götterlehre.“ Das ist der Hinduismus mit seiner Verehrung vornehmlich der Götter Schiva, Krischna und Vischnu. So entwachsen der volklichen Grundlage neue schöpferische Kräfte, die das religiöse Erlebnis mit der Farbigkeit einer neuen Mythologie und einer

überraschenden Fülle von Bildern bereicherten. Der Hinduismus bewahrt indessen auch philosophische Traditionen. „Sein vielgestaltiges Leben reicht von der kühnen Höhe philosophischer Spekulationen und Gedanken bis zu ursprünglichem Fetischismus und zur Magie,“ wie wir sie von primitiven Völkern kennengelernt haben.

Man darf den Hinduismus nicht ohne weiteres als eine Verfallserscheinung ansehen. Freilich, wer die Anschauungen des Brahmanismus oder des Buddhismus als Norm voraussetzt, wird der schöpferischen Vielgestaltigkeit und Farbigkeit hinduistischer Mythologie nicht gerecht werden können.

Wir haben versucht, in ganz großen Zügen ein Bild von der unvergleichlich reichen Entwicklung zu geben, die die Religion auf indischem Boden durchgemessen hat. Wir möchten unsere Ausführungen nun noch nach einigen Seiten hin ergänzen und einiges über die indische Kosmologie berichten. Wir werden da manchen Anschauungen begegnen, die uns bereits von anderen Völkern her vertraut sind.

Die älteste Vorstellung von der Welt ist in Indien die von einer Erdscheibe, welche vom Ozean umflossen ist, über welcher sich die feste Halbkugel des Himmelsgewölbes rundet. Diese lichte Halbkugel hat ihr Gegenstück in einer dunklen, unteren, unzugänglichen, geheimnisvollen. In der brahmanischen Zeit finden wir dann die Lehre von unzählig vielen voneinander abgeschlossenen ei- oder kugelförmigen Weltgebäuden. Der eigentliche Weltkern birgt in seiner Mitte die Erde mit Festländern und Meeren. Er ist zwiebelförmig, d. h. aus Schichten gebildet. Es werden folgende Schichten genannt: zähes Wasser, zähes Feuer, zähe Luft und Äther, dann weiterhin die feineren Schichten: Bewußtsein, Intellekt; alles Schichten, die vollkommen geschlossene Schalen bilden. Eine

Erweiterung erfährt dieses Weltbild durch die Idee eines zentral gelegenen, die Erde beherrschenden Weltberges. Das ist der Berg Meru, der sich inmitten der Erdscheibe erhebt. Genau über ihm steht der Polarstern, und die Himmelskörper umwandeln ihn in engeren oder weiteren Kreisbahnen. Auf dem Gipfel des Meru liegt die Stadt des Höchsten, des Brahman, rings umgeben von den Städten der acht Welt Hüter. Es heißt dann auch, daß der Berg im Osten aus Silber, im Süden aus Beryll, im Westen aus Kristall, im Norden aus Gold besteht (Kirfel), was den Farben weiß, gelb, schwarz, rot entspricht und uns zeigt, daß auch hier wie in China, Altmexiko, Babylon die Himmelsrichtungen mit Farben verknüpft sind.

Eine Idee, die das ursprüngliche Weltbild umgestaltet, ist die der heiligen Dreizahl als Prinzip der Gliederung. Es wird in einigen Schriften von drei Himmeln und drei Erden gesprochen, die sich übereinander aufbauen. Diese Auffassung hat möglicherweise ihren Ursprung im babylonischen Kulturkreis und beruht vielleicht darauf, daß man der Sonne, dem Mond und dem Sternenhimmel je eine besondere Region als Bewegungssphäre am Himmel zuteilte. Später machte sich im indischen Weltbilde die Siebenzahl als kosmisches Einteilungsprinzip geltend. Besonders im Bereiche der Unterwelt ist die Siebenteilung systematisch durchgeführt. Nach brahmanischem Glauben setzt sich nämlich die Unterwelt zunächst zusammen aus sieben Stockwerken, einem schwarzen und je einem weißen, roten, gelben, kieselfarbenen, steinfarbenen, goldfarbenen; dann folgen darunter die Höllen, von denen sieben, einundzwanzig oder achtundzwanzig unterschieden werden. Auch die Mittelwelt ist der Siebenzahl unterworfen: die Erde setzt sich nämlich zusammen aus dem

Zentralerdtteil, sechs Ringerdteilen und sieben Ringozeanen, die abwechselnd aufeinander folgen. Der Zentralerdtteil selbst wird durch sechs parallele, von Osten nach Westen hinziehende gewaltige Gebirgsstreifen in sieben Landzonen eingeteilt. Wie die Dreizahl geht auch die Siebenzahl auf astronomische Verhältnisse zurück. Man wird wohl annehmen dürfen, daß sie ihre Grundlage in der alten Lehre von den sieben Planeten hat: Mond, Merkur, Venus, Sonne, Mars, Jupiter, Saturn, die, ursprünglich in Babylon ausgebildet, ihren Weg auch nach Indien gefunden hat.

Die Weltvorstellungen des Buddhismus sind in mancher Hinsicht abweichend. Im Profil betrachtet gleicht auch die buddhistische Erdwelt, wie wir schon oben erwähnten, einer gewaltigen siebenstufigen Pyramide, die von den vier Welteilanden umlagert wird. Diese Vorstellungen waren uns bereits deswegen von Interesse, weil wir im alten Mexiko und Babylon Analogien zu ihnen fanden.

Wichtig ist weiter für vergleichende Gesichtspunkte die Lehre von Weltaltern.

Man unterscheidet ein eisernes Zeitalter von 360 000 Jahren, ein ehernes mit 720 000 Jahren, ein goldenes mit 3 440 000 Jahren. Tausendmal diese Perioden zusammengenommen ergaben einen Halbttag im Leben des höchsten Gottes Brahma.

Der Beginn der gegenwärtigen Periode, des eisernen Weltalters, wird auf das Jahr 31 020 v. Chr. verlegt.



Abb. 32. Maske der Sulka,
Gazelle-Halbinsel

(Original im Museum für
Völkerkunde, Hamburg)

Auf die indische Philosophie können wir nur in aller Kürze eingehen. Interessant ist eine Lehre aus den genannten Upanischaden, die an chinesische Anschauungen erinnert. Das leiblich-seelische Leben zerfällt danach in fünf Faktoren: Odem, Sprache, Gesicht, Gehör, Verstand. Diesen entsprechen — hier finden wir die auch anderwärts ausgebildete Lehre von den „Entsprechungen“ wieder — Wind, Feuer, Sonne, Himmelsgegenden und Mond. In einer späteren Philosophie wird die Gesamtheit dessen, was wir erkennen und benennen können, in sechs Kategorien eingeteilt: 1. Substanz, 2. Eigenschaft, 3. Bewegende Kraft, 4. Gemeinsamkeit, 5. Unterschiedenheit, 6. Inhärenz. — Mit Unterschiedenheit wird dabei das bezeichnet, was einen Gegenstand von einem anderen in einem besonderen Sinn unterscheidbar macht. Inhärenz ist endlich das Verhältnis, das unter anderem zwischen dem Ganzen und seinen Teilen besteht. Von den Substanzen werden in dieser Lehre neun unterschieden: Erde, Wasser, Feuer, Wind, Luft, Zeit, Raum, Seele, innerer Sinn. Die fünf ersten, also Erde, Wasser, Feuer, Wind, Luft, gelten als materielle, die übrigen (darunter bemerkenswerterweise der Raum) als immateriell.

In der Medizin, wir können darauf nur kurz hinweisen, spielt eine Lehre von den drei „Grundsäften“: Wind, Galle und Schleim, die den ganzen Körper durchfließen, eine Rolle. Diese Säfte halten in normalem Zustande die Lebenstätigkeit im Gange, rufen jedoch „bei Störung des Gleichgewichts“ Krankheiten hervor. Magische Momente spielen in der Medizin eine große Rolle. Insbesondere finden wir allerlei zauberische Verfahren, die sich gegen die unheimliche Gewalt von Dämonen richten. Vornehmlich für Kinder ist die Zeit kurz

nach der Geburt eine durch die Angriffe von Dämonen gefährdete.

Auch eine altertümliche Vorzeichenwissenschaft, das sei zum Schlusse bemerkt, klingt gelegentlich an. So ist es von übler Bedeutung, wenn ein zum Arzte gesandter Bote auf einem Büffel, Kamel oder Esel reitet oder ein verblichenes Gewand trägt. —

Zehntes Kapitel

Kabbala und Alchimie

Zunächst soll uns eine Fortentwicklung, die die altorientalischen Lehren auf europäischem Boden genommen haben, beschäftigen; eine Fortentwicklung, die für das europäische Geistesleben von großer Bedeutung geworden ist: Die Kabbala. Kabbala, dieser Name bedeutet soviel wie „Überlieferung“, „Tradition“, ist der Inbegriff der mystischen Lehren der jüdischen Gelehrten des Mittelalters. Die kabbalistische Wissenschaft reicht in ihren Anfängen nicht weiter zurück als bis ins siebente nachchristliche Jahrhundert. Ihre letzten Ausläufer finden wir in einigen theosophischen, okkultistischen und freimaurerischen Werken unserer Tage. Ihr indirekter Einfluß erstreckt sich sehr weit. Sie hat uraltoorientalische Gedankengehalte auf Nikolaus Cusanus, Paracelsus, Giordano Bruno übermittelt; sie hat unverkennbare Spuren in der Theosophie eines Jakob Böhme hinterlassen. Über Jakob Böhme empfangen dann Schelling und Hegel Anregungen. Freilich verloren im Laufe der Jahrhunderte die Gedanken ihre halbmythologische, bildhafte Gestalt und konzentrierten sich zu abstrakter Begrifflichkeit.

Wir begegnen in der Kabbala manchen Lehren, die mit verschiedenen Anschauungen des alten China und Indien einige innere Verwandtschaft haben.

Es ist nicht eben leicht, die kabbalistischen Lehren in einer allgemeiner verständlichen Form dem Leser darzustellen, denn das Denken dieser Weisen erhebt sich über alle Stofflichkeit bis zu den reinsten und letzten erreichbaren Höhen des Urseins. Von dort aus sucht man alles Dasein abzuleiten, von dort aus Sinn und Wesen alles Trachtens und Existierens zu erfassen.

Dieses Höchste, das sich überhaupt mit unserem Verstande denken läßt, ist das Göttliche, die Gottheit, hier aufgefaßt als reines Sein. Sie ist unendlich, d. h. erhaben über Raum und Zeit, unbedingt, d. h. durch nichts anderes bestimmt als durch sich selbst; sie ist in sich einheitlich, d. h. weder zusammengesetzt noch wandelbar. Wie kann nun aus diesem Höchsten die Welt mit ihrer Vielfältigkeit hervorgehen, wie kann in diesem Letzten die Welt mit ihrer so außerordentlichen Mannigfaltigkeit und Unterschiedenheit beschlossen sein? Der zugrunde liegende Vorgang vollzieht sich in einem Geschehen, das nur schwer zu bezeichnen ist. Man hat es mit den Worten Selbstkonzentration, Selbst Einschränkung, Selbstbesonderung zu bezeichnen versucht. Gemeint ist damit, daß sich die eine unteilbare, unveränderliche Gottheit in sich selbst als Vielheit der Welt widerspiegelt, ohne dabei in die Vielheit aufzugehen. Es läßt sich das etwa mit der Sonne vergleichen, die dieselbe eine bleibt, wenn sie auch in unendlich vielen Farben und Lichterscheinungen auf den Gegenständen der Welt erglänzt. Aber der Übergang vom Höchsten, von der Gottheit, vollzieht sich in Übergängen, in Stufen.

Da ist zuerst die Stufe, die dem Höchsten noch am nächsten steht. Sie begreift in sich die sogenannten zehn Sephirot, auf die wir noch zu sprechen kommen werden.

Das sind die dem Absoluten am nächsten stehenden Weltprinzipien.

Dann folgt die zweite Stufe: sie enthält die zehn Urformen der geschaffenen Dinge, sowie die heilige Lehre, die eine Art Grundriß der Welt in sich schließt.

Die dritte Stufe umfaßt die übersinnlichen Vorbilder der materiellen Welt, und auch die Engel und die künftigen Menschenseelen.

Schließlich kommt als vierte Stufe: die Welt der materiellen Dinge und Wesen. — Von all diesen Wesenheiten, die die vier genannten Stufen erfüllen, wird dann noch vielfach je eine männliche und weibliche Seite unterschieden.

Der Vorgang der Selbstbesonderung, Selbstbeschränkung der Gottheit, der sich also in vier Stufen vollzieht, ist als ein raum- und zeitloses, ewiges Geschehen aufzufassen. Er ist deshalb mit Worten schwer zu kennzeichnen, denn alle unsere Worte beruhen auf räumlichen und zeitlichen Unterscheidungen.

Die erste Stufe, von der wir sprachen, wird repräsentiert durch die zehn Sefhirot. Das hebräische Wort Sefhirot hängt vielleicht mit dem griechischen *sphaira*, Sphäre, zusammen. Die Sefhirot sind auch Sphären, gleichsam Schalen, die das Göttliche umhüllen wie die Blatthäute eine Zwiebel. Mitunter werden sie auch als Kategorien oder auch als Ur-ideen bezeichnet, woraus man ersieht, daß ihre Bedeutung eine sehr umfassende ist. In den alten magischen Büchern finden wir höchst seltsame Darstellungen dieser Sefhirot. Einmal in der Form eines Baumes. Das erinnert uns dann an die Weltenesche, der wir in der altgermanischen Mythologie begegnen.

Der kabbalistische Baum (*arbor cabbalistica*) trägt als Gipfel die höchste Sefhirah und als Wurzel die zehnte.

Dann gibt es noch andere Anordnungen der Sephirot. Sie werden als Gliedmaßen eines metaphysischen Urmenschen (Adam Kadmoni) aufgefaßt, sie werden auf die Gliedmaßen einer menschlichen Gestalt verteilt. Wir haben schon früher ausführlich bei der Erläuterung des Kalenders über den Ursprung jenes Glaubens, der die Körperteile des Menschen mit höheren Mächten, göttlichen Potenzen, in Verbindung bringt, gesprochen. Wir fanden verwandte Anschauungen im alten Mexiko, in Neuseeland, in Ägypten und dann in den Welterschöpfungssagen verschiedenster Völker.

Eine weitere Gruppierung der Sephirot ist die in der Form eines zehnspeichigen Hakenrades, das an das Hakenkreuz erinnert, das ja in der Religion verschiedenster Völker (unter anderem in der Symbolik der Maya-Indianer von Yucatan, wo es Sonnensymbol ist) eine Rolle spielt.

Wir sagten, daß die zehn Sephirot der ersten von vier Stufen angehören, die den Übergang vom Höchsten zum Stofflichen bilden. In ähnlicher Weise nun, wie sich die erste Stufe in die zehn Sephirot teilt, zerfallen auch die übrigen drei Stufen in zehn Untersphären. So erstreckt sich vom Göttlichen bis tief hinab zur materiellen Welt eine Stufenfolge, in der das Materielle nicht etwas grundsätzlich anderes ist als das Geistige; vielmehr ist es seinem Wesen nach etwas, in dem das Geistige, Göttliche nur getrübt, unklarer zur Geltung kommen kann. Auch die niedrigsten Elemente sind noch Ausstrahlungen des letzten Ur-Einen, wenn auch geschwächte, gleichsam gebrochene. So stehen die vier Stufen unter sich und in ihren Teilen in enger Verbindung und Wechselwirkung. Darum ist auch eine Erhebung von den unteren Stufen in die höheren möglich, und so kann denn auch der Mensch aus dem Bereiche des ihn umgebenden

Materiellen, Stofflichen, in reinere, geistige Sphären emporsteigen.

Von den zehn Sefhirot, den Potenzen, die die erste Stufe bedeuten, sind nun neun als Gruppen von je drei zusammengefaßt. Diese drei Gruppen sind: das Vernunftreich (als höchste), das Seelenreich und das Naturreich.

Die zehn Sefhirot weisen nun noch einige Beziehungen auf, auf die wir kurz eingehen müssen. Wir finden hier nämlich in den kabbalistischen Lehren Anschauungen, die ihre Analogie in den babylonischen, chinesischen, altmexikanischen Lehren von „Entsprechungen“ haben, deren Ausbildung, wie wir ausführten, sich unmittelbar aus der Art primitiven, klassifizierenden Denkens ergibt. Den drei genannten Reichen: Vernunftreich, Seelenreich, Naturreich entsprechen drei Unterscheidungen der Seele: 1. Geist oder vernunftbegabte Seele; 2. empfindende und wollende Seele, und 3. Seele als belebendes Element des Körpers, die sinnlichen, animalischen Seelenkräfte umfassend.

Die menschlichen Seelen sind „präexistent“, d. h. sie existieren nach kabbalistischer Auffassung bereits vor diesem Erdenleben, sie wurden insgesamt schon gleich bei der Schöpfung der Welt geschaffen und bleiben bis zu ihrem Abstiege zur Erde in einem besonderen Himmelsraume verborgen. Der Zweck des Erdenwandels ist die Läuterung und Vervollkommnung. Wird diese nicht erreicht, so wird der Seele eine Seelenwanderung auferlegt, die ihr in weiteren Prüfungen Gelegenheit gibt, sich zu bewähren. Nach dem Tode gehen die Seelen wieder an ihren Ursprungsort zurück, wenn sie zur Vollkommenheit gekommen sind. Manche glaubten, daß die Seele auf ihren Wanderungen in Tiere, ja zuweilen sogar in Pflanzen, Steine oder Geräte eingehen

müsse. Das Endziel der zur Vollkommenheit gelangten Seelen ist das Einmünden in das Absolute, das Einswerden mit der Gottheit. Bis die Seele nach dem Tode, wenn ihr das beschieden ist, in einen neuen Körper eingeht, wandelt sie nach kabbalistischem Glauben längere oder kürzere Zeit auf Erden körperlos umher. Eine Seele, zumal die eines guten und weisen Mannes, kann sich wohl auch in eine Anzahl „Seelenfunken“ zerspalten, von denen jeder dann zur Seele eines hervorragenden Mannes wird. Wir finden auch die Anschauung, daß mehrere Seelen zugleich in einem Leibe sein können. Wenn nämlich eine Seele, trotz redlichen Wollens, aus Unkenntnis nicht zur Vollkommenheit aufzusteigen vermag, gesellen sich zu ihr eine oder mehrere nicht eingekörperte Seelen von bereits Geläuterten, um ihr beizustehen.

Das sind die Hauptzüge der kabbalistischen Welt- und Gottanschauung.

Manches davon dürfte dem Leser noch deutlicher werden an den praktischen Anwendungen, zu denen die kabbalistischen Lehren Anlaß gaben.

Solchen Verfahren liegt zunächst die Idee zugrunde, daß der fromme Mensch, je mehr er sich in das Göttliche vertieft, dem er seinen Ursprung verdankt, um so mehr diesem wesensähnlich wird. So vermag er einerseits in den urewigen Zusammenhang des Seins als Erkennender einzudringen, andererseits, als Wirkender einen Einfluß auf das übersinnliche Sein und Geschehen wie auf seine irdische Umwelt auszuüben.

Wir hatten früher bereits von der magischen Bedeutung des Namens gesprochen und gesagt, daß der Name, etwa derjenige eines Menschen, dem Homo divinans als Offen-

barung seines Wesens gilt. Den Namen eines Menschen mißbrauchen heißt dabei soviel, wie dem Menschen einen Schaden zufügen. Auf ganz verwandte Auffassungen ist es zurückzuführen, wenn bei den alten Kabbalisten der Name Gottes als wundertätig, als magisch wirksam gilt, ist doch auch er gleichsam eine Erscheinungsform des Absoluten. Es werden uns in den Büchern eine ganze Anzahl solcher wirksamen Namen Gottes genannt. Mit ihrer Hilfe konnte man, so heißt es, Tote wieder beleben, Kranke heilen, allerlei Verwandlungen bewirken, auf dem Wasser umherwandeln und anderes mehr. Im allgemeinen haben wir es hier wohl mit Wirksamkeiten zu tun, die wir als — psychologisch gesprochen — Suggestionen zu betrachten haben. Die Beeinflußbarkeit durch Suggestionen ist ja beim Homo divinus eine, wie wir mehrfach Gelegenheit hatten hervorzuheben, außerordentlich große. Der Verfasser dieses Buches hat einmal erlebt, daß in einer Universitätsklinik ein Patient infolge Nennung eines lateinischen Krankheitsnamens, der dem ungeschulten Ohre ein unheimlich-geheimnisvoller Klang war, in eine tiefe Ohnmacht gefallen ist. Hier haben wir also eine Art Namenzauber, eine Art Wortzauber auch in unseren Verhältnissen vor uns. Wirksam sind auch in kabbalistischer Auffassung die Namen der göttlichen Diener, der Engel, namentlich der vier Erzengel: Michael, Raphael, Gabriel, Uriel, die wohl ursprünglich die Regenten der vier Himmelsrichtungen waren. Wichtig sind weiter auch die Namen der Dämonen, von denen einige gefallene Engel sind. Einige Kabbalisten sahen in den Dämonen eine Zwischenstufe zwischen Mensch und Tier. Man schrieb ihnen seltsam phantastische Gestalt zu, sie erscheinen als Faune, Pane, Bocksteufel usw. Auch die Krankheiten schreibt man — wie in Indien, China usw. —

dem Einflusse von Dämonen zu. Wir haben bereits früher von dem Ursprunge des Dämonenglaubens eingehend gesprochen, die psychologische Wurzel aufgewiesen, und den Sinn solcher uns zunächst befremdend anmutender Anschauungen dargelegt.

Werfen wir nun einen Blick auf die Deutungskünste, deren sich die alten kabbalistischen Gelehrten bedienten.

Da ist zunächst die Astrologie zu nennen. Der Grundgedanke der Astrologie — wir sprachen oben ja schon von der babylonischen Astrologie — ist bekanntlich der von der Wirksamkeit der Planeten, deren Einflüsse der Astrologe in kompliziertem Verfahren zu ergründen sucht, um dadurch das Schicksal eines Menschen zu bestimmen. Als Planeten gelten dabei, nach altorientalischer Auffassung: Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Merkur, Mond. Je nachdem nun diese Planeten in besonderen Feldern, in die der Himmel eingeteilt ist, und die man „Häuser“ nennt, auftreten, gelten sie als maßgebende Faktoren für bestimmte Tagesstunden, Wochentage, Monate und Jahre. Weiter lehrt die Astrologie, daß die Planeten mit den Metallen, mit den Pflanzen, den Edelsteinen, den Körperteilen und Eigenschaften des Menschen, den Buchstaben des Alphabetes, den Winden, den Himmelsrichtungen, den Zahlen, Tönen, Engeln, Ideen, kurz mit allem universellen und personellen Sein in Zusammenhang stehen. Wir finden also auch hier wieder eine Lehre von Entsprechungen und Klassifizierungen von der Art, wie sie uns bereits mehrfach beschäftigt haben. So vermochte man am Himmel alles abzulesen, was auf Erden vor sich ging.

Besonders wirkungsvoll ist der Einfluß der Planeten in der Geburtsstunde eines Menschen. Die unter dem Einflusse des Mars Geborenen gelten z. B. als gewalttätige, rücksichts-

lose Kampfnaturen; die unter dem Einflusse des Saturn Geborenen als tiefangelegt, grüblerisch, beständig usw.

Ein zweites Gebiet magischer Wissenschaft ist die magische Arithmetik. Sie beschäftigt sich mit den sogenannten magischen Quadraten. Das sind magische Zusammenstellungen von Zahlen in der Art, daß die dabei entstehenden senkrechten, wagrechten und diagonalen Zahlenreihen zusammengezählt dieselbe Summe ergeben. Den Ursprung und den ersten Gebrauch solcher Quadrate hat man mit großer Wahrscheinlichkeit nach Indien verlegt, jenem Lande, dem eine ganze Reihe arithmetischer Erfindungen zu danken ist (das unter anderem den wichtigen Begriff der Null erdachte, der sonst nur noch einmal auf der Welt, und zwar von den Maya-Indianern gebildet, von den europäischen Völkern aber nicht selbständig geschaffen wurde).

Die magischen Quadrate nun offenbaren eine ganze Reihe sehr seltsamer Beziehungen und „Entsprechungen“. Jeder Zahl entspricht ein Buchstabe, die Buchstaben aber weisen auf Worte hin, die den Anlaß zu allerlei tiefsinnigen Deutungen, die man in die Zahlgruppen hineinlegte, gaben. So wurden die Quadrate zu einer Art Geheimschrift, die dem, der sie richtig anzuwenden vermochte, magische Macht verlieh.

Ein drittes Gebiet der Deutungskunst ist die Traumdeutung. Auch bei uns sind ja Traumdeutungen noch im Schwange. Die Verfahren, die dabei zur Anwendung kommen, gehen letzten Endes wohl alle auf kabbalistische zurück. Wir finden in den kabbalistischen Traumbüchern Deutungen wie etwa: „Wer im Traume einen Schimmel sieht, hat Gutes zu erwarten; wer ein trabendes, braunes Pferd sieht, dagegen etwas Böses.“ Wir haben auch den Sinn der Traumdeutung oben bereits eingehender besprochen. Wichtig ist die ge-

naue Unterscheidung von verschiedenen Traumarten, die der Kabbalist macht. Auch unter primitiveren Völkern finden wir vielfach besondere Fachausdrücke für verschiedenerelei Träume. Man erkennt daraus, daß dem Homo divinus in bestimmten Fällen ein feines Unterscheidungsvermögen für Seelisches eigen ist, dem wir in unseren Verhältnissen nur ausnahmsweise begegnen. Der Kabbalist unterscheidet: Wahrträume, welche gewisse künftige Ereignisse ohne symbolische Einkleidung wiedergeben; dann einfache Träume, welche in bildhafter Einkleidung diesen oder jenen bedeutsamen Umstand eines zukünftigen Ereignisses in sich bergen; schließlich: täuschende Träume.

Weiter ist von Deutungskünsten zu nennen die Chiro-mantie, die Handorakellehre. Uns interessiert vornehmlich, daß wir in ihr wieder der Anschauung von den „Entsprechungen“ begegnen. Wir finden demgemäß die innere Handfläche in besonderer Weise aufgeteilt, um aus ihren Faltenlinien die Deutungen zu gewinnen, und zwar wird unter anderem eine Venus-, Jupiter-, Saturn-, Merkurebene, ein Mondberg usw. unterschieden.

Zur magischen Praxis der Kabbalisten gehörten auch Beschwörungen und allerlei Maßnahmen gegen den bösen Blick. Man zieht etwa unter Hersagung magisch wirksamer Sprüche einen Kreis um sich. Dadurch erhält man große magische Kraft. Es wird uns z. B. von einem Kabbalisten berichtet, der durch solche Beschwörung, wenn der Regen über Gebühr lange ausgeblieben war, die Niederschläge vom Himmel herbeizuzaubern vermochte. Er stellte sich dabei in einen Kreis und sprach die Worte: „Herr der Welt! Deine Kinder haben ihr Augenlicht auf mich gerichtet, weil ich bei Dir wie ein Sohn bin. Ich schwöre bei Deinem großen Namen,

daß ich nicht eher von hier weiche, als bis Du Dich (durch Regensendung) über Deine Kinder erbarmt hast“ (nach Bischoff). — Wir haben ähnliche Bräuche von anderen Völkern bereits kennengelernt und auch dargelegt, daß manche als Beschwichtigungen aufzufassen sind, die das durch Sorge und Angst gestörte Gefühlsleben wieder in das Gleichgewicht bringen. Daß es sich hier tatsächlich um — psychologisch gesprochen — Suggestionen handelt, bezeugt die Forderung: man müsse sich zu allen magischen Handlungen vorbereiten durch aufmerksames Rezitieren gewisser heiliger Formeln und Gebete, verbunden mit selbstvergessener Meditation und frommen Bußwerken, sowie durch Vertiefung in das heilige Buch des Sohar (des kabbalistischen Hauptwerkes), nur dann könne man zu überirdischer Seelenkraft gelangen. Der Suggestionencharakter mancher magischen Handlungen wird auch bezeugt durch Hymnen, die angestimmt wurden, und die in oft ergreifender Eindringlichkeit sich an den Höchsten wenden. — In einer solchen Hymne heißt es: „Wie die Stimme des Wassers im Rauschen der Ströme, wie die Stimme der Wogen in blauer See, wenn im Lenze der Südwind einher sie wälzt, so erklingt die Stimme lobenden Liedes einher vom Throne der Herrlichkeit, den König der Könige preisend. Ein Schwall von Tönen, ein großes Getöse, unzählige Stimmen gesellen sich mächtig zum Gesange des Thrones der Herrlichkeit, dem Gewaltigen zu singen und klingen, und tausendstimmig rauscht es einher: Heilig, heilig ist der Herr der unzähligen Heerscharen“ (Bischoff). —

Wir erwähnten bereits eine ganze Anzahl von Deutungskünsten, die die Kabbalisten entwickelt haben. Eine der Kabbalistik eigentümliche Form solcher Verfahren ist nun die Buchstabenmystik. Bei den Auslegungen, die man mit

den Texten der Bibel vornahm, verwandte man sehr merkwürdige Methoden, um geheimnisvolle Bedeutungen, die man in dem heiligen Buche verborgen glaubte, zu ergründen. Wie wir schon oben sagten, hat jeder Buchstabe außer seinem Lautwerte noch einen Zahlenwert, er ist also gleichzeitig: Zahlzeichen, Ziffer. Man ersetzt nun in den Texten gewisse Worte durch andere, die den gleichen Zahlenwert haben, und gelangt dadurch zu einem neuen Sinn, der für die Ausdeutung des Textes verwandt wird. Weiter faßt man gelegentlich die Buchstaben eines Wortes als Anfangsbuchstaben der Worte eines Satzes auf, den herauszufinden die Aufgabe der Gelehrten ist. Außerdem vertauschte man die Buchstaben eines Wortes untereinander, so daß ein neues Wort entstand, dessen Sinn dann als aufschlußreich galt. Allen solchen Verfahren liegt die Auffassung zugrunde: Die Buchstaben sind nicht nur für den praktischen Gebrauch bestimmte Elemente des sprachlichen Ausdruckes, sondern Elemente der Welt. Wir sagten, daß nach ursprünglicher Auffassung der Name, das Wort für einen Gegenstand, für ein Wesen, etwas dem Gegenstande, dem Wesen gleichsam Anhaftendes, Zugehöriges sei, gleichsam eine seiner Erscheinungsformen. Ebenso werden auch für den Kabbalisten die Buchstaben, die das Wort eines heiligen Textes zusammensetzen, zu bedeutungsvollen Weltelementen. So zeigt sich auch in dieser Deutungskunst, daß eine — von uns aus gesehen — geringfügige Tatsache, ein geringfügiges Moment, der Ausgangspunkt tief-sinniger Aussagen, bedeutsamer Auslegungen werden kann, denn: „Richtig eingestellte Einseitigkeit ist ein vollkommenes Sinnbild der Totalität.“ —

Manche Beziehungen zur Kabbalistik und auch manche verwandten Züge hat die Alchimie, die gerade als Deutungs-

kunst für unseren Zusammenhang von Interesse ist. — Die Alchimie gilt allgemein als eine eigentümliche Mischung von Wissen und Spekulation, welche es dem mittelalterlichen Gelehrten ermöglichen sollte, auf künstlichem Wege Gold zu machen. Es handelt sich nun bei den zugrunde liegenden Spekulationen nicht, wie man vielfach meint, um rein chemische Überlegungen. Vielmehr verbinden, verweben sich den chemischen Überlegungen allerlei philosophische Theorien, die auf die alte griechische Naturphilosophie, auf Platon, Aristoteles, die religiösen Anschauungen der Neuplatoniker, die Zauberlehren des alten Orientes zurückgehen, denen sich dann noch christliche Lehren beigesellen. So ist auch die Alchimie ein Ergebnis jener Gedankenmischungen, in denen sich in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten Gedankenhalte verschiedensten Ursprunges miteinander vereinigten. Die chemische Wissenschaft ist bekanntlich im Mittelalter von den Arabern zu uns gekommen. Aber damit ist nicht gesagt, daß ihre Lehren arabischem Ursprunge zu danken seien. Vielmehr haben die Araber nur griechisch-hellenistisches Wissen übermittelt, dessen Hüter und Bewahrer sie einige Zeit gewesen waren. Das griechisch-hellenistische Wissen aber ging wieder auf noch ältere Quellen zurück. Als Begründer der Alchimie verehrte man bezeichnenderweise den ägyptischen Hermes, der eigentlich der bereits genannte ägyptische Gott Thot ist, der zur Zeit der Ptolemäer mit dem griechischen Hermes identifiziert wurde. Man verehrte ihn als Herrn der höchsten Weisheit und schrieb ihm eine ganze Reihe philosophischer und theologischer Werke zu. In späterer Zeit sank diese göttliche Gestalt immer mehr zu einem Zauberer herab.

Wer die Beschreibungen der Alchimisten als Chemiker liest, findet sie völlig abstrus und unverständlich, wer sie

jedoch als einen symbolisierenden Bericht zu würdigen versteht, der bewundert die Klarheit und eindringliche Kraft, mit der hier das Wunder der Wiedergeburt in einer farbigen Bildersprache verkündet wird.

In einer späten Zeit der Alchimie trat allerdings der chemische Gedanke, der Gedanke, künstlich Gold zu machen, immer mehr in den Vordergrund, traten die philosophischen, religiös-magischen Gedanken immer mehr zurück. Wohl auf keinem Gebiete kann man auf europäischem Boden den Wandel vom Homo divinans zum Homo faber deutlicher bemerken wie auf dem der Chemie. Anfangs hatte man sich der chemischen Vorgänge, der chemischen Erscheinungen in einem Denken bemächtigt, das man wohl als mythisch bezeichnen kann. Man nahm an, daß die Metalle wie die Menschen Körper und Seele hätten. Die Seelen, das Seelische der Metalle dachte man sich dabei — vergleichbaren Vorstellungen begegneten wir bei primitiven Völkern — als eine feinere Körperlichkeit. Man sagte auch, das Seelische, oder wie es genannt wurde, „die erste Materie“ (prima materia), sei allen Metallen gemeinsam. Um nun ein Metall in ein anderes zu verwandeln, war es nötig, auf die Metallseele zu wirken. Manchmal galt das Blei, dem man den ägyptischen Namen Osiris gab, als prima materia, manchmal das Quecksilber, Mercurius. Man glaubte dann, man müsse das Seelische des Metalles irgendwie zur Beständigkeit bringen („figieren“), um edles Metall (Gold, Silber) zu erzeugen. Jenes Mittel aber, welches die Umwandlung, „Transmutation“, bewirken sollte, nannte man den Stein der Weisen. Dieser, so sagte man, habe die Kraft und Fähigkeit, die unedlen, gleichsam kranken Metalle edel und gesund zu machen. Hier spielt also eine andere Idee hinein, die der Universalmedizin,

die den Menschen von allem Leiden zu befreien und ihn zu verjüngen vermag. Die Herstellung eines solchen Allheilmittels war (neben dem Goldmachen) das zweite Ziel der alten chemischen Kunst.

Es ist dabei nötig, zu erwähnen, daß man in den Berichten über die chemischen Vorgänge, die man vorzunehmen hatte, von den verschiedenen Materien in um so umfassenderer, gleichnishafterer Bedeutung spricht, je mehr neben den chemischen die philosophischen Spekulationen eine Rolle spielen. Es ist nicht mehr vom gewöhnlichen Quecksilber etwa die Rede, sondern der Name ist Bezeichnung für ein übersinnliches Prinzip, das man nicht mit dem gemeinen Stoffe gleichen Namens verwechseln darf, ebenso wie mit der *prima materia* nichts Stoffliches gemeint ist.

Ein Gedanke, der vielfach in die chemischen Vorgänge hineingedeutet wird, ist der von einem Keimen und Zeugen. Man setzt bei den chemischen Manipulationen den verwendeten Gemengeln ein klein wenig Gold zu, damit es wie ein Samen aufgehe und Frucht trage. Häufig wird dabei auch der „Stein der Weisen“, der die gewünschte Umwandlung bewirken soll, als philosophisches Ei bezeichnet, das eine wunderbare Keim- und Zeugungskraft in sich berge. Das philosophische Ei erinnert uns an das Weltei mancher Kosmologien. Wir haben in chemischen Prozessen in alchimistischer Auffassung also ein Gegenstück zur Welterschöpfung vor uns.

Weiter finden wir in der Alchimie die Lehre von den zwei Prinzipien, die alles Geschehen bewirken. (Wir erinnern dabei daran, daß auch in China eine ähnliche Theorie in der Lehre von Yin und Yang ausgebildet ist.) Diese beiden Prinzipien heißen Mercurius und Sulfur, Quecksilber und

Schwefel, die eine Art von Weltprinzipien sind und nicht mit den gleichbenannten Stoffen verwechselt werden dürfen. Mercurius gilt als Träger der metallischen (im weitesten Sinne) Eigenheit, Sulfur dagegen hat den Charakter des Brenn- baren und ist die Ursache der Veränderungen, die das Metall im Feuer erleidet. Paracelsus nun fügte diesen beiden Prin- zipien ein drittes hinzu, das des Salzes (sal), das der Festigkeit oder „Greiflichkeit“. Diese drei Prinzipien werden oft in der Bildersprache der Alchimisten als Geist, Seele, Leib bezeichnet. Hier klingt also überall wieder eine Lehre von „Entsprechungen“ an, und wir dürfen annehmen, daß die (von uns aus gesehen „verglichenen“) Dinge, die einander „entsprachen“, für die besondere Anschauungs- und Erlebnis- weise ursprünglich identisch waren.

Es gelten die Metalle: Blei, Zinn, Eisen, Gold, Kupfer, Quecksilber, Silber als Entsprechungen der Planeten: Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Merkur, Mond. Es ist dabei hervorzuheben, daß gemäß mannigfacher Entsprechungen und Gleichsetzungen, die wir hier nicht alle namhaft machen können, mitunter mehr als fünfzig Namen in bunter Abwechs- lung für den gleichen Sinn gebraucht werden. Es handelt sich dann immer um verschiedene Sinnbilder, mit denen jedoch dasselbe gemeint ist. So finden wir häufig, daß Dinge, deren Zusammenfügung sich bei den chemischen Manipulationen als notwendig erweist, als Mann und Weib, als Rot und Weiß, auch als roter Löwe und weiße Lilie, als Sonne und Mond, als Sulfur (Schwefel) und Merkur (Quecksilber) bezeichnet werden.

Wenden wir uns nun der Bedeutung dieser seltsamen Anschauungen und Bräuche zu, die meist als Ausgeburt aller möglichen Irrtümer und Betrügereien gegolten haben. Zu-

nächst muß der außerordentliche religiöse Ernst auffallen, der in der Mehrzahl der alchimistischen Schriften zum Ausdrucke kommt. Der sollte eigentlich alle stutzig gemacht haben, die in ihnen nur die Rezepte gewinnsüchtiger Goldmacher vermuteten. Manche von den alchimistischen Schriftstellern rücken zudem bewußt von den zweifelhaften Abenteurern ab und wollen nichts, wie sie sagen, mit den „Sudelköchen“ gemein haben, denn das wahre Gold sei nicht das Gold der Menge.

Wir sagten schon, daß sich den chemischen Gedanken philosophische beigesellen. Die philosophischen sind sogar die tragenden gewesen. Diese wichtige Entdeckung verdanken wir vor allem dem Amerikaner Hitchcock.

Die Arbeit der wahren Alchimie war also keine Verrichtung der Hände, sondern Kontemplation, fromme Betrachtung.

Es ist zur großen Verwunderung von den modernen Lesern der alten alchimistischen Schriften bemerkt worden, daß die größte Schwierigkeit für die Uneingeweihten die sei, das richtige „Subjektum“ zu finden, und daß die zu bearbeitende Materie auch identisch sei mit dem Gefäß, mit dem Destillierkolben, mit dem philosophischen Ei. Diese scheinbar verwirrenden Widersprüche lösen sich darin auf: mit alledem ist der Mensch selbst gemeint, der in schwerem geistigen Ringen zum Göttlichen zu gelangen sich bemüht. Der Alchimist Alipili sagt einmal in diesem Sinne: Wer in die Tiefen der Natur eindringen will, lerne zuerst wissen, was er selber sei; durch die göttliche Kraft, die in ihm liegt, heile er sich vor allem selber und verwandele, „transmutiere“ seine eigene Seele. Der Stein, die „prima materia“, ist also der Mensch; der geheimnisvolle, entwicklungsfähige Merkur, der in den

Menschen steckt, aber ist das Gewissen, und das gemeine Quecksilber ist das Gewissen im Rohzustande. So wird das ganze, scheinbar so wirre und unklare Treiben der Alchimisten mit einem Male durchsichtig und erweist sich als eine sinnvolle Bildersprache. In ihr spiegelt sich der Vorgang der Läuterung, Entsagung und Erlösung wider. Lehren sprechen hier zu uns, denen wir in China und Indien, in mythologischer Form auch in der Legende von dem sich opfernden, d. h. sich läuternden mexikanischen Gotte Quetzalcouatl begegneten. Die gewinnsüchtigen Laboranten, die Gold machen wollten, um reich zu werden, waren nur Nebenläufer, die den echten tiefen Sinn der Lehren nicht mehr zu verstehen vermochten.

In den Büchern aber der merkwürdigen alchimistischen Weisen ließen sich die erweckten, erleuchteten Verfasser den Inhalt der religiösen Lehren zum Erlebnisse werden. In hundertfältigen Bildern brachten sie zum Ausdrucke, was auszudrücken sich die Lehren, Kulte, Mythen aller Religionen bemüht haben: die Erlösung in der Einswerdung mit dem Göttlichen.

Man hat sich häufig gefragt: Wozu diese „dunkle Sprache“, wozu diese „Verhüllung durch allerlei seltsame Bilder und Gleichnisse“? Wer sich in diese Sprache eingelesen hat, dem sind ihre Bilder nicht mehr dunkel und keine Verschleierung, sondern ein durchaus gemäßer Ausdruck. Wenn man den Erlösungsgang schildern, wirklich vorstellbar machen will, dann muß man zu Bildern greifen.

Wie der Mexikaner den Erlösungsvorgang im Menschenopfer verbildlichte, den Vorgang, den er auch als Selbstopfer des Gottes Quetzalcouatl darstellte oder auch im Verlöschen des Mondes und Aufgange des Morgensternes zu erkennen glaubte, ebenso sieht der Alchimist in dem rätsel-

haften Verhalten der Materie beim Erhitzen, Schmelzen, Mischen ein Zeugnis, ein Gleichnis des Erlösungsweges. Einmal sind die Gestirne am Himmel, das andere Mal die Metalle im Schmelzofen ein Gleichnis und Gegenbild für das Erlösungserlebnis, das sich in direkter Rede nie ganz würdig, nie ganz vorstellbar schildern ließe. Wir möchten unsere Ausführungen über die Alchimie schließen mit einem Zitate aus dem Werk eines englischen Alchimisten (Pordage), das klarer als alle Auseinandersetzungen zeigt, wie die Alchimie, die, wie sich ergeben hat, keine Experimentiererei ist, aufgefaßt werden muß: „Damit ich zu einer gründlichen und vollkommenen Reinigung von aller Irdischkeit kommen und gelangen möchte, übergab ich meinen Willen dem feurigen Schmelzofen als einem Reinigungsfeuer, bis all meine eitlen Lüste der Irdisch-Gesinntheit im Feuer abgebrannt, und all mein Eisen, Zinn und Schlacken in diesem Feuer-Ofen gänzlich zerschmolzen wären, damit ich in meinem Geiste als ein rein Gold erscheinen, und neue Himmel und eine neue Erde in mir geschaffen und geformt sehen möchte.“ —

Partamos hacia los campos del Ensueño a vagar por esas azuladas colinas donde se levanta la torre abandonada de lo sobrenatural.
(Eca de Queiros.)

Elftes Kapitel

Erkenntnisweisen und heutige Möglichkeiten der Deutungskunst

Wir haben in den vorigen Abschnitten einen Überblick gegeben über die religiösen und magischen Lehren jener Kulturen, bei denen die Magie von wesentlicher Bedeutung ist. Wir besprachen zuerst die Magie primitiverer Völker, erläuterten den Glauben an Vorzeichen, wie er sich einst bei allen Völkern der Erde fand, sowie Sinn und Wesen der Traumdeutung. Dann erörterten wir einige charakteristische magische Bräuche und zeigten an Beispielen, wie solche Bräuche zu verstehen sind. Es erwies sich, daß sie zum Teil als Beschwichtigungen aufzufassen sind, als eine Art instinktiv angewandter Suggestionstechnik, deren Verfahren eine Ausbalancierung des gestörten Gefühlslebens bewirken. Weiter beschäftigten wir uns mit dem Anbahnungszauber, den Formen des Fernzaubers und zeigten, daß auch in unserem Leben Ansätze zu solchen magischen Verhaltensweisen sich finden, die aber nicht zur Entwicklung kommen, d. h. nicht sich zu Bräuchen und Gewohnheiten ausgestalten.

Dann hatten wir eingehend das klassifizierende Denken des Homo divinans besprochen. Damit waren wir zu der ursprünglichsten Systematik, zu der ersten Ordnung von allerlei

Wissen gekommen, die der Mensch ausbildet. In solchen Ordnungen hatten wir den Keim aller Wissenschaft, die ja geordnetes Wissen ist, gefunden. Freilich, wie verschieden waren diese Ordnungen von denen, wie sie von unserer heutigen Wissenschaft entwickelt werden. Indessen standen diese Ordnungen den Systemen der Wissenschaften, wie sie Mexikaner, Chinesen, Babylonier usw. schufen, nahe. Von den auf magischer Grundlage erwachsenen Wissenschaften beschäftigten uns der Kalender und die Medizin eingehender. Diese allgemeinen Erörterungen hatten dann das Verständnis vorbereitet für den zweiten, speziellen Teil. In diesem gaben wir dem Leser eine Übersicht über die religiösen und magischen Lehren des alten Mexiko, Peru, Babylon, Ägypten, China, Indien. In dem Abschnitt über Mexiko legten wir Wesen und Ursprung des Götter- und Dämonenglaubens von völkerpsychologischem Gesichtspunkt aus allgemein dar, sowie die Probleme von der Bedeutung der Ekstase und von der Verwandelbarkeit der Dinge. Schließlich führte uns die Erörterung der mystischen Lehren der mittelalterlichen Kabbalistik und der Alchimie nach Europa und zur neueren Zeit.

Eins hatten wir bei unserer religionsgeschichtlichen Wanderung uns immer vor Augen gehalten: So seltsam, so fremdartig, so unverständlich uns auch manche religiösen Anschauungen und Bräuche erscheinen, die Fremdartigkeit darf uns niemals verführen, in diesen Bräuchen, in diesen Anschauungen grundsätzlich Betrugerei, Selbsttäuschung, Irrtum zu vermuten. Ihnen ist grundsätzlich ein Sinn zuzuerkennen, wenn es uns auch zuweilen schwer fallen mag, die unbezweifelbaren Notwendigkeiten, denen sie entsprechen, in eine uns vertraute Sprache zu übersetzen.

Worin sich die Wissenschaften und Lehren so verschie-

dener Völker wie der Chinesen, Babylonier, Inder, Mexikaner, Peruaner, Ägypter gleichen, das ist der Charakter einer Deutungskunst, der bei ihnen allen vorherrscht, oder, wie zu vermuten steht, vorgeherrscht hat.

In Mexiko fanden wir eine Deutungskunst der kalenderkundigen Priestergelehrten. Aus dem Zusammentreffen von dämonischen oder göttlichen Gestalten, die die Regenten bestimmter, genau bezeichneter Zeitabschnitte sind, leitet sich Ungunst oder Gunst der Tage für irgendein Unternehmen ab. Außerdem wurde in Mexiko mit Körnern gewürfelt; die Lage der Körner, ihre Anordnung gab dann ebenfalls Gelegenheit, allerlei Auslegungen vorzunehmen.

In Peru begegneten wir ganz ähnlichen Bräuchen. Hier fanden wir Vogelflugdeutung und Weissagung aus den Eingeweiden der Opfertiere, vornehmlich der Lamas, sowie aus der Form der Blutflecken, die das aus der Lunge der Opfertiere austretende Blut bildet.

In Babylon fanden wir etwas Verwandtes in der sogenannten Hepatoskopie. Die Leber von Opfertieren gab dem Babylonier ein Bild aller möglichen Verhältnisse, die er in ihre Form hineinsah. In der Gestalt dieses wichtigen Organes glaubte er ein gleichnishafte Anzeichen zu entdecken für allerlei Ereignisse. In bedeutungsvollen Auslegungen gab er seinen Vermutungen Ausdruck. In Babylon fanden wir dann weiter unzählige Listen, in denen die verschiedensten Phänomene zusammengetragen waren, denen man irgendeine Bedeutung zuschrieb: Erscheinungen der Luft, des Wassers, auf der Erde usw. Vor allem aber war es die Astrologie, die uns interessierte, denn die Astrologie, die bei uns gelegentlich ausgeübt wird, geht letzten Endes auf altorientalische Anschauungen zurück.

Im alten Ägypten fanden wir außer einer Kalenderdeutung eine Auslegung alter religiöser Texte. Alte Sprüche oder Hymnen wurden Satz für Satz geprüft und durchdacht. In jedem Worte vermutete man einen geheimen Sinn, überall forschte man nach verborgenen Bedeutungen.

In Indien wurde vornehmlich die heilige Opferhandlung der Gegenstand ausdeutender priesterlicher Betrachtung. Das Opfer wurde Sinnbild, Abbild des Weltganzen.

In China endlich fanden wir eine ganze Anzahl von Deutungskünsten ausgebildet: Astrologie, die ihre Ausbildung wohl sicher auch einigen babylonischen Anregungen verdankt, dann Geomantik, die ihre Deutungen aus den Formen der Berge, Täler und Flüsse gewinnt. Weiter wurden die Sprünge einer gerösteten Schildkrötenschale dem Deutungskünstler zu einer Art geheimen Schrift, deren verborgenen Sinn er zu ergründen suchte. Ihren Höhepunkt erreichte die chinesische Deutungskunst in der merkwürdigen Lehre vom Yang und Yin, jenen beiden Urkräften, Grundprinzipien, die alles Geschehen in der Welt, allen Wechsel und Wandel letzten Endes bewirken. Diese Urkräfte in ihren verschiedenen Auswirkungen und Erscheinungsformen fanden ihre Darstellung in vierundsechzig Hieroglyphen, sogenannten Hexagrammen, in denen sie zu allen denkbaren Kombinationen und Anordnungen zusammentreten.

Die letzten Geheimwissenschaften, die uns beschäftigten, waren die kabbalistischen und alchemistischen. Für die ersteren war besonders die Buchstabenmystik charakteristisch. Die Buchstaben sind dabei nicht nur nützliche Zeichen für Laute, sondern auch Symbole für Weltprinzipien, Welt-elemente. Deshalb ist ihre Stellung und Anordnung in Worten, ihre Austauschbarkeit, Ersetzbarkeit von großer Wichtigkeit,

offenbaren sich doch darin geheime Zusammenhänge, Beziehungen in der Welt, deren Aufdeckung für das menschliche Leben von großer Bedeutung sein kann. Die Alchimie gewann ihre Deutungen, indem sie die chemischen Vorgänge als Sinnbilder für den Erlösungsvorgang auffaßte. Wandlung und Verwandlung der Stoffe wurde zum bekräftigenden Anzeichen für die Möglichkeit der Wandlung und Verwandlung des Menschen zu Gott.

Also überall fanden wir eine Deutungskunst, überall eine Beschäftigung mit allerlei Auslegungen. Deutungskunst und Wirklichkeitserkenntnis, das sind die Worte, durch die sich die Verschiedenheit der magischen Wissenschaft des Homo divinus und der Wirklichkeitserkenntnis, wie sie die Wissenschaft des Homo faber anstrebt, ausdrücken läßt.

Dabei ist noch eines hervorzuheben: die Lehren unserer Wissenschaften finden ihre Ausprägung in umfassenden Büchern, also durch Schrift; eine Verbildlichung geschieht nur beiläufig in instruktiven Darstellungen. Unsere Kunst — sehen wir von mittelalterlichen und einigen ganz neuen expressionistischen Werken ab — vermag nicht den Weltgehalt erlebnisgemäß in seiner ganzen Tiefe und Weite zum Ausdrucke zu bringen. Anders bei den Völkern, deren magische Lehren uns beschäftigt haben. Der Weltgehalt findet dort seine erlebnisgemäße Gestaltung in den mythischen Lehren, also in Worten, Vorstellungen und Gedanken, dann aber auch in den grandiosen Werken einer sakralen Baukunst. Man gestaltet den erlebten Weltgehalt also nicht nur in Worten und Gedankenbildern, sondern verwirklicht ihn in monumentalen Bauten. In den Stupas und Dagobas Indiens, jenen riesigen Rundpyramiden, sind Weltstufen, Weltsphären, Erlösungsstufen, Erlösungssphären dargestellt. In den Ziqqurat

Assyriens, Babyloniens finden wir ein gleiches. Und auch für die chinesischen Pagoden, wie für die altmexikanischen Teocalli haben einmal ähnliche Auffassungen zugrunde gelegen. Auch in Ägypten weisen die kosmischen Tempelhallen, deren Decken mit Sternenschmuck verziert sind, sowie die (genau nach den Himmelsrichtungen und astronomisch orientierten) Pyramiden auf verwandte Vorstellungen, wie wir auch bei altperuanischen Bauten die vielsagende astronomische Orientierung von Bauwerken wiederfinden. Als nun der Gewölbebau vom Morgenland ins Abendland gebracht wurde, da erwuchs auch hier eine — wir möchten es nennen — „kosmosophische Monumentalität“. In der Sternhimmelkuppel des römischen Pantheons, in den Sternhimmelkuppeln der Kathedralen, sowie in ihrer Orientierung nach den Himmelsrichtungen finden wir einige der zahlreichen Zeugnisse dafür. Der französische Forscher Mâle hat uns hier, wie wir bereits oben erwähnten, den Blick geöffnet für manches, das wir bisher nur eng-ästhetisch zu sehen vermochten. So finden wir überall die Kraft, die kosmosophischen Lehren bildhaft, monumental auszuprägen.

Die Fähigkeit zu solchen grandiosen Gestaltungen, die wir heutigentags nicht in gleicher Geschlossenheit mehr zu erschaffen vermöchten, ist wohl erst erloschen, als die Schrift, die Kunst des Lesens und Schreibens in so weitem Maße sich verbreitete, daß sie alle bildhaft gestaltenden Kräfte der Völker absorbierte und zerstörte. Man faßt es im allgemeinen als einen außerordentlichen Fortschritt auf, daß bei uns jeder Mensch des Lesens und Schreibens kundig ist. Aber man muß sich dabei stets erinnern, wie stark dadurch alle bildhaften Kräfte an ein unbildhaftes Ausdrucksmittel

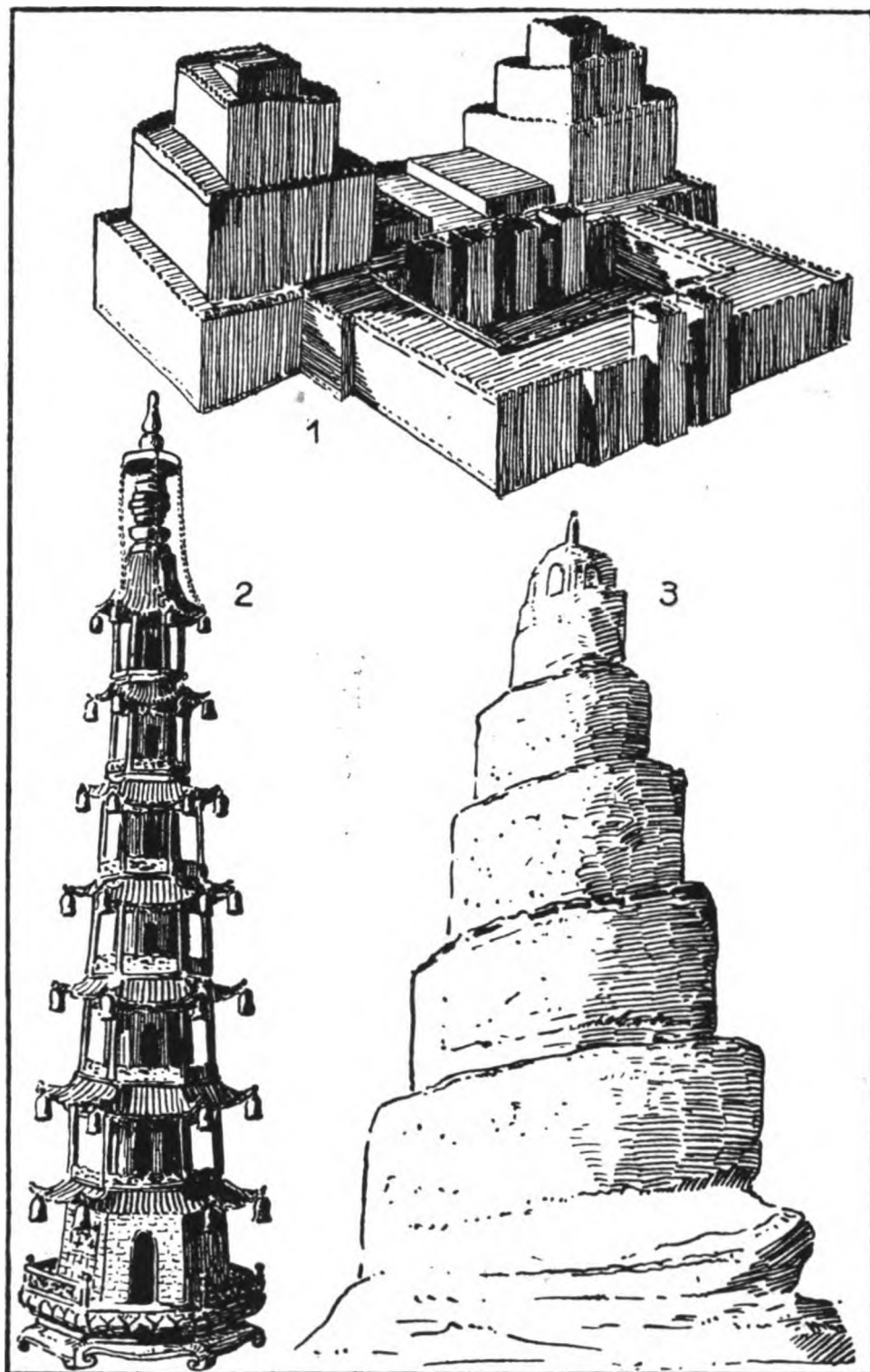


Abb. 33. Sakrale Stufenbauten: 1 Assyrischer Anu-Adad-Tempel. Zwei Stufentürme. 2 Chinesische Pagode mit sieben Stockwerken. 3 Islamischer Stufenturm zu Samarra am Tigris aus dem neunten Jahrhundert (1 Vgl. die Ausgrabungen der deutschen Orientgesellschaft; 2 Modell im Museum für Völkerkunde, Hamburg; 3 nach Jastrow)

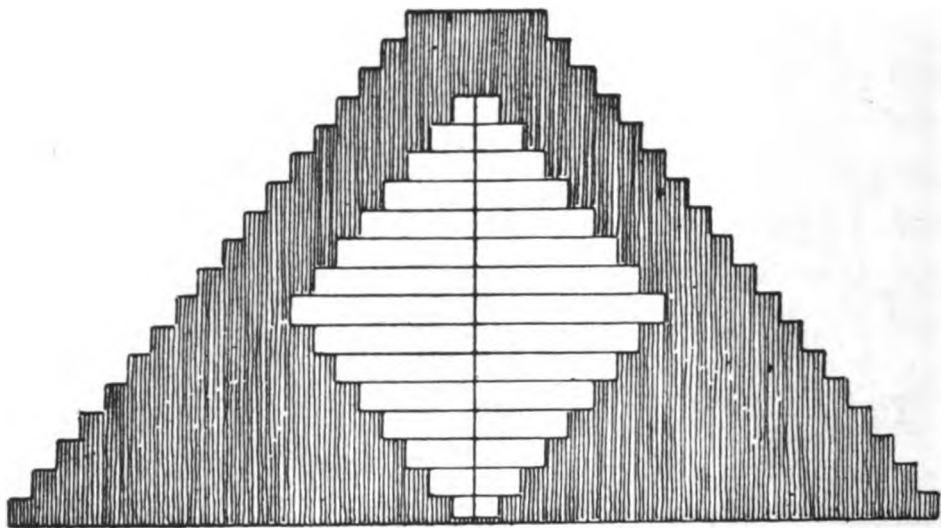
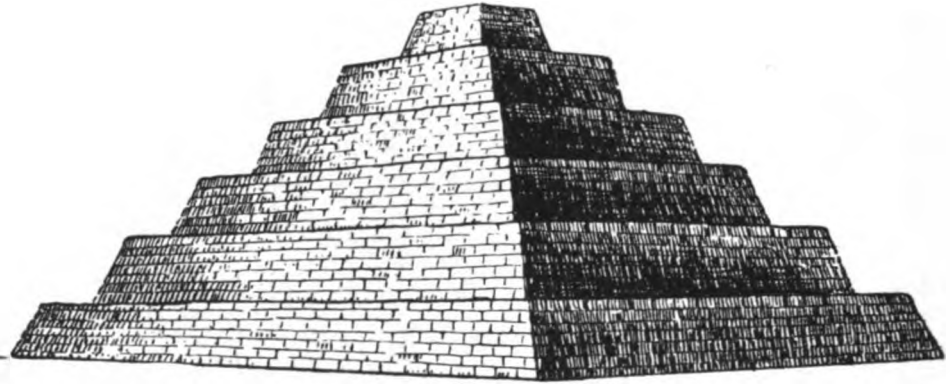


Abb. 34 und 35. Sakrale Stufenbauten: oben ägyptische Stufenpyramide von Sakkara. Rekonstruktion. Grabmal des Königs Zoser aus der dritten Dynastie; unten peruanische Grabpyramide (34 nach Perring, 35 nach Wiener-Beuchat)

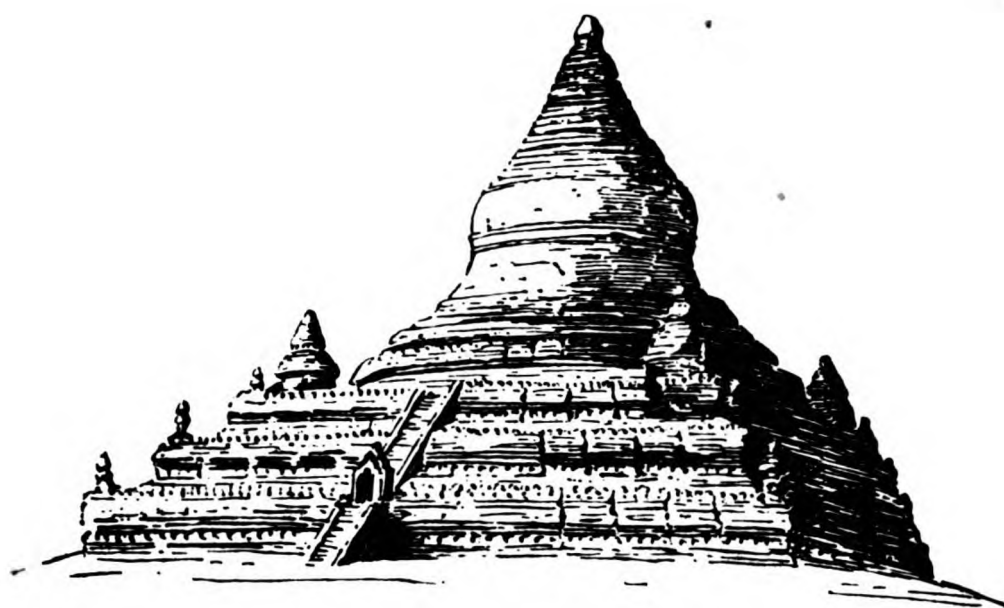


Abb. 36 und 37. Sakrale Stufenbauten: oben großer Stupa aus Birma, neuntes bis dreizehntes Jahrhundert n. Chr.; unten altmexikanischer Pyramidenbau. Rekonstruktion. Das sogenannte Castillo zu Chichen Itza

gebunden sind, wie sehr diese Kräfte geschwächt wurden. Wohl hatten die Inder, Chinesen, Ägypter, Babylonier und auch Mexikaner eine Schrift, aber die Schrift war in den schöpferischsten Zeiten Werkzeug vorwiegend eines Standes, was sie ihrer eigentlichen Natur nach ja auch tatsächlich ist, wenn sie von einer Kunst nicht zu einem All-weltsmittel herabsinken soll. Erst als die Schrift Volksgut wurde, da versiegten die bildnerischen Kräfte. Denn wenn allgemeingültige Werke entstehen sollen, so können diese nur aus den Kräften der Gemeinschaften erwachsen, deren Werkzeug die Führer sind. Auch die grandiosen sakralen Bauwerke der genannten Völker sind nur aus der breiten volklichen Grundlage zu verstehen. Die Erbauer der Werke vollzogen, gestalteten nur, was sich in dem unbewußten Leben des Volkes längst entschieden hatte, sie waren nur das Gefäß, das die tausendfältigen schöpferischen Kräfte des Volkes in sich aufnahm und sammelte. (In diesem Sinne sagt Richard Wagner einmal: „Nicht der Einzelne, sondern das Volk, das unbewußt schafft, wird das neue Große zustande bringen. Die Kraft des Volkes ist solange gelähmt, als es von einer ‚Intelligenz‘, vom ‚Bewußtsein‘ gefesselt und geleitet wird.“) Eben als die Schrift Gemeingut wurde, da versiegten diese Kräfte.

Wir Heutigen vermögen uns meist nur eine ganz schwache Vorstellung zu machen, was eine Weltanschauung, was ein Weltbild in des Wortes eigentlicher Bedeutung ist. Unsere Philosopheme sind mehr und mehr Systeme einer Art Begriffsrechnung geworden, die die Bezeichnung Weltbild nicht mehr verdienen, denen zudem nicht die allgemeine Gültigkeit, die der Mythos für die Volksgemeinschaft hat, zukommt, sondern nur die beschränktere für Schulen.

Die Absorbierung der bildenden Kräfte durch die Schrift hat nun noch eine Folge, die in diesem Zusammenhang Erwähnung verdient. Beim Homo divinans ist noch aller Lebensausdruck in hohem Maß undifferenziert. In künstlerischen Äußerungen fließen etwa auch philosophische Tendenzen mit ein usw. So ist Musik gleichzeitig Tanz, Dramatik und ihrem Gehalte nach bis zu einem gewissen Grad auch „Philosophie“ und „Literatur“. Das wird unter dem Einflusse der Schrift anders. Die literarisch-philosophischen Tendenzen beginnen die anderen zu überflügeln. Die Äußerungen des Lebens werden immer mehr abhängig von den Überlieferungen in Schrift, Druck, Noten. Man vermag sie nicht mehr in vollem Umfange dauernd im lebendigen Gedächtnis zu erhalten. Dadurch steht man ihnen sachlicher, distanzierter gegenüber. Die Lebensäußerungen werden nun streng gegliedert in die Gebiete der Dichtung (Lyrik, Dramatik, Epik), Musik, Philosophie usw., werden streng geschieden, und eine Vermischung ihrer Tendenzen wird gemieden. Richard Wagner hat noch einmal den gigantischen Versuch gemacht, zu einer Einheit des Lebensausdruckes im „Gesamtkunstwerke“ zu gelangen. Der Gehalt seiner gewaltigen Idee, von Kunstpedanten als eine „Summe“ der „Einzelkünste“ mißverstanden, hat noch keinen kongenialen Interpreten, geschweige denn wahrhaften Erfüller gefunden.

Früher, d. h. zur Zeit des Homo divinans, war der ganze Mensch mit Leib und Geist an den meisten Äußerungen beteiligt. Wir sagten, man tanzte „Philosophie“ (im kultischen Tanze) und man dichtete in Bildwerken (in der religiösen Kunst). Heute sind bei vielen Lebensäußerungen manche Kräfte zeitweilig gleichsam ausgeschaltet, wenn man auch wohl mit einem gewissen Pathos gelegentlich von einem Werke

sagt, es stände eine „ganze Persönlichkeit“ dahinter. Es wurde einmal von den Äußerungen, in denen sich die europäische Kultur auswirkt, von einem Exoten gesagt: „Euer Körper verkommt, während Eure Gedanken leben, und Eure Gedanken verkommen, während Euer Körper lebt. Eure Musik, Eure Dichtung muß schlecht und schwach sein, daß sie nicht in Euch fährt und Ihr Euch erhebt zu heiligem Tanze, Ihr sitzt und hört wie im Schlafe, und die Glieder Eures Leibes sind wie tot und ohne Bewegung.“ — Der Leser wird ermessen, was mit diesen Worten gemeint ist, die die fast abgründige Verschiedenheit zweier Lebenswelten aufdecken.

Vergegenwärtigen wir uns nun noch einmal die gemeinsamen Züge, die den Deutungskünsten der besprochenen Völker eigen sind.

Erstens: Der Gegenstand, Vorgang, mit dem die Deutung vorgenommen, welcher Anlaß für die mannigfaltigen Auslegungen wird, steht selbst als solcher nicht im Vordergrund des Interesses. Er interessiert nur insoweit, als er Träger von Bedeutungen, insofern er also Gleichnis und Sinnbild ist. Was interessieren den Deutungskünstler die wirklich anatomischen Verhältnisse einer Leber, die natürlichen Bedingungen, mechanischen Gesetze des Vogelfluges, die astronomischen Voraussetzungen des Kalenders und Planetenlaufes! Er beachtet das nur, weil ihm das alles zum Ausdrucke, zur Wesenoffenbarung göttlicher Mächte wird. Wie anders ist das Verfahren unserer Wissenschaft, die die Gegenstände als solche beachtet und untersucht, die den Dingen als solchen ihr Augenmerk zuwendet. Die sachlichen Verhältnisse stehen im Vordergrund des Interesses, die sachliche, objektive Erkenntnis ist Ziel und Aufgabe. Für die Deutungskunst könnte demgegenüber als Leitspruch ein Wort des Laotse

gelten: „Je mehr sich einer in der Außenwelt verliert, desto mehr geht seine Erkenntnis zurück.

Zweitens: Es ist anzunehmen, daß die Auslegungen des Deutungskünstlers, ursprünglich wenigstens, im Zustande geistiger Erhobenheit ausgeführt wurden, in einer Art Ekstase. Dieser Zustand wurde geweckt durch feierliche Ausführung zeremonieller oder magischer Handlungen, oft auch durch Zuhilfenahme narkotisch wirkender Mittel. Im Zustande solcher Erregung gewinnt die Welt für den Menschen ein anderes Aussehen. Im Bewußtsein wird nun leichter als sonst alles miteinander in Verbindung gebracht. Man sieht in die Dinge etwas hinein, das man sonst nicht an ihnen bemerken würde. Es ist, als bekämen alle Gegenstände der Umwelt eine Sprache, als brächten sie das, was sonst nur unklar geahnt würde, zum Ausdruck. So werden sie eben zu Sinnbildern, Gegenbildern dessen, was in der Seele vorher im Unterbewußtsein verborgen war, und das nun an ihnen erwacht und in den Deutungen zum Ausdruck gebracht wird. Wohl sicherlich sind ursprünglich alle deutenden Aussagen in einem gehobenen Zustande gemacht worden. Noch von den Kabbalisten erfahren wir, daß die Vorbedingung einer erfolgreichen Vornahme magischer Handlungen die geistige Erhebung sei, welche durch wiederholtes Hersagen heiliger Sprüche, Einnahme besonderer Haltung usw. erweckt wurde. Wir pflegen den ausgesprochen ekstatischen Zuständen im allgemeinen keine besonderen Leistungen zuzutrauen. Jedenfalls gelten für gewöhnlich die wissenschaftlichen Leistungen mehr als Produkt nüchternen, abwägenden Überlegens denn als Ergebnis ekstatisch gesteigerten Bewußtseins. Allenfalls ist man geneigt, künstlerischen und dichterischen Leistungen das Vorrecht ekstatischer Bewußtseins-

steigerung als Vorbedingung ihres Zustandekommens zuzuerkennen.

Drittens: Die wissenschaftlichen Einzelleistungen gliedern sich in unseren Verhältnissen der Gesamtaufgabe einer Wissenschaft sinnvoll ein. Die Leistungen des Deutungskünstlers dagegen sind, wenigstens ursprünglich, keine in dem charakterisierten Sinne Teilleistungen, die einem Oberzwecke dienen, sondern sie sind ganz in sich beschlossen, beruhen ganz in sich. In der babylonischen Deutungskunst beginnt das schon anders zu werden. Hier werden schon Erfahrungen gesammelt und in Listen, den Vorzeichenlisten, aufbewahrt.

Viertens: In den ursprünglichen Verhältnissen, in denen die Deutungskunst eine Rolle spielt, ist das Denken des Einzelnen noch stark „gebunden“, d. h. es bewegt sich in seinem Ablaufe noch vorwiegend in Bahnen, die von den mythologischen, religiösen Anschauungen, die unter dem betreffenden Volke vorherrschen, getragen werden. So sind auch die Aussagen des Deutungskünstlers ursprünglich weniger als bei uns die wissenschaftlichen Leistungen Produkt individualisierter geistiger Tätigkeit, sie haben vielmehr in sehr hohem Grad als Äußerung der ganzen Kulturgemeinschaft zu gelten und werden eben deswegen mit Recht vielfach als allgemein verbindlich geachtet.

Fünftens: In den gelehrten Werken unserer Wissenschaften äußert sich zumeist nicht wie in Dichtungen das Bestreben, durch Gestalt wirken, als Vorbild (Th. Lessing prägte in ähnlichem Zusammenhang einmal das treffliche Wort Anbild) das Leben gestalten zu wollen. Macht sich in einem wissenschaftlichen Werk einmal ein solches Bestreben geltend, dann sagt man wohl, es überschreite die Grenzen

wissenschaftlicher Sachgemäßheit und streife das Künstlerische, Dichterische. Ganz anders vielfach die Aussagen des Deutungskünstlers. Sie sind voll lebensgestaltender Kraft, ja ihre Kraft ist so bestimmend, daß das Leben in vielen Fällen es ihnen nachtun muß. Man kann den Unterschied dadurch charakterisieren, daß man sagt, einmal handle es sich (bei unserer Wissenschaft) um ein „Nachdenken“, das andere Mal (bei der Deutungskunst) um ein „Vorstellen“ (beziehungsweise „Vorbilden“).

Sechstens: Die Aussagen des Deutungskünstlers werden von den Hörenden empfangen in gläubiger Hinnahme, in einer bereitwilligen „Einbildung“ des Gehaltes der Aussage. Die Aussagen der Wissenschaft werden hingenommen auf Grund einer kritischen Einstellung des abwägenden Erkennens, das die Gewähr der „Richtigkeit“ in einer jederzeit möglichen Nachkonstruktion, einer Ableitung des Ausgesagten findet.

Siebentens: Unsere Wissenschaften beruhen auf der Unterscheidung von Wissensgebieten, insbesondere auf der Unterscheidung von Natur- und Geisteswissenschaften. Wenn nun auch die Deutungskünste bei ihren Deutungen Gegenstände der Natur, vielleicht Gestirne, in Anspruch nehmen, so ist in solchen Deutungen wenigstens ursprünglich die Unterscheidung von Natur und Geist oder anderer gebietlichen Besonderheiten nicht enthalten. Die Aussagen sind umfassend, sie umschließen noch geistiges und natürliches Geschehen, die Erscheinungen und Gegenstände der Natur werden als Sinnbilder der Totalität auch zu Anzeichen für seelisches Geschehen. So ist Kosmologie ursprünglich gleichzeitig Psychologie und auch umgekehrt.

Achtens: Die Vornahme von Aussagen durch den

Deutungskünstler sind vielfach an einen heiligen Ort, an bestimmte, von heiligenden Einflüssen erfüllte Zeiten gebunden. Die Wissenschaft dagegen ist prinzipiell überall und jederzeit gültig.

Neuntens: Der Wortlaut der Aussagen ist wenigstens ursprünglich keine Darlegung und Beschreibung des Gemeinten, sondern selbst unmittelbarer Ausdruck, unmittelbare Gestalt des Gehaltes. Der Wortklang, die Wortwahl ist höchst bedeutungsvoll. Die Worte selbst sind vielfach wirksam wie Zauberformeln, es sind Verheißungen, Beschwörungen, die das Geschick, wie wir uns gelegentlich auch noch auszudrücken pflegen, wirklich „heraufbeschwören“. So sind sie Äußerungen eines anschaulichen Denkens, das noch nicht mit Begriffen arbeitet, sondern mit der eindringlichen Kraft von Bildern.

Zehntens: Es sind die Deutungen ursprünglich, da die kultischen, zeremoniellen Vorbereitungen den ganzen, nämlich leiblichen und geistigen Menschen zur Aktivität erwecken, nicht eigentlich reine „Kopfleistungen“, nicht ausgesprochen zerebrale Produkte, sondern Äußerungen einer psychophysischen Beschaffenheit, für die unsere Scheidung von Leib und Geist noch nicht in ihrer ganzen Schärfe maßgebend sein kann.

Das sind die zehn Hauptcharakteristika der Deutungskunst, die sie zu unserer Wissenschaft in Gegensatz stellen.

Es wird nun ja gerade in jüngster Zeit viel von einem Wiederaufleben alter, fast vergessener, mantischer Wissenschaften gesprochen. Viel Kritiklosigkeit, Selbsttäuschung und nicht zum mindesten Betrug mag mitunter dabei am Werke sein. Etwas im Kerne Richtiges glauben wir aber trotz abstoßender Nebenumstände wenigstens in einigen Werken er-

kennen zu können: die Anfänge einer neuen Deutungskunst. Graf Hermann Keyserling sagt einmal in seinem „Reisetagebuch eines Philosophen“: „Es heißt allen Regeln der Kritik zuwiderhandeln, wenn man die staunenswerten Übereinstimmungen der Geheimlehren aller Völker und Zeiten vom Altertum bis zur jüngsten Gegenwart in sämtlichen wesentlichen Punkten für nichts erachtet; es heißt das Problem auf unerlaubte Weise vereinfachen, wenn man ohne eine Spur von Berechtigung dazu sonst als ehrlich bekannte Menschen des bewußten Schwindels zieht. Höchstwahrscheinlich, ja sicher ist viel Unrichtiges in den Geheimlehren überliefert, viel Einbildung, viel Phantasmagorie. Aber wer sich . . . die Mühe nimmt, sie ernstlich zu studieren, wird die Überzeugung gewinnen, daß nicht alles Einbildung ist, daß die Möglichkeit von vielem gewiß und die Wirklichkeit wahrscheinlich ist.“ Und an anderer Stelle sagt Graf Keyserling: „Unzweifelhaft ist die Wirklichkeit, die wir normalerweise erfahren, nur ein qualifizierter Ausschnitt der ganzen Wirklichkeit, in seinem Sosein bedingt durch unsere psychophysische Organisation.“ — Die Natur, die uns gewohnte Außenwelt, die wir mit den Sinnen, mit Augen und Ohren wahrnehmen, und die wir mit dem Verstande verarbeiten, ist die Erlebniswelt einer ganz bestimmten, besonders gearteten seelischen Verfassung, seelischen Einstellung. Kant und seine Nachfolger wiesen nach, in welchen Erkenntnisformen sich das Wirklichkeitserlebnis dieser ganz bestimmten, besonders gearteten seelischen Verfassung vollzieht. Aus den religiösen und magischen Lehren, die wir im Überblicke darstellten, lernen wir nun, daß es ein anders geartetes Erfahren der Welt, eine anders geartete Sehweise gibt, die dem, der ihrer fähig ist, Offenbarungen zuteil werden läßt,

die anderen verborgen bleiben und die demgemäß auch eine andersartige Ausdrucks- und Darstellungsweise erfordern. Es liegt dem eine Art Hellsichtigkeit zugrunde, die den Blick öffnet für Zusammenhänge, die sich dem gewöhnlichen Wachbewußtsein nicht zeigen. Wir haben es hier also mit — psychologisch gesprochen — einer „Verschiebung der Bewußtseinslage“ zu tun. Andere Bewußtseinslagen haben andere Erkenntnismöglichkeiten. Die Hellsichtigkeit anderer Bewußtseinslage wird durch Erweckung von sich der Ekstase nähernden Zuständen gefördert. Der Dichter Carl Hauptmann sagt einmal in seinem Tagebuche von der Ekstase: „Deswegen lauschten frühere Jahrhunderte, naivere Alte den heiligen Berauschten, in denen sich dieser Quell auftat. Aber die ‚Verständigen‘ von heute sind des Rausches feind . . . Und doch wachsen und quellen auch heute nur aus der Tiefe des Ungedachten die Wunder des sich zur Welt erweiternden Menschengestes“ . . . und an anderer Stelle: „Wir haben vergessen, daß ein jeder von uns einmal . . . aus dunklen Gründen aufgestiegen ist, urverwandt im Blute mit Fels und Wasser und Fisch und Vogel“ . . . „Alle Wesen sind in einem jeden, alle Mächte leben in einem jeden. — Stein sind wir; der Stein spricht in uns. Pflanze sind wir; die Pflanze spricht in uns. Alle Dinge haben uns in unser Blut das Geheimnis ihres Tages und ihrer Nacht verraten.“ — Hierin liegt die Rechtfertigung jenes anderen Erkennens, jener anderen Erlebnisweise, die ihren Ausdruck in Mythologie und Magie findet, der die Gegenstände der Außenwelt zu Gegenbildern der dämonischen Kräfte werden, die im Menschen dort verborgen sind, wo sein eigentliches Ich aufhört.

Ziehen wir nun die Folgerungen aus all unseren Dar-

legungen, die sich für unsere Zeit ergeben. Wir wiesen in der Einleitung auf die geistige Lage unserer Zeit hin. Zustand und Wandlung unserer Zeit schien sich uns am vernehmlichsten auszusprechen in jener Bewegung, die man mit einem nicht eben sehr glücklich gewählten Schlagworte als Expressionismus bezeichnet hat. Man mag über die Werke, die ihm ihre Entstehung verdanken, denken wie man will, man mag als Leistungen die Werke hoch oder niedrig bewerten, unübersehbar ist das Wollen, das in ihm um Gestaltung, um Verwirklichung ringt.

Im Künstlerischen, in dem jede geistige Wandlung sich zuerst ankündigt, zuerst erlebt und erlebbar wird, vernahm man auch zuerst die Anzeichen eines neuen Welterlebens und einer neuen Wirklichkeit. Auch auf religiösem Gebiete macht sich je länger je mehr ein gleicher Wandel geltend, vor allem in einer Art Wiederentdeckung des Kultus.

Auf dem Gebiete des Wissens kündigt sich noch kaum merkbar ein Wandel an. Wenn wir hier von einem möglichen Wandel sprechen, so bedarf das einer ausdrücklichen Hervorhebung. Wir glauben nicht, daß unsere Wissenschaft als solche es nötig hat, ihre Ziele, ihre Methoden grundsätzlich zu ändern, ihren Traditionen untreu zu werden. Aber außerhalb, abseits von dem Tätigkeitsbereich der eigentlichen Wissenschaft wird sich ein neues Gebiet entfalten: eine Deutungskunst. „Denn es gibt zweierlei Art von Wissenschaft. Die eine ist die ‚Wirklichkeitserkenntnis‘. Sie untersucht die Welt der Gegenstände, der geistigen wie der stofflichen, stellt ihre Veränderungen, Beziehungen, Arten und Bedingungen fest und bringt das alles in das einfachste System, die einfachste Ordnung. Solche Wissenschaft erfordert

ein reiches Maß an Kenntnis von den Gesetzen des Ordners und eine Übung ihrer Anwendung. Dann gibt es eine Wissenschaft, die ‚Deutungskunst‘, die entzündet sich tief innen in heiligen Menschen. Dort, wo das eigene Ich aufhört, enttaucht ein seltsam Reich von Bedeutungen. Dieses breitet seinen Glanz aus über die Gegenstände, daß sie aufleuchten in seltsamem Lichte. Die Gegenstände sind nun nicht mehr ein ichfremd Ding, das sich sachlich einordnen ließe, sondern sie werden zu Trägern der heiligen Bedeutungen, deren Widerschein auf ihnen ruht. So ist es nicht mehr nötig, nach ihrem sachlichen Wert, ihrer wirklichen Beschaffenheit zu fragen. So bedarf auch der Kunder solcher Wissenschaft, die wir ‚Deutungskunst‘ heißen, keiner geschulten Kenntnis von den Dingen und ihren Ordnungen, ja nicht einmal der Kenntnis der Schrift. Sondern wenn er wahrhaft erweckt ist, d. h. die Gegenstände ihm zu einer Sprache werden, deren Sinn er tief in sich trägt, wird er freudig aufstehen und die Dinge deuten gemäß jenem geheimnisvoll heiligen Glanze, der sich auf sie senkte. Solche Deutungskunst, wie sie die alten Völker kannten, ist uns erst wieder in der Zukunft vorbehalten.“ (Danzel: „Vom Sinn des Magischen“.) Novalis sagt einmal (Lehrlinge zu Sais): „Mannigfache Wege gehen die Menschen. Wer sie verfolgt und vergleicht, wird wunderliche Figuren entstehen sehen; Figuren, die zu jener großen Chifferschrift zu gehören scheinen, die man überall, auf Flügeln, Eierschalen, in Wolken, im Schnee, in Kristallen und in Steinbildungen, auf gefrierenden Wassern, im Inneren und Äußeren der Gebirge, der Pflanzen, der Tiere, der Menschen, in den Lichtern des Himmels . . . erblickt. In ihnen ahndet man den Schlüssel dieser Wunderschrift, die Sprachlehre derselben. . . . Er merkte bald auf die Verbindungen in allem, auf Be-

gegnungen, Zusammentreffungen. Nun sah er bald nichts mehr allein. In große bunte Bilder drängten sich die Wahrnehmungen seiner Sinne: er hörte, sah, tastete und dachte zugleich. Er freute sich, Fremdlinge zusammen zu bringen. Bald waren ihm die Sterne Menschen, bald die Menschen Sterne, die Steine Tiere, die Wolken Pflanzen.“

Man kann den Deutungskünstler auch dem Maler vergleichen, welcher in seinen Werken nicht die Gegenstände der Außenwelt nachbildet, sondern seinerseits durch die Kraft seines Ausdruckes bestimmt, was als Gegenstand und wie ein Gegenstand gesehen werden soll. „Jeder wirklich einflußreiche Maler lehrt altbekannte Gesichte neu sehen und zwingt vielleicht sein ganzes Volk, Formen, Farben, Eigenheiten wahrzunehmen, welche zwar immer da waren, aber nie zuvor gerade so beachtet worden sind“ (Th. Lessing). Ebenso kommt es dem Deutungskünstler nicht darauf an, nackte Tatsächlichkeiten festzustellen und die Wirklichkeit richtig zu erklären. Wenn er Tiere, Sterne, Gesteine, Bildwerke, Schriften, Namen, Formen, Pflanzen usw. betrachtet, so will er nicht die Erfahrungstatsächlichkeit ergründen. Das tut die Wissenschaft. Die Erfahrungstatsächlichkeit, der Bereich der Fakten, dient ihm gleichsam nur als Steinbruch, als Baumaterial, mit dem er schaltet und waltet ohne Rücksicht auf die in der Wirklichkeit gegebenen Zusammenhänge und die sachliche „Richtigkeit“. Der Mensch baut in solchen Deutungen das, was einmal Wirklichkeit werden soll, ein die Lebensrichtung bestimmendes, verheißendes Leitbild, das die lebentragenden Bedeutungen im voraus anklingen läßt. Den Tatsachen und Gegenständen, die der Gelehrte sachlich, objektiv betrachtet, wird in den Deutungen ein Sinn „beigelegt“, sie werden aus der Erfahrungswirklich-

keit herausgehoben. Aus den Tatsächlichkeiten wird in den Deutungen, in den Auslegungen Kraft gewonnen, die Zukunft zu gestalten. Wie die alten Orakelpriester den Fragenden Antwort gaben über das, was kommen soll, wie die Orakelpriester mit ihren Aussagen recht eigentlich durch die magische Kraft ihrer Worte das, was kommen sollte, erzeugten, hervorriefen, ebenso ist es Aufgabe einer Deutungskunst, aus den Tatsächlichkeiten, die die Wissenschaft zusammenträgt, einen Bau zu gründen von solcher Größe, von solcher Erhabenheit, daß sich alles Leben und Erleben danach richten muß, daß alles Leben und Erleben von ihm Sinn und Gestalt empfängt. In dieser Weise ist uns, so glauben wir, auch heute noch eine Deutungskunst möglich. Ja, sie ist unserer Zeit als eine besondere Aufgabe gestellt, wenn auch die zehn Voraussetzungen, die wir oben für die Deutungskünste der großen orientalischen Kulturen darlegten, heute nicht alle zutreffen. In einigen Werken, seltsam und mißverstanden, glauben wir schon die ersten Anfänge einer Deutungskunst zu gewahren, die ihre Auslegungen an Sprachen, Zahlen, Namen, Sagen, Zeichen knüpft. Aber die Verfasser sind sich über die Tragweite, über die Richtung ihres Strebens nicht völlig klar und vor allem dadurch vielfach gehemmt, daß sie meinen, Wissenschaft, also Wirklichkeitserkenntnis, zu geben. In solcher Vermischung kommen ihre Deutungen nur in einer Verzerrung und Entstellung zum Ausdruck und haben, da man sie vom Standpunkte der Wissenschaft beurteilte, verständlicherweise nur Befremden und Ablehnung erfahren. Wenn es mit unseren Ausführungen gelungen ist, hier Klärung zu bringen und Anregung zu geben, so ist eine Hauptaufgabe unseres Buches erfüllt.

Ausgewählte Werke für weitere Studien

I. Allgemeine Werke und primitive Magie

Lévy-Bruhl, Les Fonctions mentales dans les sociétés inférieures. Paris 1910.

— **La mentalité primitive. Paris 1922.**

K. Th. Preuß, Die geistige Kultur der Naturvölker. Leipzig 1914.

Alfred Vierkandt, Naturvölker und Kulturvölker. Leipzig 1896.

Wilhelm Wundt, Elemente der Völkerpsychologie. Leipzig 1913.

— **Völkerpsychologie. 10 Bde. Bis 1920.**

J. W. Hauer, Die Religionen, ihr Werden, ihr Sinn, ihre Wahrheit. 1. Bd.: Das religiöse Erlebnis auf den unteren Stufen. Stuttgart 1923. (Konnte nicht mehr berücksichtigt werden.)

P. C. Portheim, Asien als Erzieher. Leipzig 1920.

A. Horneffer, Symbolik der Mysterienbünde. München 1916.

Graf Hermann Keyserling, Das Reisetagebuch eines Philosophen. 2 Bde. Darmstadt 1919.

Alfred Lehmann, Aberglaube und Zauberei. Stuttgart 1908.

Ernst Cassirer, Philosophie der symbolischen Formen. 1. Bd.: Die Sprache. Berlin 1923.

Karl Beth, Religion und Magie bei den Naturvölkern. Berlin 1914.

Th.-W. Danzel, Die Anfänge der Schrift. Leipzig 1912.

— **Prinzipien und Methoden der Entwicklungspsychologie; Grundlinien einer psychologischen Entwicklungsgeschichte von Kultur und Gesellschaft. Berlin 1921.**

— **Die psychologischen Grundlagen der Mythologie. Arch. f. Rel. 1922/23.**

— **Kultur und Religion des primitiven Menschen. Stuttgart 1924.**

II. Altmexiko

Beuchat, Manuel d'Archéologie américaine. Paris 1912.

T. A. Joyce, Mexican Archaeology. London 1914.

Th. Waitz, Anthropologie der Naturvölker. 4. Bd. Leipzig 1864.

- H. Beyer, *El Llamado Calendario Azteca*. Mexiko 1921.
 W. Krickeberg in *Buschans Völkerkunde*, 1. Bd., S. 160—209. Stuttgart 1922.
 E. Seler, *Gesammelte Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Altertumskunde*. 5 Bde.
 W. Lehmann, *Altmexikanische Kunstgeschichte*. Berlin 1921.
 F. Röck, *Kalender, Sternglaube und Weltbilder der Tolteken*. Wien 1922.
 Th.-W. Danzel, *Mexico I. Textteil: Grundzüge der altmexikanischen Geistes- kultur; Bildteil: Altmexikanische Bilderschriften*. Darmstadt 1922.
 — *Mexico II. Textteil: Kultur und Leben im alten Mexiko; Bildteil: Mexi- kanische Plastik*. Darmstadt 1922.
 — *Babylon und Altmexico, Gleiches und Gegensätzliches. El Mexico Antiguo; Rev. Intern.* 1921.

III. Babylon

- Hermann Schneider, *Kultur und Denken der Babylonier und Juden*. Leipzig 1910.
 A. Jeremias, *Handbuch der altorientalischen Geisteskultur*. Leipzig 1913.
 C. Bezold, *Ninive und Babylon*. Leipzig 1909.
 P. S. Landersdorfer, *Die Kultur der Babylonier und Assyrier*. München 1913.
 Koldewey, *Das wiedererstehende Babylon*.
 Ed. Meyer, *Alte Geschichte*.

IV. Peru

- Th. A. Joyce, *South American Archaeology*. London 1912.
 Beuchat, *Manuel d'Archéologie américaine*. Paris 1912.
 Waitz, *Anthropologie der Naturvölker*, 4. Bd., Leipzig 1864.
 W. Krickeberg in *Buschans Völkerkunde*, 1. Bd., S. 372—411.
 Brehm, *Das Inkareich*.
 W. Lehmann, *Peruanische Kunstgeschichte*. 1924.

V. Altägypten

- Hermann Schneider, *Kultur und Denken der alten Ägypter*. Leipzig 1909.
 Adolf Erman, *Ägypten und ägyptisches Leben*. Tübingen 1885. (Neue Auf- lage von Ranke.)
 — *Die ägyptische Religion*. Berlin 1909.
 Ed. Meyer, *Alte Geschichte*.

VI. China

- Das Licht des Ostens*. S. 269—505.
 W. Grube, *Religion und Kultus der Chinesen*. Leipzig 1910.
 Ed. Chavannes, *Se-ma-Ts'ien*. Paris 1895.
 Richard Wilhelm, *Laotses Taoteking*. Jena 1911.

VII. Indien

Das Licht des Ostens. S. 11—242.

A. Barth, *The Religions of India*. 4. Aufl. 1906.

E. Hardy, *Indische Religionsgeschichte*. 1898.

H. Oldenberg, *Die Religion des Veda*. 1894.

A. Hillebrandt, *Vedische Mythologie*. 3 Bde. 1891—1902.

J. W. Hauer, *Anfänge der Yogapraxis*. Stuttgart 1922.

VIII. Kabbala und Alchimie

Erich Bischoff, *Die Kabbala*. Leipzig 1903.

— *Die Elemente der Kabbala*. 2 Bde. Berlin 1913.

Hermann Kopp, *Die Alchimie in älterer und neuerer Zeit*. 2 Teile. Heidelberg 1886.

Herbert Silberer, *Probleme der Mystik und ihrer Symbolik*. Leipzig 1914.

Friedr. Barth, *Die Cabbalah des Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim*. Neudruck 1921.

Verlag von Strecker und Schröder in Stuttgart

Früher erschien von

Dr. Theodor-Wilhelm Danzel

Privatdozent an der Universität Hamburg

Kultur und Religion des primitiven Menschen
Einführung in Hauptprobleme der allgemeinen Völkerkunde
und Völkerpsychologie

140 Seiten. Mit 16 Tafeln und 15 Abbildungen

Kartoniert M 3,—, Leinenband M 4,50

Aus den Urteilen:

Von dem doppelten Gesichtspunkt der Magie und des Lebensstils aus betrachtet Danzel der Reihe nach die Denkweise des primitiven Menschen, seine Kunst, die Sprache, die Gesellschaft, die Medizin, den Kalender, die magischen Bräuche, Dinge und Vorstellungen, die Religion, Erziehung, Drama und Tanz, die Musik, die Schrift und ihre Vorläufer, die Wissenschaft, das Recht, das Zählen und die Epik. Bei dem engen Raum kann er stets nur kurze Abrisse geben, aber diese bringen doch so viele neue und meist gute Gedanken, daß man das kleine Buch dem kulturgeschichtlich interessierten Leser nur aufs wärmste empfehlen kann.

Prof. Dr. K. Weule, Leipzig.

Ich habe das Buch mit großem Genuß gelesen und zweifle nicht, daß es bei dem großen Publikum viel Anklang finden wird, zumal auf wenigen Seiten alle Erscheinungen der geistigen Kultur gestreift werden.

Prof. Dr. K. Th. Preuß, Berlin.

In dieser Schrift werden zum ersten Male die magischen Phantasmagorien, die das ganze Leben des primitiven Menschen durchsetzen, als etwas Sinnvolles erfaßt und wirklich gedeutet. Dabei werden die neuesten Ergebnisse der Völkerpsychologie nicht nur verwertet, sondern auch erheblich weitergeführt. So können für viele bisher vergeblich gestellte Fragen Lösungen angeboten werden, namentlich auf dem Gebiet der Religion und Mythologie. Daneben vermittelt das Buch ein klares Verständnis der primitiven Kunst. Die Darstellung ist durchweg gemeinverständlich.

Die Propyläen, München.

Danzel hat sich um ein Verständnis des primitiven Menschen bemüht und dieses in anregsamster Weise seinem Leser zu vermitteln gestrebt. Seine Ausführungen wirken klar und einleuchtend und vermitteln eine vorurteilsfreie Einstellung zu einem fruchtbaren, uns menschlich fördernden Thema.

Mindener Tageblatt.

Hier legt uns der Verlag ein gediegenes Werk vor, das, ohne weit-schweifig und ermüdend zu werden, sich dem Gegenstand von allen Gebieten her nähert, und das trotz seiner wissenschaftlichen Gründlichkeit den Vorzug der Allgemeinverständlichkeit besitzt.

Generalanzeiger, Stettin.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Verlag von Strecker und Schröder in Stuttgart

Illustrierte Völkerkunde

Herausgegeben von Dr. Georg Buschan

Band I: Vergleichende Völkerkunde. Von Dr. Richard Lasch. — Amerika. Von Dr. W. Krickeberg. — Afrika. Von Dr. Arthur Haberlandt. 8°. XVI und 686 Seiten. Mit 20 Tafeln, 289 Abbildungen und 4 Völkerkarten. In Halbleinen M 15,—, in Leinen M 17,—.

Band II: Australien und Ozeanien. Von Dr. Georg Buschan. — Nord-, Mittel- und Westasien. Von Dr. Arthur Byhan. — Hochasien und Vorderindien. Von Dr. Arthur Haberlandt. — Ostasien. Von Prof. Dr. M. Haberlandt. — Südostasien. Von Dr. Robert Heine-Geldern. XXIII und 1078 Seiten. Mit 49 Tafeln, 587 Abbildungen und 9 Völker- und Sprachenkarten. In Halbleinen M 25,—, in Leinen M 27,—.

Band III: Europa und Mittelmeerländer erscheint im Herbst 1924.

Meines Wissens gibt es weder in englischer noch in französischer Sprache ein zusammenfassendes Buch, das die Ethnologie der Gegenwart mit gleicher Lebendigkeit und Zuverlässigkeit vorführt.

Prof. Dr. Karl v. d. Steinen.

Erland Nordenskiöld

Forschungen und Abenteuer in Südamerika. Gr.-8°. XII und 338 Seiten. Mit 4 farbigen, 80 einfarbigen Tafeln, 34 Abbildungen im Text und 6 Plänen und Karten. In Leinen M 11,—.

Der berühmte schwedische Forscher beschreibt hier seine sechste große Südamerikareise, auf der er tief in die Urwaldgebiete Boliviens eindrang. Das Buch ist reich an packenden Erlebnissen und Abenteuern. Neben spannenden Reiseschilderungen und Beschreibungen bisher unerforschter Indianerstämme finden wir lehrreiche Abschnitte über die Inca-Zeit, über Malaria, Regenzeit und überschwemmte Pampas, über Missionen, über die südamerikanische Kautschukkrise usw.

Indianer und Weiße in Nordostbolivien. 5. bis 7. Tausend. 224 Seiten. 8°. Mit 38 Tafeln, 90 Abbildungen im Text und 1 Karte. Halbleinenband M 5,50, Leinenband M 6,—.

Traumsagen aus den Anden. Mit 10 Holzschnitten von Hjalmar Eldh. 8°. IV und 90 Seiten. Gebunden M 2,—.

Ausführliche Verlagsverzeichnisse auf Verlangen

- Bates, Henry Walter, Elf Jahre am Amazonas. Abenteuer und Naturschilderungen, Sitten und Gebräuche der Bewohner unter dem Äquator. Bearbeitet und eingeleitet von Dr. B. Brandt. Mit 19 Abbildungen auf Tafeln und 14 Kartenskizzen. Leinenband M 7,50. (Klassiker der Erd- und Völkerkunde.)**
- McGovern, J. B. M., Unter den Kopfjägern auf Formosa. 8°. 192 Seiten. Mit 23 Tafeln auf Kunstdruckpapier. Halbleinenband M 4,—.**
- Herzog, Prof. Dr. Theodor, Vom Urwald zu den Gletschern der Kordillere. Zweite, umgeänderte Auflage. Gr.-8°. XIV und 240 Seiten. 8 Kupfertiefdrucke, 96 Abbildungen auf Kunstdruckpapier. Leinenband M 9,—.**
- Koch-Grünberg, Prof. Dr. Theodor, Zwei Jahre unter den Indianern Nordwestbrasiens. 4.—5. Tausend. 12 Kupfertiefdrucke, 48 Abbildungen im Text. Gr.-8°. XII und 416 Seiten. Halbleinenband M 10,—, Leinenband M 12,—, Halblederband M 16,—.**
- Koppers, Dr. Wilh., Unter Feuerland-Indianern. Eine Forschungsreise zu den südlichsten Bewohnern der Erde mit M. Gusinde. 8°. VIII und 239 Seiten. Mit 74 Abbildungen auf Tafeln und im Text. Leinenband M 6,—.**
- Krämer, Prof. Dr. Augustin, Salamasina. Bilder aus altsamoanischer Kultur und Geschichte. 8°. 245 Seiten. Mit 16 Abbildungen und 1 Karte. Halbleinenband M 3,50.**
- Rosen, Graf Eric von, Vom Kap nach Kairo. Forschungen und Abenteuer der Schwedischen Rhodesia-Kongo-Expedition. 8°. VIII und 160 Seiten. Mit 75 Abbildungen auf Tafeln. Leinenband M 7,—.**
- Sapper, Prof. Dr. Karl, Die Tropen. Natur und Mensch zwischen den Wendekreisen. XII und 152 Seiten. 8°. Mit 40 Abbildungen auf Kunstdrucktafeln. Leinenband M 5,50.**
- Speiser, Prof. Dr. Felix, Südsee, Urwald, Kannibalen. Reisen in den Neuen Hebriden und Santa-Cruz-Inseln. Zweite Auflage. Gr.-8°. XII und 349 Seiten. Mit 132 Abbildungen auf 70 Tafeln. Geheftet M 10,—, Leinenband M 13,—.**
- Unterwelz, Dr. Robert, In Tropensonne und Urwaldnacht. Wanderungen und Erlebnisse in Deutsch-Ostafrika. 8°. XII und 206 Seiten. Mit 40 Federzeichnungen. Halbleinenband M 4,50.**